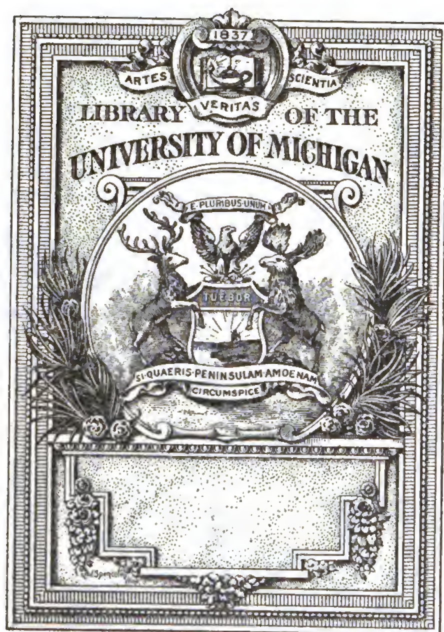



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Ludwig Anzengrubers

Gesammelte Werke

in zehn Bänden.

Dritte durchgesehene Auflage.

Fünfter Band.

Inhalt:

Kalendergeschichten. — Gedichte und Aphorismen.



Stuttgart 1897.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt

Kalendergeschichten.

Gedichte und Aphorismen.

Aus meiner Werdezeit.

(1859—1863.)

Alte Weisen.

Zeit und Welt.

Beschauliches.

Stimmungsbilder.

Gestalten und Geschichten.

Eine kleine Plauderei als Vorrede.

Es ist eine eigene Sache um das Kalendermachen, ich meine nicht, um das Aufteilen der Tage und das Zuteilen heiliger oder profaner Namen für einen jeden derselben, das Vorberichten von Mondes- und Sonnenfinsternissen, Aufzählen der Fest- und Fasttage und Anführen der Bauernregeln, welche so heißen, weil sich wohl die Bauern danach richten, aber leider nicht immer die Witterung, kurz, ich meine nicht das Zusammenstellen alles dessen, wovon laufenden Jahres über jeder Käufer jedes Kalenders aufs beste unterrichtet zu sein verlangt, sondern ich meine die Abfassung des erzählenden Teiles, denn der soll das Büchelchen dem Käufer wert machen, viel mehr wert, als die Pfennige oder Groschen, welche dafür ausgelegt werden. Den Kalendermann, der es mit den Jahreszeiten und Mondläuften zu thun hat, den plagen — wie einmal ein Dorfkomödiant als „Faust" deklamierte — weder Kruspel noch Zweifel, wenn für die Tanzlustigen der Fasching zu kurz gerät, oder für die Wanderlustigen Ostern gar spät fallen, so ist das nicht seine Sache und er steht über alle böswilligen Anwürfe erhaben, und spielt ihm ja einmal die Witterung den Schabernack und macht alle seine Vorhersagungen zu nichte, so wäscht er seine Hände wie Pilatus — mit Kleie hätt' ich bald geschrieben, der that es aber mit Wasser, wird wohl kölnisches gewesen sein, was der Herr Statthalter gebrauchte — und fragt: „Was ist Wahrheit?"

Ganz anders dagegen verhält sich's mit dem Erzähler, der geht mit dem Bewußtsein der etwas bedrückenden Machtvollkommenheit ans Werk, daß er sich selbst gute oder böse Zeit, schönes oder schlechtes Wetter, Beifall oder Mißgunst schaffe und es ist viel leichter zu sagen, wie er sich dabei nicht anstellen soll, als wie er es zu machen habe.

Nehm' einer an, er hörte in einer Gesellschaft eine Geschichte erzählen, eine von jenen, welche man sich Zeitvertreibs halber gern einmal gefallen läßt, wo nach dem letzten Worte kein weiteres mehr not thut und keine Gedanken darüber auszutauschen sind und nichts nachklingt im Gemüte, doch würde er es gleich allen andern zufrieden sein und dem Erzähler zum Abschied freundlich die Hand bieten; wenn er nun aber in jeder Gesellschaft diesen Erzähler träfe und immer dessen Geschichte zu hören bekäme, so würde er — wir wollen christliche Gesinnung bei ihm voraussetzen — den Mann wohl nicht hassen, aber ihm thunlichst aus dem Wege gehen und es würde ihm zur großen Befriedigung gereichen, an dessen, wie er sie nun nennen würde, alberne Geschichte durch nichts erinnert zu werden.

Nun, eine solche Geschichte, die man sich gerne einmal gefallen läßt, bei der das letzte Wort wirklich das letzte ist und bleibt und keine Gedanken darüber auszutauschen sind und nichts im Gemüte nachklingt, die soll der Kalender-Geschichtenschreiber nicht bringen, denn der Kalender hängt das ganze Jahr über an der Wand, oder wird unzähligemal aus der Lade und zur Hand genommen und der Leser würde bei jedem Aufblättern an diese Leistung erinnert werden; im ersten Drittel des Jahres wäre er ihrer überdrüssig geworden, im zweiten bekäme sie, je nach Temperament des Beurteilers, eine mehr oder minder kräftige Klassifikation, aber nicht zum Guten, und im letzten hätte sie ihm den ganzen Kalender verleidet. Er kauft ihn nie wieder.

Also sollte es wohl eine Geschichte sein, die man gerne auch des öftern liest, wo über das letzte Wort hinaus Gedanken sich fortspinnen und Gefühle nachklingen? Ei freilich!

Nun wüßte der Kalender-Geschichtenschreiber, was er sollte, aber — nicht kann; denn wenn er nichts anderes zu erzählen weiß, als was andere schon vor ihm erzählt haben, — von der alten Geschichte, die ewig neu bleibt und auch immer ihren Anwert findet, bis zur Schilderung all der andern tausendfältigen Lust und Qual, die das arme Menschenherz beglückt und bedrückt — dann müßte es in der Art schon ein ganz kapitales Stück von einer Erzählung sein, wenn sie ein volles Jahr vorhalten soll, und das ist doch von einer armen Feder, wie sie unsereiner führt, billigerweise nicht zu verlangen.

Aber der Kalender-Geschichtenschreiber braucht weder zu unternehmen, was er nicht soll, noch sich auf das einzulassen, was er nicht kann, weder langweilig zu werden, noch eine unmögliche Konkurrenz zu versuchen, er braucht sich bloß zu erinnern, daß er eben für einen Kalender schreibt, und wenn er dann die Arbeit seines Kollegen, der es mit den Jahreszeiten und Mondläuften zu thun hat, durchblättert, so wird er manches finden, vom Jahresregenten durch der Astrologie Gnaden bis hinunter zu den etwas dreisten Wettervorhersagungen von hundert Jahren her und auf hundert Jahre hinaus, das er gerne, je eher je lieber, hinausgeworfen sähe; aber sein Kollege wird ihm sagen: „Sachte, Freundchen, die Leute suchen danach, sie sind gewöhnt, all das Zeugs in einem richtigen Kalender zu finden und gegen Gewohnheit hilft nur das Abgewöhnen, und das braucht gute Weile. Zur Zeit der großen Revolution haben die Franzosen nebst dem Landes- und Himmels- auch den Jahresregenten abgesetzt, indem sie Knall und Fall einen neuen Kalender einführten, als es aber mit Knall der Flinten und Fall des Mordbeils vorbei war, da bekamen sie 'n alten Kalender wieder, mit 'm Jahresregenten und 'n Wetterprophezeiungen,

und der zwölfte Monat hieß, wie vordem der zehnte, nämlich: Dezember.

Wenn sich dann der Kalender-Geschichtenschreiber vorhält, daß die Menschen in ihrem Herzinnersten auch so 'ne Art Kalender hätten, voll unheiliger Gedenktage, voll Namen arger und wunderlicher Heiliger, voll aber- und aftergläubiger Prophezeiungen und unverläßlicher Sittenregeln, die, den Bauernregeln gleichend, ebensowenig die Sitte machen, wie diese das Wetter — wenn er das, bald von Thränen, bald von Lachen angewandelt, überprüft und auch gerne, je eher je lieber, hinausgeworfen sähe, so wird er sich nun selber sagen: „Sachte, Freundchen, gegen Gewohnheit hilft nur das Abgewöhnen.“

Und nun geht er mit Bedacht und Ueberlegung an die Arbeit, ein Mann, der nicht nur etwas zu erzählen weiß, sondern auch etwas zu sagen hat. Unter dem Erzählen blättert er den Kalender, den die Menschen in ihrem Herzinnersten tragen, auf und wo er auf eine gute Seite trifft, da spricht er zum Bessern, und wo er eine böse findet, zum Guten; dieses „Belehrsame“ hängt jeder richtigen „Kalendergeschichte“ an. Es mag da eine kleine Eitelkeit mit unterlaufen, die Voraussetzung, manches besser zu wissen, als andere, vielleicht auch ein großer Irrtum, die Anschauung, daß sein Besseres auch wirklich das Bessere sei; doch schon allein das Aussprechen einer offenen, ehrlichen Meinung hat das Gute für sich, daß es die Leute veranlaßt, mitunter auch auf eine andere als die eigene zu hören.

Ehe er aber an sein Erzähl- und Lehramt geht, sieht er sich vorerst den Leserkreis seines Kalenders genauer an. Es ist dies gleichsam eine Gesellschaft, in die er eingeführt wird, und als Mann von Welt weiß er, daß es sehr unschicklich wäre, eine Sprache zu reden, welche in diesem Kreise nicht verstanden würde, daß es dagegen sehr gewinnend und einnehmend läßt, sich so weit als thunlich in die Art der Versammelten zu schicken, freilich muß deren Art auch danach sein, daß sich ein anständiger Mann darein schicken kann.

In einem ängstlichen Kreise, wo man stets fürchtet, das Kind mit dem Bade zu verschütten, wird er nicht einmal an die Wanne rühren, sondern nur sein Bedauern für das liebe Kleine nachdrücklich aussprechen, das nun, sauber gewaschen, gleichwohl im Unreinen — im Badewasser — sitzen gelassen werde. Unter unbefangenen Gesellen wird er nicht anstehen, wie 'n Jahrmarktsmann mit dem Sonnenmikroskop, Floh und Laus, die uns ins Ohr und in' Pelz gesetzt werden, elefantengroß an die Wand zu werfen. Für das erste Stück werden ihn freilich Kraftgeister einen Reaktionär und für das zweite Kleingeister einen Revolutionär schelten; weil aber bei Zuwendung dieser Titel das einzig Beunruhigende, die Kostenfrage, entfällt, da die Verleihung taxfrei geschieht, so braucht er sich dadurch nicht anfechten zu lassen, er weiß ja nur zu gut, daß es noch keinem auf der Welt gelungen ist, es allen Leuten recht zu machen, daß man nur den Gläubigen predigen kann, und daß noch keiner zu einem „besseren" Glauben bekehrt wurde, dem sein alter eben noch „gut" genug war. Es muß erst der Zweifel die alten Götter entwerten, ehe sie der Mensch im Tausche gegen neue aufgibt. Nun treibt aber der Kalendermann beileibe nicht einen Hausierhandel mit neuen Göttern, er verlegt sich bloß auf den Umsatz guter, edler, schöner und fruchtbringender Gedanken, — mag solche vor tausend Jahren ein weiser Heide ausgesprochen haben, oder heutigestags ein warmherziger Mensch aussprechen — und bequemt er sich dabei auch nach Land und Leuten, sein Absehen hat er doch auf die Welt und die Menschen, denn er ist der Ueberzeugung, käm' morgen der jüngste Gerichtstag — er glaubt 'n allerdings nicht so nah' und zum Frommen mancher Frommen wäre vielleicht zu wünschen, er fiele ganz aus — aber käm' er morgen, so wird es nicht heißen: „Warst du ein guter unierter oder nicht unierter Grieche, Katholik, Protestant, Jude, Türke oder Fetischanbeter?" Sondern die Frage wird lauten: „Warst du ein guter Mensch?" Und nur der Unglaube, der mit Unthat Hand in Hand gegangen, hat zu bangen. Daß aber die

Ahnung, die Frage werde so und nicht anders lauten, die Herzen der Menschen durchzittert, zeigt das zu allen Zeiten nachweisbare, in unsern Tagen aber allgemein rege gewordene Streben nach Humanität; „Menschlichkeit“ schreibe ich zu deutsch, denn so gut auch die Sache ist, das Wort „Menschenliebe“ ist mir doch noch zu gut dafür, die liegt wohl des Weges, aber eine Strecke weiter. Nun dieses Streben nach Menschlichkeit braucht heutzutage nicht erst an einzelnen vorgeschrittenen Exemplaren unseres Geschlechtes nachgewiesen zu werden, es hat sich verallgemeinert, es zwingt selbst den Widerwilligen in einem oder dem andern Stücke zur Nachgiebigkeit und dringt durch den wetterfesten Lack von Konfession, Nationalität und Parteianschauung. (Letztere ist freilich oft nur Wasserfarbe.)

In diesem Sinne hat der Kalender-Geschichtenschreiber sein Absehen auf Welt und Menschen, wenn er sich gleich Land und Leuten anbequemt, und darum wird auch alles, was er aufgreift, um davon belehrsam zu erzählen, jedem Leser mehr oder minder nahe gehen, und wenn er noch obendrein seine Meinung so einzukleiden versteht, daß sie ehrlichen Leuten zu Kopf und Herzen spricht, dann wird er seine „Kalender-Geschichte“ haben, die vorhält, die man gerne auch des öftern liest, weil sie, über das letzte Wort hinaus, Gedanken anregt oder im Gemüte nachklingt.

Vorliegendes Büchlein enthält eine Anzahl Geschichten, aus verschiedenen Jahrgängen verschiedener Kalender gesammelt; da durch die jedesmalige Rücksichtnahme auf den Leserkreis derselben bei Wahl und Behandlung der Stoffe die einzelnen Arbeiten verschiedenartige Färbung erhielten, so daß sie sich jetzt als Ganzes, nicht wie aus einem Gusse darstellen, so ließ ich mich die Mühe nicht verdrießen, durch diese Einleitung wenigstens darzuthun, daß sie einer Gattung angehören und was es mit dieser für eine Bewandtnis habe. Ich verwahre mich aber gegen den Verdacht, daß ich bei den Färbungen selbst Farbe gewechselt hätte, daß ich irgend welche etwa als Schutz- oder Nutzfarbe angenommen, um mich den

Blicken meiner Feinde zu entziehen, oder Harmlose anzulocken und zu verderben, welches Verhalten von zeitgenössischen Gelehrten mehreren niederen Tiergattungen zugeschrieben wird, schon im Hinblick auf diesen Umstand möchte ich es mir doch höchlich verbeten haben, in die Kategorie dieser Farbkünstler gezählt zu werden. Auch habe ich weder Lock- noch Appetitfarbe angenommen, um Schwirbler zu fangen, und bei Gefräßigen auf deren Verdauung zu spekulieren, wie einige Pflanzen thun, — darunter Fliegenfalle und Vogelbeerstrauch, — und durch solche ebenso fein ausgeklügelte, als unschöne Handlungsweise gegen die bisher als unschuldig verschrieene Pflanzenwelt ein leider nicht ganz unberechtigtes Mißtrauen erwecken. Ich habe nur Farbe auf anderes übertragen und auch das nur, wo es mit meinem Denken und Fühlen verträglich war, Helläugige werden ohnedies, trotz der Buntheit der Farben, merken, daß eine Hand sie aufgetragen.

Indem ich dieses Bändchen der verehrlichen Lesewelt übergebe, zerbreche ich mir durchaus nicht den Kopf darüber, worin ich es etwa dem einen oder dem anderen nicht zu Dank gemacht hätte, denn manchmal bekommt man in dieser Hinsicht Dinge zu hören, auf die man bei allem Scharfsinne nicht verfallen wäre. Ich denk' mir's, daß einige die Erzählungen: „Treff-Aß“, „Zu fromm“, „Der Verschollene“ für zu zahm erklären werden und dem entgegen andere, die daran Gefallen finden, wieder anderes für gar sehr gewagt; so, ganz sicher — um weitere Anführungen zu meiden, sei das vornehmste herausgegriffen — „Die Märchen des Steinklopferhanns“, und da hätt' ich zum Schlusse nur noch paar Worte über besagte Zahmheit und beklagtes Wagnis beizufügen.

Will's zwar nicht glauben, aber gesetzt, ein skrupulöser Freigeist machte mir den Vorwurf, daß ich in die Erzählung „Der Verschollene“ eine Gespenstergeschichte hineinspielen lasse, so müßt' ich ihm sagen, er habe keine glückliche Hand fürs Lesen und was ihn ärgert, stäk' nicht im Buche, son-

dern in seinem Kopfe. Ich hab' mir die Gespenstergeschichte lediglich als eine Erfindung des Polizeiagenten, der sie vorträgt, gedacht, will es ein anderer damit anders halten und den Fall der Selbstanzeige, von dem dabei die Rede ist, als Geschehnis hinnehmen und den ganzen Spuk im Gehirn des geisteskranken Verbrechers rumoren lassen, so habe ich auch gegen diese Auffassung nicht das geringste einzuwenden; ich weiß es wohl, diese beiden Lesarten sind nur für jene, die zwischen den Zeilen sich auswissen, und es gibt noch eine dritte, die einfach das Gespenst als handelnde Person gelten läßt. Niemand wird sagen können, daß ich in der genannten Erzählung dem Gespensterglauben das Wort rede, aber es lag auch nicht in meiner Absicht, ihm auf den Leib zu rücken und vorliegenden Falls hielt ich dafür, es sei besser, daß das Gruseln die mich Mißverstehenden nachdenklich mache, als daß ich ihnen und mir durch unzeitigen Spaß oder trockenen Ernst die Stimmung verderbe. Kurz, ich habe hier auf die Gefahr eines Mißverstehens hin mir die Einheitlichkeit der Wirkung gewahrt und hier, wie anderswo, die Gelegenheit, landläufigerweise Aufklärerei zu treiben, verschmäht; wenn ich dagegen manchmal jene ergreife, den Leuten nach dem Sinne zu reden, so lasse ich mir das nicht verübeln, es geschieht, unabträglich meiner Meinung, damit ich den Leuten zeige, daß ich um ihr Denken und Fühlen Bescheid weiß, nicht davon schwatze wie ein Blinder von der Farbe und mir für Fälle, wo ich wider das eine oder das andere meine Karte auswerfe, wenigstens das Vertrauen sichere, daß ich es auf ein ehrlich' Spiel abgesehen habe, — „freilich, mit Finessen, halt ja mit sakrische Finessen!“

Damit genug über den einen Punkt, bezüglich des andern glaub' ich im vorhinein — und brauch' nicht erst als möglichen Fall zu setzen, — daß ich mit Leistungen wie „Die Märchen des Steinklopferhanns“ mir es gründlich bei allen jenen verschütte, die über die zunehmende Glaubenslosigkeit der Welt zu jammern pflegen, und klagen, daß man die

Leute im Unglauben bestärke. Das ginge an? Dann wurde zur schönen, mittelalterlichen Zeit kein Hexenmeister, keine Hexe unschuldig verbrannt, denn alle Unmöglichkeiten, die sie ins Werk gesetzt haben sollten, sind glaubwürdiger als obgedachte. Ach, wenn nur die Guten von der Güte wären, vorerst näher zu besehen, was sie einem in die Schuhe zu schieben gedenken! Du grundgütiger Himmel, kann man denn jemand im Unglauben bestärken! Im Glauben kann man ihn bestärken, in der Arbeit, in jedem Unternehmen, aber doch nicht im Unterlassen, nicht im Müßiggange, nicht im Unglauben! Kann denn einer, was er ohnehin bleiben läßt, noch mehr bleiben lassen, tagedieben, länger als der Tag ist, und was er nicht glaubt, noch mehr — nicht glauben?!

Was aber die Klage über die mehr und mehr um sich greifende Glaubenslosigkeit anlangt, so habe ich dieselbe hingenommen wie jedermann, ungefragt, ob sie berechtigt oder übertrieben sei, dachte jedoch, daß es ein großes Unglück wäre, wenn durch sie den ehrlichen Leuten, die an echter Frömmigkeit festhalten, ihre gleichfalls ehrlichen Mitmenschen, die im Ansturme der Zweifel den Glauben einbüßten, entfrembet würden, — nach Heuchlern und Hetzern, Laurern und Lumpen frag' ich ja nicht, — und da hielt ich für dienlich zur Beruhigung der ehrlich Frommen manchmal auch darauf hinzuweisen, daß das, was den Menschen zum Menschen macht, in den Tiefen seiner Seele sitzt, daß es wohl durch den Glauben verklärt, aber nicht mit selbem abgelegt werden kann, daß das Sittengesetz ein ewiges sei und ein Verstoß dagegen gleich drückend und quälend sich heimzahlt, ob er nun von dem Gläubigen als Sünde, oder von dem Glaubenslosen als Schuld empfunden wird.

Nun, lieber Leser, das gehört so mit zu dem „Belehrsamen", davon wirst du auch in den folgenden Erzählungen zur Genüge finden und in dieser Hinsicht sind sie richtige „Kalendergeschichten", daß du sie auch im andern Sinne als solche gelten lassen müßtest, — als Geschichten, die man

gerne des öftern liest, wo über das letzte Wort hinaus Gedanken sich fortspinnen und Gefühle nachklingen, — das ist mein vielleicht nicht bescheidener, aber desto aufrichtigerer Wunsch.

Wien, im Frühjahr 1882.

Ludwig Anzengruber.

Die drei Prinzen.

Ein Märchen.

(1876.)

Es war einmal ein guter, alter König; böswillige Leute behaupteten zwar, er wäre so gut wie gar keiner gewesen, das heißt, man vermerkte es in seinem Reiche nicht, daß es da überhaupt einen Herrn König gäbe; aber er selbst war ganz davon überzeugt, denn als sein hochseliger Vater verstorben war, da kamen die Großen des Landes zu ihm und sagten: Geruhen Sie jetzt allergnädigst uns zu regieren! Er hatte damals gleich eine huldvolle Antwort zur Hand, denn er hatte es ja vorausgesehen, daß es so kommen würde und war nicht unvorbereitet und so übernahm er denn die Regierung und setzte die Jahre durch unter alle Schriftstücke, die es nötig hatten, seinen leserlichen Namenszug; gab es etwas Gutes für das allgemeine Beste, oder Belohnungen und Gnadenakte, da that er einen Rundsprung und es flog ihm das „Monosogoporibius I.", so hieß er nämlich, nur von der Hand, als ob es eine einzige Silbe wäre; betraf es aber Steuerausschreibungen, Rügen oder etwa gar Strafen, da hatte er erst lange an der Feder herumzuschnitzeln, mußte sich noch länger auf seinen Namen besinnen und der Herr Hofsekretär, der ihm die Papiere zur Unterschrift unterbreitete, hatte stets auf der Hut zu sein, daß Seine Majestät sich nicht in der Zerstreuung statt der Streusandbüchse des Tintenfasses bediente; darum liebte ihn das Volk und er liebte es wieder.

Monosogoporibius I. war kinderlos, hatte aber drei Neffen, unter welchen ihm frei stand, seinen Thronfolger zu erwählen, das machte ihm denn schwere Sorge; obwohl er sich gestehen mußte, daß er sein ganzes Leben lang immer nur unterschrieben habe, und daß ein anderer — natürlich aber

wieder nur ein Prinz — dasselbe zu leisten leicht im stande sein dürfte, so konnte er sich doch nicht verhehlen, daß Fälle eintreten könnten, wo man seiner, Monosogoporibius I., bedauernd und klagend sich erinnern möchte, da er nur den einen Ehrgeiz hatte, seinem Volke nie eine Thräne gekostet zu haben, so hatte er sich recht gut mit dem Gedanken abgefunden, daß nach seinem Tode niemand im Reiche seinen Abgang fühlen dürfte und die Liebe zu seinem Volke ließ ihn wünschen, daß Zeiten ferne bleiben mögen, wo man den Tag seines Hintrittes als Verlust empfinden könnte.

Als Monosogoporibius seine Kräfte merklich abnehmen fühlte, dachte er ernstlich daran, sich für einen seiner drei Neffen zu entscheiden; er dachte zuerst an den mit der hübschesten Handschrift, da er aber immer gewohnt war, den Rat der Großen seines Reiches einzuholen, so berief er sie auch diesmal vor die Stufen seines Thrones. Der alte Herr im Königsmantel, mit Krone, Scepter und Reichsapfel sah prächtig aus, wie auch die hohen Herren in ihren Galaröcken, an denen Sterne und Kreuze funkelten, einen überwältigenden Eindruck machten.

Der König stellte seine drei Neffen der Versammlung vor, obwohl sie jeder, der zugegen war, schon von früher sehr gut kannte, aber das heißt man Zeremoniell, und das muß sein; dann hielt er eine lange Rede über Regententugenden, das wegen der Handschrift behielt er aber für sich, darauf sollten sie selbst kommen, das heißt man Staatsklugheit, die muß gerade nicht sein, aber es ist gut, wenn man davon hat. Als der König mit der großen Rede fertig war, fragte er die Versammelten, was sie dazu meinten.

Die Versammlung gestand zu, daß Tugenden für einen Regenten erforderlich wären, je mehr, je besser, so viel eben zu haben wären, doch müsse man sich auch zu begnügen wissen. Einige sagten, Monosogoporibius solle ihnen nur einen Regenten geben, die Tugenden wollten sie dem Auserwählten dann schon selber glauben machen.

Aber der alte König schüttelte den Kopf.

Endlich trat ein Greis vor.

„Edler Monosogoporibius," sagte er, „du denkst billig und gerecht, wenn du nur jenen von den drei Prinzen auf den Thron zu setzen gewillt bist, welcher der würdigste ist; aber indem du uns die Wahl zuschiebest, setzest du uns in arge Verlegenheit; schnell könnte sich für jeden Prinzen eine Partei bilden, denn gleich würdig erscheint ja ein jeder; krönt man endlich einen von ihnen, so wird er Feind aller derer sein, die früher zu seinen Brüdern gestanden, abgesehen davon, daß man solchergestalt leicht alle brüderliche Liebe in ihren Herzen austilgen und der Bruderzwist bis zum Bürgerkriege ausarten könnte."

Da trocknete sich der gute, alte König den Schweiß von der Stirne. „Du bist ein entsetzlicher Mensch," sagte er zu dem Sprecher, „du bringst mich um die Ruhe meiner Nächte!"

„Geruhe mich allergnädigst weiter anzuhören," fuhr der Greis fort; „ich habe von den Gefahren einer Wahl gesprochen, weil sie nicht alle Stimmen für einen Prinzen ergeben wird, und wenn Stimmenmehrheit entscheiden soll, die beiden andern sich empfindlich zurückgesetzt fühlen dürften. Es ist somit in diesem Fall für alle Teile gut, wenn uns keine Wahl gelassen wird, und wenn derjenige Prinz dir auf dem Throne folgt, dessen Eigenschaften die Probe halten."

„Wie meinst du das?" fragte Monosogoporibius.

„Ich vermeine, erhabenster Gebieter, du solltest, solange noch dein Auge wacht, jeden der Prinzen, einen nach dem andern, zur Probe das Reich regieren lassen. Ihre Reihenfolge mögen sie unter sich durch Abmachung oder durch das Los bestimmen. Jeder regiert so lange, bis etwa das Land sich durch seine Mißgriffe genötigt sieht, dich wieder auf den Thron zu rufen, der aber soll dein Nachfolger sein, der selbst, nach wohlverbrachter Probezeit, zum Bedauern des Volkes das Scepter in deine Hand zurücklegt."

Monosogoporibius gestand sich, der Vorschlag habe etwas Unerhörtes und die Höflinge meinten, den Alten habe der Teufel geritten.

Aber als man die Stimmen für und wider sammelte, da blieb es bei dem Unerhörten, denn es zeigte sich eine ziemlich starke Partei dafür, der sich denn auch einige Unentschlossene zugesellten und ihr so zur Majorität verhalfen. Diese Partei, munkelt man, wäre eigentlich die der erlauchten Schwägerin des Königs, der Mutter der drei Prinzen, und von ihr sei auch auf diesen Tag der ehrwürdige Sprecher, des Teufels Reitpferd, vorgeritten worden; das heißt man Intrigue, die muß zwar auch nicht sein, es ist auch nicht gut, wenn man davon hat, aber Hörensagen nach soll sie einen nicht am Fortkommen hindern.

Monosogoporibius I. gab mit einem tiefen Seufzer seine Einwilligung und die drei Prinzen dankten ihrem königlichen Oheim so demütig, als glaubten sie wirklich, er hätte schon heute früh morgens als freien Entschluß im Herzen getragen, was man ihm jetzt abends in den Mund gelegt, und der hohen Versammlung empfahlen sie sich so huldvoll und gnädig, als wären sie schon Könige, alle drei zusammen!

Wie das heißt, braucht nicht gesagt zu werden, das ist etwas von allgemeiner Umgangssprache, die von allem, was sie nicht Sprache haben will, Umgang nimmt.

Die Prinzen hatten, wie man bemerkt haben wird, eine kluge Frau Mutter, freilich nur klug in der Weise, wie man das häufig bei Frauen findet, die, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt haben, auch durchzuführen wissen; es ist das eine artige Kunst, an die schon mancher hat glauben müssen.

Die hohe Frau konnte es gar nicht erwarten, ihre Söhne regieren zu sehen, und sie war außer sich vor Freude, als die drei Prinzen heimkamen und ihr berichteten, daß sich in der heutigen Versammlung herausgestellt habe, wie auch das Reich, in Anerkennung ihrer — der drei Prinzen nämlich — ausgezeichneten Eigenschaften, es gar nicht erwarten könne, von ihnen regiert zu werden.

„Liebe Jungens,“ dachte die hohe Frau, „ihr wißt eben nicht, was ihr ‚Muttern‘ verdankt.“

Mit Feierlichkeit schritt sie zu einem Schranke und holte daraus den verrosteten Kriegshelm ihres verstorbenen Gemahls hervor.

„Kinder,“ sagte sie, „jetzt müßt ihr losen, damit man weiß, in welcher Reihenfolge ihr zur probeweisen Regierung gelangt. Ich werde hier in den ehrwürdigen Hauptschmuck eures höchstseligen Vaters, den er in so mancher heißen Schlacht getragen, ein weißes, ein grünes und ein gelbes Zettelchen werfen und ihr werdet ziehen! Erlauchte Söhne, hoffnungsvolle Pflanzen in der Baumschule der Zukunft dieses Landes! Ich habe die genannten Farben erwählt, weil das Bäumchen im Frühlinge weiß, im Sommer grün und im Herbste gelb erscheint und gleichwie der Frühling vorangeht, der Sommer folgt und der Herbst den Reigen schließt, so soll auch der, welcher die jungfräuliche Farbe des Frühlings zieht, als der erste den andern vorangehen; derjenige, welchen die hoffnungsgrüne Sommerfarbe trifft, ihm folgen und den Reigen soll jener schließen, welchem die gelbe Farbe zufällt, doch hoffe ich von seiner brüderlichen Liebe, daß er sich gelben Neides entschlagen werde!“

Die Prinzen fanden diese Rede ihrer erlauchten Frau Mutter sehr sinnreich und erbaulich.

Die hohe Frau hatte ihren beiden jüngeren Söhnen dabei freundlich und verheißungsreich zugelächelt, bei dem letzten Satze ihrer Rede jedoch den ältesten ernst angeblickt.

Die hohe Frau liebte nämlich überaus die beiden jüngeren Prinzen, welche sich noch in kindlicher Liebe an die Falten ihrer reichgestickten Robe schmiegten, während der älteste ihr nicht mehr als den schuldigen Respekt bezeigte, womit bekanntlich oft ganz ordinären Müttern nicht gedient ist, geschweige denn gar einer dreifachen Königin-Mutter! Hätte sie nach ihrem Herzen handeln können, sie würde dem jüngsten als dem ersten zum Throne verholfen haben, denn er war gar so herzig; aber es ist eine alte Klage in den Palästen

der Großen dieser Erde, daß die Rücksicht auf das Wohl der Kleinen der Stimme ihres Herzens Schweigen auferlege; so auch hier, der jüngste Prinz war eben auch gar so jung.

Die Prinzenmutter schüttelte den Helm mit den Losen. „Kinder," rief sie scherzend, „wer zuerst zulangen kann, der zieht auch zuerst!"

Da stürzten die beiden jüngeren Prinzen vor, der dritte aber blieb voll Anstand und Würde auf seinem Platze stehen, auch um ein Königreich wollte er sich nicht mit seinen erlauchten Brüdern balgen.

„Du willst ein König werden," sagte der zweitältere zu dem jüngsten, „dir wird ja die Krone bis über die Nase fallen und die Füße werden dir vom Throne herabbaumeln." Und er stieß ihn weg, griff in den Helm und die Mutter schob ihm geschickt das weiße Zettelchen in die Hand.

Dann kam der jüngste herzu, er weinte, aber die Mutter versprach ihm ein Zuckerbrot, da griff auch er in den Helm und sie schob ihm das grüne Zettelchen zu.

Nun trat der dritte heran und holte den gelben Zettel heraus, wobei die Prinzenmutter dachte, er werde wohl nie von dieser Thronanweisung Gebrauch machen können, da doch gewiß einer von seinen Brüdern schon allen Anforderungen entsprochen haben wird.

Nun war es bestimmt, wie die Prinzen der Reihe nach zur probeweisen Regierung gelangen sollten.

Nur eines gab es zu bedenken, die Zeit drängte, wo sollten die Prinzen in aller Eile die Regierungskunst hernehmen? Sie zu einem befreundeten Könige in der Nachbarstadt in die Lehre zu schicken, dazu war es zu spät, aber der greise Sprecher, der schon einmal die Sache der königlichen Schwägerin so gut geführt hatte, glaubte hier Rat zu wissen.

„Dreifache Frau Königin-Mutter," begann er, „nicht weit von hier haust ein weiser Einsiedler, derselbe bewahrt den Schlüssel zu einer Höhle, welche viel Wunder umschließt, sie ist, wie mir erzählt worden, von sprachkundigen Geistern

bewohnt und gar mancher, der später berufen war, die Welt durch seine Thaten und Werke in Erstaunen zu setzen, hat sich vorerst bei diesen Wesen Rates erholt. Ich denke, wir ließen immer den betreffenden Prinzen nach jener Höhle reisen, versehen ihn mit einigen erfreulichen Geschenken für den alten Pförtner derselben, denn auch weise Einsiedler thun nichts umsonst, und überlassen das Weitere der Fügung des Himmels. Es gleich, ohne diese Umstände, derselben zu überlassen, wäre zwar einfacher und käme auch billiger, aber es kann nicht schaden, wenn man heutzutage der himmlischen Fügung nach der gewünschten Richtung hin den Anstoß gibt."

Der Rat war eben so gut gemeint als einleuchtend und so wurde er denn auch befolgt. Der zweitälteste Prinz reiste mit einem großen Gefolge nach dem Wohnsitze des weisen Einsiedlers ab.

Nach wochenlanger, beschwerlicher Fahrt gelangte man in eine greuliche Wildnis, rings starrten nackte Felsen zum Himmel, kein Baum, kein Strauch, ja kaum ein Halm war in der ausgebrannten Oede zu sehen, nur hie und da stand ein Kaktus mit brennend roten Blüten; man konnte nicht sagen mitten inne, denn nach gewöhnlichen Begriffen war ja eigentlich ringsherum nichts zu sehen, aber hier in dieser trostlosen Gegend befand sich die Hütte des weisen Einsiedlers.

Der Prinz pochte ungeduldig an, er erwartete wenig von hier zu holen und gedachte dieses Wenige auch so schnell als möglich wieder fortzutragen.

Der Einsiedler war ein freundlicher alter Herr, der, wie sich von selbst versteht, einen schneeweißen Bart hatte; er erschien sofort unter der geöffneten Thüre und lud den Prinzen ein, in die Hütte zu treten; der aber bedankte sich schön, sagte, er habe große Eile und brachte sein Anliegen vor, nämlich, daß er in die bewußte Höhle eingelassen sein wolle.

„Ohne alle Vorbereitung?" fragte der Einsiedler. „Soll ich dir nicht ein oder das andere Sprüchlein mit auf den Weg geben?"

„Sind die notwendig?“ fragte der Prinz.

„Notwendig nicht, nützlich vielleicht,“ sagte der Alte.

„Dann danke ich,“ meinte der Prinz, „und du würdest mich sehr verbinden, wenn du ohne weiteres mir mit meinem Gefolge die Höhle erschließen würdest.“

„Dir wohl, Prinz,“ sagte der Einsiedler, „aber deinem Gefolge mit nichten! Die Höhle darf nur einer allein betreten!“

„Nun denn, ich bin bereit, schließe auf!“

Da führte der Einsiedler den Prinzen nach einem hohen Felsen, an welchem sich eine eiserne Pforte befand, über dieser waren in Lettern aus gleichem Metall die Worte „Höhle der Phrasen“ angebracht.

Der Alte löste das Schloß, bedeutete dem Prinzen, wenn er die Höhle werde verlassen wollen, nur von innen zu pochen, die verrosteten Angeln kreischten und der Prinz trat hinein in das Dunkel, hinter ihm schloß der Einsiedler wieder sorgsam die Thüre und blieb lauschend an derselben stehen. Die Herren des prinzlichen Gefolges hätten für ihr Leben gerne mitgelauscht, aber es konnte leider niemand hinzutreten, entweder war die Pforte zu schmal, oder der würdige Einsiedler zu breit, oder wohl auch beides zugleich; so bildeten sie denn, die hohle Hand am Ohre, einen den lauschenden Weisen belauschenden Halbkreis.

Es dauerte nicht lange, so sagte der greise Horcher an der Thüre: „Aha!“

Die lauschenden Hofleute ringsum sagten mit großer Befriedigung auch: „Aha,“ denn sie wähnten, jetzt würden sie eines jener prächtigen, beschreibenden Selbstgespräche zu hören bekommen, welche sich auf der Bühne so gut ausnehmen, und durch dasselbe über den Stand der inneren Angelegenheiten in der Höhle unterrichtet werden. Leider pochte es unmittelbar darauf von innen, der Einsiedler schloß auf und der Prinz trat heraus. Wohl sah man ihm an, daß ihm etwas Außergewöhnliches begegnet sei, aber er trug auch eine freudige Zuversicht zur Schau. Der alte Weise machte

bei dieser Wahrnehmung gar ein ernstes Gesicht und verneigte sich stumm, als der Prinz auf das freundlichste von ihm Abschied nahm.

Auf der Rückreise sagten die Herren des Gefolges unter sich noch oft mit bedeutsamen Mienen: „Aha,“ um den Prinzen aufmerksam und glauben zu machen, daß sie schon um manches wüßten und nur darauf warteten, daß er sich über ohnehin schon Bekanntes etwas näher gegen sie ausließe; aber zu ihrem großen Verdrusse verlor er über den so hochinteressanten Gegenstand nicht ein einziges Wort. Also erreichten sie wieder die Residenz Monosogoporibius' I., und wie das auch anderen Leuten manchmal geschehen soll, kamen sie von der Reise nicht klüger zurück, als sie ausgezogen waren.

Der königliche Oheim empfing sehr huldreich seinen Neffen, übertrug demselben unter großen Feierlichkeiten die Regierung und zog sich auf ein stilles entlegenes Jagdschloß zurück. Sohin führte der zweitältere Prinz probeweise das Regiment.

Gleich in dem ersten Manifeste an seine probeweisen Völker frischte der neue Herrscher das Gedächtnis der grauen, heldenhaften Vorzeit auf, versprach diese Tage der Größe und Macht des Vaterlandes wieder aufleben zu machen und gab der Erwartung Ausdruck, daß jeder Patriot begeistert Folge leisten werde, wenn das Vaterland zu großen Thaten ruft.

Und nun hatte das Volk oft und vielmals der Stimme des Vaterlandes Folge zu leisten, denn dieses ward nicht müde, zu den Waffen zu rufen; aber dieser Ruf des Vaterlandes war nicht der klagende Weckruf gegen fremde Unterdrücker, nicht der entrüstete Aufschrei über mutwillig zugefügte Schmach und Ungerechtigkeit, nicht das tiefernste Grollen des Beleidigten, es war der gellende Hetzruf des Beleidigers!

Aber dieses immerwährende Schlagen und Kriegen war von ebenso andauerndem Glücke begünstigt, so daß der junge Regent bald seinen Namen gefürchtet, die Grenzen seines Reiches erweitert und seinen Staat alle anderen an Macht und Größe überragen sah. Mit Stolz fragte er sich, wer nunmehr den wahnwitzigen Gedanken auch nur denken könnte,

dem Gründer all dieser Herrlichkeit den Thron streitig machen zu wollen! Mit Grausamkeit beugte er in widerrechtlichen Kriegen besiegte Stämme unter sein Joch und mit noch größerer Härte verfolgte er die seiner Herrschaft Angestammten, welche etwa schüchtern die Stimme für den Frieden zu erheben wagten.

Indessen saß der gute Monosogoporibius auf seinem stillen Jagdschlosse. Tags über durchpirschte er den Forst, das heißt, er durchstreifte denselben mit seinem Gefolge, denn er selbst hatte nie eine Armbrust gehandhabt; dabei geschah es immer, gewiß nicht aus Neid über die Geschicklichkeit anderer, sondern lediglich aus Mitleid mit dem armen Getier, daß der beste Schütze wenigstens für den laufenden Tag in Ungnade fiel. Abends — das war er so gewohnt — mußte ihm sein alter Hofsekretär sauber geschriebene Schriftstücke zur Unterfertigung vorlegen, da waren Belobungen und Belohnungen an die Dienerschaft, ein Dekret, das den armen Vögelchen über die harte Winterszeit genügendes Futter bewilligte, welches immer „an im betreffenden Paragraphen genau ersichtlich gemachter Stelle" hinterlegt werden würde; ein anderes, das die Herstellung von „mit genugsamem Heu versehenen Remisen" zur Aesung des Wildes im Walde anordnete; nur eines, welches auch den Raupen und Engerlingen einige Freiplätze im kleinen Schloßgarten anweisen wollte, wurde über energische Einsprache des alten Gärtners fallen gelassen. Von Zeit zu Zeit ward auch einem alten Jagdhunde, für dessen während der Dienstzeit bewiesene Pflichttreue andere einstehen konnten, allerhuldreichst ein Gnadenbrot zugewiesen, wobei der alte König sich nie enthalten mochte, zu bemerken, daß er das Institut der Jagdhunde nicht billige, sondern nur als eine Notwendigkeit beklage, übrigens aber, wie unter alle Schriftstücke, seinen reinlichen, leserlichen Namenszug darunter setzte, denn es war doch eines mehr.

Aber nun wurde ihm schon längere Zeit sein stilles Jagdschloß verleidet, die Witwen und Waisen der zahllosen Krieger, die in den Feldzügen des Regenten gefallen waren, kamen

in Scharen jammernd herbeigezogen und baten ihn um Erbarmen für das Land.

Was aber wollte der gute, alte König machen? Darauf durfte er ja nichts geben, das waren ja nicht die Großen des Reiches, das waren ja nur die Kleinsten und Aermsten, die ihn zurückverlangten. Da ward er, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, sehr zornig, verwünschte seinen Neffen, und um von dem ganzen Jammer nichts sehen und hören zu müssen, gebot er, die Fensterläden zu schließen und stopfte sich Baumwolle in die Ohren.

Mittlerweile aber kamen noch härtere Tage über das Land, die Grausamkeit des Regenten und seine nie rastende Kriegssucht zwangen endlich alle benachbarten Staaten in ein großes Bündnis wider ihn, der Ueberzahl mußte er erliegen, er suchte und fand in offener Feldschlacht den Tod, und nun sah das arme Reich die ganze Zeche sich aufgekreidet, so daß es fast an seinem Bestande verzweifeln mußte.

In dieser Bedrängnis eilten denn auch die Großen des Reiches nach dem stillen Jagdschlosse, um die Krone an Monosogoporibius I. zurückzustellen. Der alte König war vor Freude außer sich, als er sie kommen sah, nicht darüber, daß er nun wieder regieren sollte, sondern weil er nun dem Jammer, soviel in seinen Kräften lag, abhelfen konnte.

Er vergaß ganz auf die Baumwollpfropfen in den Ohren, und der Sprecher der Deputation der Großen des Reiches mußte seine ganze Rede noch einmal hersagen, nachdem der König die Watte entfernt hatte.

Sofort eilte Monosogoporibius I. nach der Hauptstadt, mit seinem Erscheinen kehrte Mut in die Herzen seiner Unterthanen zurück, und da die siegreichen feindlichen Fürsten es nicht auf einen Verzweiflungskampf ankommen lassen wollten und überdem mit dem alten König persönlich befreundet waren, so gelang es ihm, einen leidlichen Frieden zu schließen, der das Reich in jenen Grenzen beließ, wie er es seinem zweitältesten Neffen übergeben hatte; leider waren damit im Innern die Spuren von dessen Regentschaft nicht ausgetilgt.

Der jüngste Prinz hatte unterdem gerade jenes Alter erreicht, in welchem sein verstorbener Bruder zur probeweisen Regierung gelangte. Da nunmehr die Reihe an ihm war, so entschloß er sich gleichfalls, die geheimnisvolle Höhle aufzusuchen, aber er gedachte vorsichtiger zu sein. Auf der Reise dahin forschte er jene Herren seines Gefolges, welche schon das erste Mal mit gewesen waren, genau über das Wenige aus, das sie wußten.

Wieder erreichten sie jene traurige Oede und der Prinz, dem die Reise viel Beschwerde gemacht, brannte schon vor Begierde, die Höhle zu betreten, um nach rascher Erledigung seiner Geschäfte an die Heimkehr denken zu können. Er pochte an der Hütte des weisen Einsiedlers; dieser erschien sofort unter der Thüre und lud den Prinzen ein, Rast zu halten; der aber bedankte sich schön, sagte, er habe große Eile, und brachte sein Anliegen vor, nämlich, daß er in die bewußte Höhle eingelassen werden wolle.

„Ohne alle Vorbereitung?“ fragte der Einsiedler. „Soll ich dir nicht ein oder das andere Sprüchlein mit auf den Weg geben?“

Auf diese Frage war der Prinz durch seine Begleiter schon vorbereitet; er wollte es sich mit dem, wie es schien, redseligen Alten nicht verderben und so antwortete er: „Das mag wohl nicht notwendig, aber vielleicht doch nützlich sein, sage mir ein solches Sprüchelchen.“

Da wiegte der alte Einsiedler das Haupt und sagte: „Vor allem merke dir dies:

Bleib dir getreu nur,
Laß dich nicht irren.
Was auch die Tiere
Brüllen und girren!“

„Das ist barer Unsinn,“ dachte der Prinz bei sich. „Wie werde ich mir denselben merken?“ Er hatte nämlich ein sehr schwaches Gedächtnis.

„Das ist das erste,“ sagte der Alte.

„Sind ihrer denn mehrere?" fragte der Prinz.

„Es sind mehrere," sagte verdrießlich der Einsiedler.

„Dann verzichte ich darauf," sagte verbindlich der Prinz. „Du würdest mich aber sehr zu Dank verpflichten, wenn du mir sagen könntest, was meinem höchstseligen Herrn Bruder in der Höhle begegnet ist."

„Ich darf zu keinem über die Geheimnisse der Höhle sprechen, der sich nicht vorbereiten lassen will, und dazu ist nötig, daß er alle meine Sprüchlein erlernt."

„Das ginge mir ab," sagte der Prinz stille für sich, und dann laut: „Vielleicht aber könnte ich doch erfahren, wie ich dem Geschicke entgehen kann, das ihn betroffen hat, denn daran liegt mir vor allem."

„Da brauchst du nur zur ersten Erscheinung, die dir entgegentritt, zu sagen:

Haß ist stets ein traurig' Erbe,
Oft der Sieg ein ungerechter,
Krieg sei nimmer ein Gewerbe
Und der Held, er sei kein Schlächter!"

„Gerechter Himmel," klagte der Prinz, „das klingt nicht viel klüger als das erste, wie werde ich das behalten können? Ich bitte, sage mir das noch einmal!"

Und der geduldige Alte sagte den Spruch noch einmal, dann auf allerhöchstes Verlangen ein drittes Mal und nachdem er ihn so ein Dutzend Mal wiederholt hatte, gestand sich der Prinz, daß man mit ein wenig Mühe, die man anderen mache, sich derlei ganz gut merken könne.

„Nun schließe mir nur auch rasch die Höhle auf," sagte er, „damit ich den Spruch gleich vor der ersten Erscheinung hersagen kann, ich hoffe, sie wird doch so artig sein und sich blicken lassen, bevor ich ihn vergesse."

Der Einsiedler löste das Schloß an der eisernen Pforte, bedeutete dem Prinzen, wenn er die Höhle werde verlassen wollen, nur von innen zu pochen, und die verrosteten Angeln kreischten —

„Halt einen Augenblick,“ sagte der Prinz, ehe er in das Dunkel hineintrat. „Wie geht das Silben- und Reimgetrommel, das du mich gelehrt hast? Sieg ist stets ein traurig Erbe . . .“

„Haß, Haß,“ verbesserte der Einsiedler.

„Ach ja, ich weiß es nun schon,

Haß ist stets ein traurig' Erbe,
Und der Sieg, er sei kein Schlächter!“

„Du lieber Himmel,“ sagte der Alte und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Nun, nun,“ meinte huldreich der Prinz, als gälte es, den Einsiedler über eine von dessen eigenen Angelegenheiten zu beruhigen. Dann ließ er sich das Sprüchlein noch einmal vorsagen und dann hatte er es weg und trat hinein in die Höhle.

Hinter ihm schloß der Einsiedler wieder sorgsam die Thüre und blieb lauschend an derselben stehen. Die Herren des prinzlichen Gefolges hätten für ihr Leben gerne mitgelauscht, aber — doch das ist ja schon einmal erzählt worden und hat sich auch jetzt zum zweitenmal nicht anders zugetragen.

Es dauerte wieder nicht lange, wenngleich ein wenig länger als das erste Mal, da pochte es von innen, der Einsiedler schloß auf und der Prinz trat heraus. Er hatte den Blick andächtig gen Himmel gerichtet, dann senkte er ihn demutsvoll zur Erde, faßte die Hand des Einsiedlers und drückte sie an die Lippen, aber der alte Weise machte wieder gar ein ernstes Gesicht und verneigte sich stumm, als der Prinz beim Abschiede bat, ihn in das Gebet mit einzuschließen. Die Rückreise ging genau so von statten wie das erste Mal und wenn die Herren vom Gefolge etwas mehr wußten als damals, so war dies gewiß nicht die Schuld des Prinzen.

Der königliche Oheim empfing auch diesen seinen zweiten Neffen sehr huldreich und übertrug demselben unter großen Feierlichkeiten, aber mit ein wenig bangem Herzklopfen, die Regierung, worauf er sich wieder nach seinem stillen Jagdschlosse begab.

Nun begann unter dem jüngsten Prinzen die zweite Regentschaft. Er ließ sich jedoch anders dazu an, wie sein höchstseliger Herr Bruder. In seinem ersten Manifeste lobpries er Gott und die friedsamen, guten, alten Zeiten und versprach, unter des ersteren mächtigem Beistande deren festen Glauben und ehrsame Zucht und Sitte im Reiche wieder herzustellen; alle Patrioten wären höflichst eingeladen mitzuthun!

Der Hof des neuen Herrschers wimmelte bald von Leuten, welche alle versicherten, daß sie nur das Reich Gottes suchten, wobei sie freilich verschwiegen, daß sie auch auf eine Reichsverweserstelle in demselben rechneten, aber das war ja selbstverständlich, denn dem getreuen Knechte gebühret sein Lohn und daß ihnen derselbe, vermöge ihrer Verdienste, schon lange zugedacht war und nur die böse Welt sich weigerte, ihn herauszugeben, das fühlten sie gar wohl. Wollten sie also dazu gelangen, so durften sie keine Zeit verlieren und mit der argen Welt nicht spaßen.

Da waren im Reiche böswillige Neuerer, die schrieben in ihren Büchern nicht wie die Rechtgläubigen „GOTT“, sondern ganz unehrfürchtig „Gott“; freilich brauchten sie Ausflüchte, meinten, die Buchstaben hätten nichts mit der Ehrfurcht zu schaffen und „Gott“ geschrieben, hieße nicht „GOTT“ gelästert; aber man weiß, was man von so spitzfindigen Vorwänden zu halten hat, daß sich immer bei Streiten über Rechtschreiberei viel Rechthaberei breit macht und daß sich hier der ungläubige Wolf in ein orthographisches Schaffell hüllte. Was sollte man mit solchen verrotteten Gemütern beginnen, denen Gott nur für ein gewöhnliches Hauptwort galt, und welche auch dem Teufel die gleiche Ehre erwiesen?!

Um durch die Duldung dieses ketzerischen Gebarens die Rechtgläubigen nicht irre zu führen, sondern vielmehr zu überzeugen, daß sie mit ihren Anschauungen in der Mehrzahl und in der Macht, somit im Rechte seien, ließ der junge Herrscher ein Dekret ergehen, welches die „neuere Rechtschreibung in göttlichen Dingen“ verdammte und den Anhängern derselben

freistellte, binnen vierzehn Tagen das Reich zu verlassen oder ihrem Irrtume gänzlich zu entsagen, mit dem Bemerken jedoch, daß jeder, der im Lande verbleibe, für einen Rückfall in seine früheren verdammlichen Ansichten auf das härteste bestraft werden würde; gegen solche Rückfällige wurden auch unter einem alle ehrliebenden Patrioten zu Anzeigen, wenn auch ohne Unterschrift, höflichst eingeladen.

Zwei Dritteile der orthographischen Ketzer, welche eine flinke Hand schrieben und fürchteten, es möchte ihnen das bewußte Wort oftmal unversehens in der verpönten Schreibeweise aus der Feder fließen, zogen es vor, auszuwandern; die andern, welche bedachtsamer ihre Buchstaben malten, dachten, sie würden sich schon an die vier großen Schriftzeichen in einem Worte gewöhnen können. Aber die Gewohnheit spielte doch manchem arge Streiche und das Gericht, das der Fürst für solche Fälle eingesetzt hatte, ließ nicht mit sich spaßen.

Es dauerte auch nicht lange, so wimmelte es von Anzeigen ohne Unterschriften. Scherz wurde mit gutem Vorbedacht als Ernst genommen, Mutwille als Frevel; ja, persönliche Feindschaft scheute sogar nicht davor zurück, die Schreibhefte eines verhaßten Gegners zu fälschen und das Gericht kannte nur eine Strafe, den Tod durch Feuer.

Nicht lange hatte der gute Monosogoporibius I. auf seinem stillen Jagdschlosse gehaust, so wurde sein Friede wieder gar arg getrübt; so oft er auszog, begegneten ihm Scharen von Auswanderern, Männer, Weiber und Kinder, welche der Schrecken aus dem Lande scheuchte, wehmütig grüßten sie stets ihren alten, guten König, und Tag für Tag und immer zahlreicher strebten die Züge der Grenze zu; als aber eines Tages verzweifelnde Hinterbliebene von sogenannten Ketzern vor dem Schlosse Asche und verbrannte menschliche Gebeine auf den tiefgrünen Rasen streuten, da schluchzte der alte Mann laut auf, man sieht, er war kindisch geworden, wer wird denn weinen?

Als er aber seine Thränen getrocknet hatte, da sammelte

er seine wenigen Diener, bestieg ein Pferd, aber da er gar schwach war, mußten ihn zwei Leute rechts und links stützen, und so zog er der Hauptstadt zu; auf dem Wege kehrte jede Auswandererschar um und schloß sich ihm an, in Dörfern und Städten, wo er vorüberkam, ließen sie die Arbeit liegen und stehen und ein unermeßliches Menschengewoge wälzte sich brausend gegen die Residenz heran.

Ja, man wußte dort gar nicht zu deuten, was das war, als aber Monosogoporibius nach der Stadt hineinschickte und sagen ließ, er fordere seine Krone zurück, da rannte alt und jung vor das Thor hinaus zu ihm, und die Großen des Reiches, welche doch nicht ganz allein darinnen verbleiben wollten, entschlossen sich rasch mitzurennen, und da es ihnen sehr schicklich schien, die Krone zur Hand zu haben und wie aus eigenem Antriebe gleich anzubieten, so riß der letzte, der in der Eile aus dem Königssaale entlief, dieselbe etwas unsanft dem jungen Fürsten vom Haupte.

Dieser ärgerte sich nicht wenig und fand es nicht in der Ordnung, daß er mitten in seiner segensreichen Regierung also unterbrochen wurde, denn er hoffte an dem Feuer, an dem er die eine Hälfte seiner Unterthanen briet, würde auch die andere Hälfte für seine Herrschaft gar werden; da ihm nun diese Aussicht benommen war, ging er in ein Kloster.

Draußen vor der Stadt trafen die Großen des Reiches auf unabsehbare Menschenmassen, die einen hinfälligen Greis umjubelten, der mühselig, von anderen unterstützt, zu Pferde saß und auf alle Zurufe kindlich froh lächelte; aber wehe dem, der über ihn gelacht hätte! Dieser Greis, das wußten alle, trug zur gegenwärtigen Stunde in seiner Brust das Herz des Landes und für sein Fühlen und Empfinden standen Millionen Arme und Fäuste ein.

Die Großen des Reiches gaben die Krone wieder in seine Hand zurück und ihr Sprecher hielt dabei eine minder schöne Ansprache, wie das erste Mal, wo er Zeit hatte, sich gehörig darauf vorzubereiten. Dem alten König war recht bange wegen seines dritten Neffen, selbst die Prinzenmutter, seine

erlauchte Schwägerin, warf sich ihm zu Füßen und bat, ihrem ältesten Sohne die Probe zu erlassen, und sollte er damit auch alle Ansprüche auf den Thron verwirken. War es gekränkte Mutterliebe, die es nicht mit ansehen wollte, daß gerade das am wenigsten geliebte Kind etwa erreichen könnte, was den beiden anderen Heißgeliebten versagt war? Oder war es wirklich besorgte Mutterliebe, die den letzten der Söhne nicht auf ein so gefährliches Spiel setzen wollte? Wer weiß es zu sagen? Vielleicht war es beides zugleich.

Aber Monosogoporibius I. sagte sich, daß nach seinem Ableben doch dieser dritte Neffe sein nächster Erbe sein würde und eben darum sollte auch er seine Probe ablegen, entweder er beruhigte ihn dadurch über die Zukunft seiner ohnehin schwer geprüften Unterthanen oder er verfehlte gleichfalls seine erhabene Aufgabe, dann sollte es die letzte Sorge des greisen Königs sein, einen würdigen Herrscher für das Reich aufzufinden.

Und so sah denn das Land mit banger Erwartung und mit wenig Hoffnung den letzten Prinzen aus seinem Fürstenhause den gleichen Weg dahinziehen, den vor ihm seine Brüder zurückgelegt hatten.

Als nun die traurige Oede wieder erreicht war und der Prinz der Hütte des weisen Einsiedlers ansichtig wurde, da erfüllte Wehmut sein Herz, denn er gedachte seiner Brüder, und ganz leise pochte er an.

Der Einsiedler erschien wie jedesmal allsogleich unter der Thüre und lud den Prinzen ein, Rast zu halten.

Dieser folgte der Einladung, ließ für sein Gefolge Zelte aufschlagen und befahl demselben, sich unterdes zu lagern.

Als nun der Prinz mit dem Einsiedler in dessen Hütte allein war, sagte er demselben, daß auch er gekommen wäre, die bewußte Höhle zu betreten, und als der Alte darauf, wie gewöhnlich, fragte: „Ohne alle Vorbereitung? Soll ich dir nicht ein oder das andere Sprüchlein mit auf den Weg geben?“ Da sagte der Prinz: „Sei Gott vor, daß ich deine hilfreiche Hand von mir weise! Ich weiß nicht, worin es

meine Brüder verfehlt haben, aber ich bin es dem Lande schuldig, das durch sie so schwer gelitten hat, nichts zu versäumen, was mich etwa in den Stand setzen könnte, demselben zu nützen."

Darauf meinte der Einsiedler: „Ich weiß dir aber nicht zu sagen, wie lange Zeit du damit wirst verbringen müssen, um dann ohne Fahrnis die Höhle betreten zu können."

„Weiser Vater," entgegnete der Prinz, „wie kann mich das abschrecken, da ich doch bereit bin, die eine Hälfte der Tage, die ich noch zu leben habe, dahinzugeben, wüßte ich dafür die andere Zeit über mein Volk glücklich und zufrieden zu machen!"

Da lächelte der Einsiedler gutmütig: „Mein Sohn, ich sehe, es ist schon an der Zeit, dich in die ‚Höhle der Phrasen' einzulassen!" Dann aber begann er ernstlich sich mit ihm zu besprechen und ihn in allem, was erforderlich war, zu unterweisen.

Zum nicht geringen Verdrusse der Herren des Gefolges, welche in dieser Wildnis alle gewohnten Annehmlichkeiten entbehren mußten, verbrachte der Prinz drei lange Tage mit seinem Lehrmeister; am Morgen des vierten Tages öffnete ihm dieser die eiserne Pforte und der Prinz trat in die Höhle.

Hinter sich hörte er wieder sorgsam schließen.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, von dessen Richtigkeit nunmehr auch der Prinz Gelegenheit hatte, sich zu überzeugen, — daß man im Dunkeln nichts sieht.

Da stand er nun.

Muß das Auge wegen Mangel an Licht feiern, dann eilen alle anderen Sinne dem geängstigten Körper zu Hilfe und schärfen sich zu dessen Dienst, besonders Gehör und Gefühl. Der Prinz vernahm deutlich, wie rings von den Wänden der Höhle mit gleichmäßigem Geräusche schwere Tropfen niederschlugen, das war so eintönig und wirkte so verstimmend, daß er mit Ungeduld die weitere Entwicklung seines Abenteuers herbeisehnte.

Jetzt fühlte er an einer leisen Luftwelle, daß es rings in

der Höhle sich zu regen und zu bewegen begann, wie ein Geflüster wehte es durch den Raum; aber wieder wurde es ganz stille und war nichts zu hören als die fallenden Tropfen.

Sein Auge, nun an die Dunkelheit gewöhnt, versuchte ganz umsonst, auch nur von den nächstliegenden Gegenständen einen ungefähren Umriß zu erraten. Er erschrak fast, als eine volltönende Stimme unmittelbar an seiner Seite begann:

„Das Leben ist schal und leer, der Mensch muß es mit eigenen oder fremden Thaten schmücken, ein Mensch muß den andern dahinreißen in das Ungemeine! Was ist das Gewaltigste, das du als Mensch vermagst? Ein Held zu sein! Furcht und Verehrung zu erwecken unter denen, die mit dir über die Erde wallen, und deinen Namen den künftigen Geschlechtern zu überliefern! Es ist der einzige Wurf, der im Gelingen wie im Fehlschlagen dir den gleichen Lorbeer bringt! Nicht nur im Siege bist du groß, auch im Untergange, wenn du im erhabenen, heroischen Wahnsinne Reich und Volk neben dich auf die Walstatt bettest! Millionen gewaltiger Geister danken dir für den hochgehenden Wellenschlag ihres Lebens, die dumpfe Menge betet dich an, weil du sie, ein Gott, der Armseligkeit ihres Daseins entrissen hast! Du lehrtest sie, das Leben für das Leben freudig einsetzen, du bietest ihnen, an deines Namens Hoheit geknüpft, ein unsterblich Sein in den Sängen der Dichter, in den Liedern des Volkes! Sie schulden dir die ganze Summe ihres Daseins, darum darfst du sie auch von ihnen fordern! Das ist der Helden heilig Vorrecht!"

Da sprach der Prinz leise:

„Bleib dir getreu nur,
Laß dich nicht irren,
Was auch die Tiere
Brüllen und girren!"

Da leuchtete ein fahler Schein auf, und dem Prinzen wurde die Gestalt sichtbar, welche obige Worte an ihn gerichtet hatte, es war ein Tiger.

Da sprach der Prinz sofort:

„Haß ist stets ein traurig' Erbe,
Oft der Sieg ein ungerechter,
Krieg sei nimmer ein Gewerbe,
Und der Held, er sei kein Schlächter!"

Da brüllte der Tiger auf und verschwand, und nachdem das Echo in der Höhle verhallt war, begannen wieder die Wasser eintönig von den Wänden zu tropfen.

Nach einer Weile hörte sich der Prinz wieder, diesmal aber von einer sanften Stimme angesprochen:

„Gott ist unser aller Vater! Auf Erden gibt es nur eine große einzige Gottesfamilie, selbst für die entarteten Söhne stehen die Wohnungen im Hause des Vaters bereit, aber — wehe — sie streifen lieber in der Irre umher und versuchen auch die anderen Gotteskinder irrezuführen. Sie suchen sie durch Hohn und Spott, durch List und Vergewaltigung abwendig zu machen von ihrem frommen Glauben, von ihrer einfältigen Sitte! Zeugt es nicht für die Wahrheit ihres Glaubens, ihrer Hoffnung, ihrer Liebe, daß die Millionen frommer Gemüter friedfertig dem Spotte von etlichen Tausenden Irregeleiteten standhalten? Gibt es etwas Erhabeneres für einen Gewaltigen, als die Schwachen zu schützen? O, werde ein Streiter für deren heilige Sache! Steht nicht geschrieben, denen, durch welche Aergernis kommt, wäre besser, mit einem Mühlsteine um den Hals zum Grunde des Meeres versenkt zu werden? Willst du Erbarmen kennen, wo das Erbarmen allein bei Gott steht? O, lasse nicht Millionen in ihrem heiligen Glauben irre, in ihrer beseligenden Hoffnung wankend machen, laß ihnen nicht ihren einzigen Trost in dieser Welt des Jammers und der Trübsal rauben, damit die Schwachen, in denen Gott mächtig ist, dir deinen Thron stützen, deinen Namen für alle Zeit lobpreisen und du selbst dereinst eingehest in Gottes Reich und Herrlichkeit! Amen!"

Da sagte der Prinz wieder leise das erste Sprüchlein, und im fahl aufzuckenden Lichte stand ein Lamm an seiner Seite, und da sprach er:

„Auch beim Spott der schärfsten Denker
Hält sich echter Glaube rein,
Und auf Erden kann der Henker
Nimmer Gottes Anwalt sein!"

Da blökte das Lamm gar kläglich und verschwand, und wieder ward es stille wie zuvor.

Nach einer Weile begannen zwei Stimmen neben ihm zu sprechen, eine scharfe, schneidige führte das Wort und die andere zischte manchmal eine Bemerkung dazwischen.

„Klug gehandelt!" sagte die erste Stimme. „Es ist viel ehrender, dem eigenen Kopfe alles zu verdanken, als fremden Fäusten! Fehlten diese, was würde wohl aus manchen Größen? Ich frage!" —

„Staub sollten sie fressen und doch nicht klug werden bei dieser Kost," zischte lachend die andere Stimme.

„Genug Bausteine für unvergängliche Größe," fuhr die erste Stimme fort, „findet der kluge Kopf an den schwachen Köpfen seiner Mitlebenden. Reizt dich ein Besitz, locke oder schrecke den Eigner heraus. Steht dir jemand im Wege, lehre ihn selber die Schlinge drehen, in der er sich fangen muß. Wer dir droht, den schmeichle ins Verderben. Wer dir schmeichelt, dem mißtraue. Krumme Wege, aber sicher."

„Krumme Wege, kluge Wege," zischte die andere Stimme.

„So wird dein Besitz sich mehren, deine Feinde sich mindern, dein Wort mehr als ein Schwertstreich wiegen, du wirst gefürchtet und bewundert sein. Allüberall in der Natur erweiset sich das Klügere dem Stärkeren überlegen und mit urew'gem Rechte gebrauchest du des Geistes Uebermacht! Von dir abhängig fühlen sich die Beschränkten und als dem Klügeren handlangern die Klugen dir, denn ohne dich steht doch nichts zu erreichen, und du wirst aller Zweck und Mittel, indem du als aller Mittel Zweck dich selber setzest!"

Da sprach der Prinz leise den ersten Spruch und sah im Aufleuchten des fahlen Scheines Fuchs und Schlange neben sich. Er sprach sofort:

„Wohl hat List auf krummen Wegen
Manchen nach dem Ziel gewiesen,
Aber seines Namens Segen
Wird von Sklaven nur gepriesen!"

Da verschwanden auch Fuchs und Schlange und kurz darauf, als hätte sie es nicht abwarten können, daß sie zu Worte komme, begann eine geschraubte, näselnde Stimme:

„Eh, langweiliges Volk da, miteinander! Was? He? — Floskeln, Phrasen, Worte, Flausen — weiter nichts! Was? He? — Bin froh, nur einmal einzig vernünftiges Wort aussprechen zu können, heißt: Genuß! Genuß, was? He? Nicht? — Wozu sonst auf der Welt, als wegen Genießen? Was sonst Zweck und Verstand im ganzen Universum, als Genießen? Was sonst göttliches, natürliches, politisches, eh, soziales Recht, als Genießen?! Alles andere Unsinn! Was? He? Leben sonst gar nicht der Mühe wert. Staat schafft Industrie, Natur schafft Kunst, beide: Komfort! Wozu sonst feuriger Wein gewachsen, wenn nicht sollte getrunken werden? Wozu sonst hübsche Frauen und Mädchen ..."

Lachend unterbrach der Prinz den Redner mit dem ersten Sprüchlein, und neben ihm stand ein Affe.

Der Prinz griff in die Tasche und gab ihm einen Apfel. „Da genieße!"

Der Affe dankte sehr artig und verschwand.

Wieder ward es stille, aber ganz stille, selbst das Geriesel der Tropfen hatte aufgehört, da schritt es durch das Dunkel auf den Prinzen zu, er fühlte seine Rechte von einer warmen Menschenhand ergriffen und er vernahm folgende Worte:

„An allem erfreu
Die offenen Sinnen,
Und bleib dir getreu
Bei jedem Beginnen!"

Der Prinz hielt die Hand des Sprechers, die sich sanft aus der seinen lösen wollte, fest, denn die Stimme klang ihm gar bekannt, und er wollte eben eine Frage stellen, als sich von der eisernen Pforte her ein ungeheurer Lärm erhob und dieselbe, von wuchtigen Axtschlägen zertrümmert, einbrach, durch die entstandene Lücke drangen gleich hinter dem zuströmenden Tageslichte die Herren vom Gefolge herein. Diesmal hatte es doch gar zu lange gedauert, sie hatten sich müde geängstigt und gehorcht, denn diesmal konnten sie lauschen, der Einsiedler hatte kurze Zeit nach des Prinzen Eintritt seinen sonstigen Posten verlassen; sie waren daher sehr erstaunt, den Alten hier mit dem Prinzen Hand in Hand zu treffen, vielleicht nicht weniger erstaunt als der Prinz selbst, der sich nun von ihm aus der Höhle leiten ließ.

Der Prinz hieß sogleich alles zur Rückreise rüsten, es war auch sehr bald alles zum Aufbruche bereit, denn die Herren des Gefolges, welche sehr froh waren, fortzukommen, hatten schon alle Vorbereitungen in dieser Hinsicht getroffen.

Bis das Pferd vorgeführt wurde, hatte der Prinz schweigend neben dem alten Weisen gestanden, jetzt, bevor er sich in den Sattel schwang, umarmte er den ihm lieb gewordenen Berater und dieser faßte ihn zum Abschiede noch einmal an der Hand und sagte:

„An allem erfreu
Die offenen Sinnen
Und bleib dir getreu
Bei jedem Beginnen!"

Lange blickte er den Dahinziehenden nach und lange noch wandte der Prinz sein Pferd.

Monosogoporibius I. empfing mit gewohnter Güte seinen dritten Neffen und nachdem er ihm gleich den andern probeweise das Regiment übertragen hatte, zog er sich wieder auf sein Jagdschloß zurück. —

Jahre vergingen, seine Ruhe wurde nicht gestört, er war uralt geworden und fühlte sein Ende nahe, da ließ er eines

Tages alles zur Reise rüsten, bestieg eine Sänfte und ließ sich durch das Land nach der Hauptstadt tragen.

Sie waren eine Tagreise weit gekommen, da fragten die Leute am Wege bei den Herren des Gefolges an, wer denn da so vornehm reise.

„Nun," sagte einer der Herren, „euer König!"

„Ei, Herr," sagte ein alter Bauer, „Ihr wollt Euch wohl über arme Leute lustig machen! Aber unseren König kennen wir wohl, der ist noch in den besten Jahren, und so kann er doch nicht über Nacht zusammengeschnorrt sein, wie der da in der Sänfte!"

„Aber," sagte der Herr vom Gefolge, „das ist doch euer rechter und wahrhafter König, Monosogoporibius I."

Da zog der Bauer die Mütze und sagte: „Je der Tausend, ich hätte nicht gedacht, daß der noch lebt! Nun lebe er noch tausend Jahre, vorausgesetzt, daß das ihn selber nicht verdrießen möchte! Das war ein gar schönes Stück von ihm, wie er das Ketzerbraten im Lande eingestellt hat, da war ich selber noch als lediger Bursche dabei. Nun, Gott tröste ihn! Nichts für ungut, man kann es fast nicht glauben, daß er noch leben soll! Aber nicht wahr, den jetzigen nimmt er uns nicht weg? Das wäre hoch gefehlt. Ah, das wird er wohl nicht?"

„Nein, nein, das wird er nicht!" lächelte Monosogoporibius I. seelenvergnügt in der Sänfte.

Sein Neffe holte ihn, sobald er von seinem Nahen unterrichtet wurde, mit allen Ehren ein. Monosogoporibius I. aber merkte seine letzte Stunde gekommen, er versammelte im Königsschlosse alle Großen des Reiches um sein Sterbebette, und außen um den Palast drängte sich das Volk. Noch einmal, das letzte Mal, mußte sein alter Hofsekretär ihm ein Schriftstück unterbreiten, das Testament; das war nicht so schön geschrieben, man sah den Buchstaben an, daß manchmal die Hand des Schreibers leise gezittert hatte, der alte König warf ihm einen strengen Blick zu, aber als er ihm die Feder abnahm, drückte er ihm wieder leise die Hand. Der dritte

Neffe wurde zum Erben des Reiches eingesetzt und hatte den Namen Monosogoporibius II. zu führen.

Er mußte auf den Wunsch seines erlauchten Oheims sogleich das Manifest über seinen Regierungsantritt dem alten Hofsekretär in die Feder diktieren.

Der Neffe gab erst dem Schmerze über den Verlust seines Oheims mit wenigen, aber liebevollen Worten beredten Ausdruck, dann sagte er, er erneuere nur das Versprechen, das er in seinem ersten Manifeste seinen Völkern gegeben habe, so zu regieren, daß sie es nur merken sollten an der Wohlfahrt des gemeinen Wesens.

Dann mußte er unterschreiben, der Sekretär reichte dem alten Könige, der freudig aufgehorcht hatte, das Blatt, und als Monosogoporibius I. in sicheren und schönen Zügen „Monosogoporibius II.“ las, da war er ganz über die Zukunft seines Landes und Volkes beruhigt und verschied mit einem frohen Lächeln.

Wie mit dem Herrgott umgegangen wird.

Eine Geschichte mit einigen „Merks“.

(1878.)

Es ist eine arge Welt, einer macht's dem andern und der liebe Gott allen zusammen nie recht. Es ist eine hübsche Sache um die Frömmigkeit, aber wenn einer um Sonnenschein und der andere auf dem nämlichen Fleck um Regen betet, da möcht' ich wohl einen dritten zum Herrgott machen und zusehen, was der bei all seiner Allmacht anfinge, um es mit keinem von den beiden zu verderben.

Im Norden sind die Menschen etwas kühler und nehmen's nicht gleich übel, wenn er sich etwas schwerhörig stellt, aber im Süden da sind sie heißblütig und werden sehr ungehalten; da ist es denn für dort eine ganz gute Einrichtung, daß man zwischen Gott und die aufdringlichen Beter die lieben Heiligen eingeschoben hat, die nun freilich für jede unerfüllte Bitte aufkommen müssen.

Wahrhaftig, so ein Heiliger ist nicht zu beneiden und ich möcht' keiner werden; denn abgesehen davon, daß die Erreichung einer solchen hohen Stelle auf der Erde mit manchen Unannehmlichkeiten und Umständlichkeiten verknüpft ist, so muß ja einer im Himmel ganz höllisch aufpassen, daß er tagüber keine Anrufung vergißt, so daß ihm fast keine Zeit bleibt, sich der ewigen Seligkeit zu erfreuen, höchstens zur Nachtzeit, aber solche übernächtige Seligkeit verträgt sich wieder tags darauf spottschlecht mit den Berufsgeschäften, wie manche gar wohl wissen, die gerade keine Heiligen sind.

Ja, es ist eine hübsche Sache um die Frömmigkeit, wenn es nur nicht manche so weit versehen möchten, daß ihr Gebet einer Lästerung auf ein Haar gleicht. Da war einmal eine öffentliche Dirne, die hat einen jungen Menschen zu berücken gewußt, daß er eine Zeitlang zu ihr gehalten hat; nun sind

ihm denn doch endlich die Augen aufgegangen und das war ein Glück für ihn, sonst wäre er ja ein verlorener Mensch gewesen, und er hat das Weibsbild verlassen. Aber die Allerweltsliebste war darüber gar sehr betrübt und was thut sie? In die Kirche geht sie und betet zur „allerreinsten Jungfrau Maria", dieselbe möge ihr das Herz ihres Buhlen wieder zuwenden, damit die unsaubere Liebschaft ihren Fortgang haben könne. Wenn das nicht gelästert ist, dann weiß ich überhaupt nicht, was Beten heißt und sein soll.

Ueber das Stück lacht wohl keiner, dazu ist's nicht angethan und steht nur da, damit man sieht, was manche für Anliegen vor die Heiligen bringen, denn es ist eine wahrhaftige Thatsache und nicht erfunden. Was aber den Heiligen in Welschland begegnen kann, das will auch erzählt werden und darüber könnten sie selber lachen, falls sie es im Himmel nicht verlernt haben.

In Welschland hat selbst der ordinärste Kerl etwas Manierliches und Höfliches an sich, freilich daneben auch heißes Blut; wenn er nun die Fürsprache eines Heiligen oder mehrerer bedarf, so läßt er sich's nicht verdrießen, sie eine geraume Weile recht inbrünstig darum anzugehen; er gibt ihnen vollauf Zeit, alles wohl zu überlegen und ins Werk zu richten; wenn sich das aber ewig lange nicht machen will, da verliert er die Geduld und flucht alle Heiligen in seinen Hut hinein. Das sieht sich aber so an: der unerhörte Beter reißt ingrimmig seinen Filzdeckel vom Kopf, hält ihn halb zugeklappt unterm linken Arm, dann greift er mit der Rechten in die Luft, als ob da die Heiligen unsichtbar herumflögen, nennt zuerst den Namen desjenigen, den er sich besonders durch Fasten und Beten verpflichtet hat, also in diesem Falle den Undankbarsten, krampft die Faust zu, als hätte er eine Hummel gefangen, macht eine Geste gegen den Hut, als würfe er die Hummel — den Heiligen, wollt' ich sagen — in den Filz und drückt rasch hinter ihm den Spalt zu. Den hätte er! Und nun fährt der wütige Kerl fort, mit der Hand in der Luft herumzufingern, schreit mit seinem Fluchmaul

nach jedem Heiligen, der ihm beifallen will, und wirft sie einen nach dem andern dem ersten nach, dabei öffnet er vorsichtig nur ein klein wenig den Spalt, damit ihm keiner der früheren neben auswischen kann. Es vergehen keine fünf Minuten, so hat er den Hut voll der schönsten und größten Heiligen, die man im Kalender finden kann, denn billigerweise hält man es mit den Heiligen umgekehrt wie mit den Spitzbuben, wo man die kleinen fängt und die großen laufen läßt.

Nun haben sie es! Da sind sie alle — Gott verzeih es, vielleicht sogar mit lebenden Wesen, die man nicht gerne nennt — in dem nicht zu reinlichen Filz zusammengepfercht. Unser Welscher stolziert eine Weile mit ihnen auf und ab, bis er sich ein wenig abgekühlt hat und wieder zu einiger Besonnenheit kommt. Bewiesen hat er es ihnen, daß er nicht mit sich spaßen lasse, aber es scheint ihm doch nicht geraten, es ganz mit ihnen zu verderben und so fängt er sie denn jetzt Stück für Stück, der Reihe nach, wie er sie hineingeflucht, heraus, denn Ordnung ist in allen Dingen löblich; er nennt sie einen um den andern beim Namen, langt sie mit der Rechten aus dem Hute und gibt sie los, indem er die Hand öffnet, etwa wie um einen gefangenen Vogel in Freiheit zu setzen. Es soll da jeder in dem Punkte ein gutes Gedächtnis besitzen und noch keiner einen Heiligen in Gedanken im Hute stecken lassen haben; möcht' aber doch vorsichtshalber raten, den Hut zum guten Schlusse sacht umzustürzen, damit ein allenfalls Vergessener herausfallen kann.

Das ist toll genug und darüber kann man lachen, und ich hoff's, der Leser hat mir die Freude nicht verdorben und hat darüber gelacht. Trotz dieser unbilligen Behandlung hat man noch nicht gehört, daß die Heiligen einem ein himmlisches Donnerwetter über den Hals geschickt hätten, auch der Herrgott selber hat gleiche Nachsicht mit seinen Geschöpfen, die statt ihm zu dienen, es vielmehr darauf absehen, von ihm bedient zu werden, und es ist das ein Dienst, bei dem

er weder auf Lohn noch auf gute Behandlung sehen dürfte; eine dahin einschlägige närrische Geschichte will ich eben erzählen, bemerk' nur vorher, daß aus all dem bisher Gesagten und noch zu Sagenden hervorgeht, was wohl schon manchem im Leben aufgefallen sein mag: daß Gott und alles Heilige, Hohe und Reine Spaß vertragen, die Menschen aber und alles Gemeine, Niedere und Unsaubere keinen! Woher kommt's wohl? Der menschliche Witz gleicht einem jener Spiegel, die man an manchen Orten zur Unterhaltung aufgestellt findet und die so geschliffen und postiert sind, daß sie alles verzerrt zeigen. Laß ein paar bildsaubere Leute Hand in Hand davor hintreten, im Bewußtsein ihrer Wohlgestalt haben sie leicht über das Zerrbild im Spiegel lachen; versuch es aber mit ein paar Häßlichen, die werden sich beleidigt abwenden, denn, ist auch die Verzerrung eine Lüge, die Häßlichkeit bleibt doch Wahrheit, mit der aber steht man in der Welt schon von altersher auf gespanntem Fuße und die Gattung der unangenehmen nennt man Grobheit, wovon wieder die „göttliche" die erschreckendste.

Will nun die Geschichte erzählen, lebte der Mann noch, von dem sie handelt, würde ich es fein bleiben lassen; die Gerichte könnten seine Wunderlichkeit oder Narrheit strafwürdig finden und ich wollte ihn nicht denunziert haben; da er aber schon eine ganz geraume Zeit tot ist und sich allein mit Gott abzufinden hat, so kann ich's ohne Scheu Rede haben, wie er bei Lebzeiten mit demselben umgegangen.

In einem Orte nahe bei Wien, der Hauptstadt Oesterreichs, hielt sich vor vielen Jahren eine Schauspielergesellschaft auf. Diese Leute spielten, so gut sie es eben vermochten, den Inwohnern Komödie vor, schlecht und recht, wie aber allzeit Undank der Welt Lohn ist, so meinten die Zuschauer, es wär' dabei wenig Rechtes, dagegen viel Schlechtes zu sehen gewesen. Es wurde in einer Scheune gespielt, das mag sich allerdings nicht sonderlich hübsch ausgenommen haben, die Rüstungen der biedern Ritter und die Gewan-

dungen der Könige und anderer Großen des Reiches sahen vielleicht auch nicht zum besten aus, war wohl der Pappendeckel der ersteren abgerieben und der Samt der letzteren spiegelte, während der Flitter blind geworden, und es kann ja sein, — weil Kleider Leute machen, — daß die armen Komödianten nicht besser spielten als sie aussahen; aber die Zuseher hätten auch bedenken sollen, wie nieder das Eintrittsgeld war, und daß für wenig nicht viel geboten werden kann, das ist eine alte Wahrheit, seit Handel und Wandel auf der Welt besteht.

Kurz die reicheren Leute im Orte fuhren nach der nahen Hauptstadt, wenn sie eine Komödie sehen wollten, und schickten höchstens ihre Kinder oder Dienstboten noch obendrein auf die billigsten Plätze des Dorftheaters. Schlimm für die armen Teufel von Komödianten, denn einen fixen Gehalt hatten sie nicht, sie teilten unter sich, was eine Vorstellung einbrachte und lebten davon ein paar Tage bis zur nächsten. Das hört sich eben besser an, als es sich in Wirklichkeit macht, denn manchen Abend verschlangen die Kosten den Ertrag und dann war nichts zu teilen.

Das gab viel Sorge und am meisten litt darunter der Direktor der Truppe; er hatte allerdings seinen Leuten keine festen Bezüge auszuzahlen, aber wenn Vorstellung auf Vorstellung entweder nur ein paar Groschen auf einen kamen oder wohl gar nichts, das war zum Durchgehen, nicht für den alten Mann, der nicht gewußt hätte wohin, aber für die Mitglieder der Truppe, welche es wo anders kaum schlechter treffen konnten und von denen daher auch manche durchgingen; daß so ein Mensch in der Verzweiflung vergißt, die Schulden, die er im Orte gemacht, zu bezahlen, das ist erklärlich, ebenso erklärlich ist es aber, daß das sehr unangenehm für den Direktor und die Truppe war, welche im Orte verblieben und — wie die Welt denn ungerecht ist, — von der übeln Nachrede über den ausgerissenen Kameraden ein gut Teil zu Gehör geredet bekamen. Ließen sich die Dörfler bedauernd vernehmen, „daß nur einer durchgebrannt,

die mehreren aber geblieben seien", sprachen sie die Vermutung aus, „daß ein Lump wie der andere wäre" und was derlei Schmeicheleien mehr sind, so kann man sich wohl denken, daß bei solchen Anlässen der Direktor, wenn man ihn als den „Obersten der Komödianten" bezeichnete, die Verleihung dieses Titels gerne bescheiden abgelehnt hätte.

Feron nannte sich der Mann. Den Tag vor jeder Vorstellung lief er alle Häuser und Hütten des Ortes ab, klagte über die arge Gegenwart, in der aller Kunstsinn in einem verehrlichen Publikum erstorben schien, lobte in einem Atem die alten Zeiten und die alten Stücke, besonders dasjenige, dessen Titel und Personenverzeichnis in sauberer Handschrift er jedem in die Hand drückte, denn er war sein eigener Zettelausträger, wohl nicht aus Leidenschaft, sondern weil er es billiger hatte, wenn er selber ging.

Er versicherte jedem, der ihm in den Wurf kam, — war's auch ein Pferdeknecht, oder eine Kuhmagd, — daß er ihn als einen hochverehrten Gönner betrachte und dabei blieb er, wenn sich der Betreffende auch noch so sehr ereiferte, ihn von der Irrigkeit einer solchen Anschauung zu überzeugen. Lästermäuler behaupten, sie hätten den Herrn Direktor manches Haus in so schwunghafter Eilfertigkeit verlassen sehen, wie dies ohne die Mitwirkung des hochverehrten Gönners ganz undenkbar wäre.

Direktor Feron pflegte seine unterthänigsten Aufwartungen sehr regelmäßig zu wiederholen, aber er selber war für Besuche desto unzugänglicher; nicht daß es ihm an geselligen Talenten gefehlt hätte, doch hatte seine Wohnung etwas Unnahbares; selbe befand sich in dem Einkehrwirtshause, in dessen großem Hofraum auch die bewußte Scheune stand, in welcher Komödie gespielt wurde. Durch die breite Einfahrt des Hauses gelangte man in den Hof; ohne sonderliche Beschwer, wenn man auf herumliegende Fässer und herumstehende Futterbarren acht hatte, konnte man sich auch bis zur Scheune zurechtfinden; hinter dieser aber war es nicht geheuer, da war der Boden in trockener Zeit zäher Lehm

oder bei Regenwetter ein Kotmeer und da mußte man darüber weg oder mitten durch bis ans andere Ende, wo einige Wirtschaftsbauten standen, darunter eine Tenne, in deren Dachraum ein Futterboden und ein kleines Kämmerchen angebracht war, in letzterem hatte wohl vorzeit ein Knecht oder eine Magd geschlafen, aber jetzt bewohnte es der „Oberste der Komödianten".

Ein Mittelding zwischen Leiter und Stiege führte hinan, eine Leiter war's nicht, denn neben befand sich ein Geländer, aber eine Stiege war's wieder nicht, dazu waren die hölzernen Trittbrettchen zu schmal, das ganze Ding stand zu aufrecht und um hinaufzugelangen, mußte man denn auch einen Mittelweg zwischen Steigen und Klettern einschlagen, was nicht sehr bequem war, aber sich dafür recht hübsch ausnahm.

War man aber einmal oben angelangt, so muß, um der Wahrheit die Ehre zu geben, offen gestanden werden, daß weder die Aussicht auf den Hof, noch der Einblick in die kleine Kammer für die gehabte Mühe entschädigte. Die Thüre, die in die Kammer führte, ließ nur höfliche Leute ein, wer sich nicht bücken mochte, der mußte außen bleiben, das Fenster war mit dem Thürpfosten in einem Stück gezimmert worden und so schmal, daß der Glaser mit einer Scheibe, die er entzweischnitt, für beide Rahmen ausreichte. Die Wände waren geweißt, ein Bett, ein Tisch und ein Stuhl, mehr befand sich innerhalb derselben nicht, ein Kruzifix hing noch in einer Ecke, das war alles.

Wenn der Direktor zu Hause war, so saß er für gewöhnlich an dem Tische, den er an das Fenster gerückt hatte, dort fand er zum Theaterzettelschreiben oder sonst einer nützlichen Beschäftigung gerade genug Licht, während das übrige eine angenehme Dämmerung im Raume verbreitete.

So saß er, hart an die Tischkante gedrückt, führte fleißig die Feder oder fertigte Papparbeiten. Er stak immer in ein und demselben schwarzen Anzuge, der seine ohnedies kleine,

schmächtige Gestalt noch unscheinbarer aussehen machte; zwar behauptete er, daß ihn seine unterthänigsten Beziehungen zum Publikum verpflichteten, demselben nie anders als in solchem Staate entgegen zu treten, aber er fand damit wenig Glauben, um so mehr, als nicht zu leugnen war, daß die besagte Kleidung durch den längeren Umgang mit ihm nicht gewonnen hatte, indem es sich häufig ereignete, daß er in Gedanken die Finger reinigte und Tinte oder Kleister auf Rockärmel und Beinkleid strich.

Der kleine Mann hatte auch ein kleines, schmales Gesichtchen, aus tausend Fältchen blinzten ein Paar graue Aeuglein etwas unsicher und unstet hervor; das war aber kein Zeichen eines beunruhigten Gewissens, sondern nur einer ziemlich ausgesprochenen Kurzsichtigkeit. Seine Nase war ganz gewöhnlich, nur an der Spitze etwas knollig und rot angehaucht, die Stirne schien dermaleinst nieder gewesen zu sein, doch hat sie sich mit der Zeit Platz gemacht, indem sie die Haare beiseit schob, die sind denn auch ganz bescheiden rechts und links zurückgetreten, halten sich nur in Gestalt zweier grauschwarzer Wickel an beiden Schläfen und etlicher Büschel von gleicher Farbe hinter den Ohren auf und nun reicht die Stirne bis ins Genick, wenn sie es gelten lassen will.

Der Direktor pappt gerade eifrig an einer Königskrone, die für heute abend fertig werden soll, die alte war doch schon zu sehr abgetragen, sie hat ihm als Muster für die neu anzufertigende gedient, jetzt aber liegt sie auf dem Boden und er streift sie mit dem Fuße unter den Tisch, während auf demselben die neue prangt, die er zufrieden beäugelt.

Es war ein wehmütiges Bild. Was ist der Welt Herrlichkeit?

Indes probiert der Herr Direktor die neue Krone auf, sie sitzt vortrefflich und drückt nicht im geringsten. Er erhebt sich und stolziert ein paar Schritte in der Kammer auf und ab, dann bleibt er vor dem Fenster stehen, draußen streicht ein heftiger Wind, einzelne Sandkörner prallen an

die Scheiben und hinter den Holundersträuchen, welche den gegenüber liegenden Gemüsegarten begrenzen, steigt es grau auf.

Feron nimmt die Krone seufzend vom Haupte, rechnet nach, was sie wohl unter Buchbindern wert wäre und fragt sich im bangen Zweifel, ob ihn der Himmel heute auf die Kosten kommen lassen werde? Die bewußte Scheune, in welcher die Kunst ein Unterkommen gefunden, stand nämlich schon eine geraume Weile vernachlässigt, Zeitvertreibs halber ließ sie sich mit dem Regen ein und der lehrte sie artige Wasserkünste; einmal nun, inmitten einer Theatervorstellung, fand sie Gelegenheit, vor einem geehrten Publikum zu zeigen, was sie gelernt hatte: sie formte kleine, tosende Sturzbäche, rieselnde Wasserfäden, gurgelnde Springfluten und stellenweise fröhliche Sprühregen, es soll sehr hübsch gewesen sein, aber keiner verlangte ein zweites Mal danach und so genügte ein grauer Himmel über dem Scheunendach, um alle fernzuhalten; man sieht also, daß des Direktors Furcht begründet war, und daß ihm der Himmel mit einem Regenwetter einen argen Strich durch die Rechnung machen konnte.

Der kleine Mann sah sehr besorgt nach den Wolken, die hinter den Holunderbüschen aufstiegen, dann trat er in die Ecke und nahm den Herrgott von der Wand, setzte sich, hielt ihn fein säuberlich in der Linken, während er die Rechte mit der Gebärde freundlichen Zuspruches gegen das Bild bewegte und es auch manchmal unter der Rede zärtlich streichelte.

„Schau," sagte er, „wirst doch heute nicht so grauslich gegen mich sein wollen, daß ich nicht einmal auf die Kosten komm'?! Sollt' auch nichts zu teilen bleiben, für die andern red' ich nicht, es ist so sündhaft's Volk, das vielleicht nicht einmal im Jahr deiner gedenkt, aber mich mußt deshalb nicht strafen. Wenn ich rechne, was mich Pappendeckel, Goldpapier und Kleister kosten, ein Pfund Kerzen zur Beleuchtung, Auslagen für Zettel und was sonst noch, so macht

alles in allem zwei Gulden siebenundfünfzig Kreuzer Münz', das könntest mich doch verdienen lassen! Es ist ohnedies nicht viel, das wirst wohl einsehen, gelt ja? Na also, nicht wahr, du wirst schon dazuschau'n, du thust mir's schon zulieb und läßt mich zu dem Meinen kommen? Ja. Freilich. Ich verlass' mich darauf."

Hatte der Himmel ein Einsehen, dann betrat der Herr Direktor nach der Vorstellung sein Kämmerlein nie, ohne einen dankbaren Blick nach dem Winkel zu werfen, wo er wußte, daß der Herrgott hing, den er freilich bei der herrschenden Dunkelheit nicht sehen konnte. Wenn es aber geschah, daß trotz seinen Bitten der Himmel hart blieb und die Erde weich wurde, dann schlich er über den Hof, kletterte den Steig zu seiner Kammer hinan, so hastig, daß es anzusehen war, als ob ein großer schwarzer Kater in abenteuerlichen Sprüngen da hinaufsetzte; oben stieß er die Thüre auf.

Schwer setzte er den Fuß auf die Dielen, warf einen Blick, wie ihn nur die bübischsten Mordgesellen auf der Bühne zu werfen verstehen, nach der bewußten Ecke und murmelte: „Also hat's nicht sein können?"

Unheilbrütende Stille.

„Hat's nicht sein können?" wiederholte er mit heiserer Stimme, langte mit hartem Griff den Herrgott von der Wand. „Nicht einmal zwei Gulden siebenundfünfzig Kreuzer Münz'! Ist das schön?"

Nun begann er dem Herrgott gehörig die Meinung zu sagen, seine Reden und Hantierungen wurden immer mehr das Gegenteil von Schmeicheleien und Liebkosungen, bis er sich vor unvernünftiger Wut nimmer aus wußte und das Bild von sich warf, selbstverständlich, um es am nächsten Morgen wieder reuig vom Boden aufzuheben, an die gewohnte Stelle zu hängen und bei nächster Gelegenheit bittlich anzugehen, wenn wieder zwei Gulden siebenundfünfzig Kreuzer Münz' Tageskosten in Gefahr standen, verregnet zu werden! Ebenso selbstverständlich wird er wieder den eingegangenen Betrag durch einen dankbaren Blick quittieren,

oder andernfalls dem Herrgott gehörig die Meinung sagen, denn so war einmal seine Art, mit demselben umzugehen.

„Nun," sagt der Leser, „das ist mir ein artiger Narr;" aber er steht nicht allein, er hat gering seine hunderttausend Brüder, die Fetischanbeter, von denen wir schon viel gelesen haben. So ein Wilder geht her und macht sich in aller Geschwindigkeit aus einem Lumpenbündel, Baumstrunk oder Steinblock einen Gott zurecht, bringt auf den Knieen seine Bitten vor, werden die aber nicht gewährt, so sieht er sich nach einem tüchtigen Stocke um und prügelt seinen Herrgott weidlich durch.

Nun lacht wohl der Leser über den Welschen, von dem ich zu Anfang erzählt habe, über den „Obersten der Komödianten", den ich ihm im weiteren Verlaufe vorführte und über die Fetischanbeter, auf die wir zuletzt zu sprechen gekommen sind; schmeichelt sich, was Bedeutendes klüger und besser zu sein, und ich könnte jetzt auf die artigste Weise schließen, indem ich ihn fein höflich bei seiner Meinung beließe. Ja, wenn nicht ein Hauptmerks noch anzubringen wäre!

Nehm' noch einmal meinen alten Narren hervor und sage: „Er hat gering nicht seine hunderttausend — er hat Millionen Brüder!"

Will's der Leser nicht glauben? Gut, wir wollen Probe machen. Es braucht keiner zu sagen, er gehöre nah' oder entfernt in die Brüderschaft, denn es wär' wider alle Vernunft, von einem Menschen zu verlangen, daß er sich selbst irgend etwas Unangenehmes nachsage; aber wer nicht dazu gehört, der möge sich melden!

Wir wollen uns daher gar nicht bemühen, heraus zu bekommen, wieviel ihrer sind, die sich an einem Bilde vergreifen, nicht weil es ihnen ein götzendienerischer Greuel ist, sondern just, weil sie glauben, dahinter steckt's! Wollen auch nicht fragen nach den Lästerern, die den Herrgott ausschimpfen, nicht nach denen, die es an seiner Statt immer besser zu machen wüßten, nicht nach jenen, die ihn stets

mit dem Mund lobpreisen und durch jedes Thun verunehren, nicht nach den Verbitterten, welche ihm den Glauben aufkünden, wenn es nie und nimmer wird, wie sie es wünschen und ersehnen; nein, wir wollen nur, daß derjenige sich melde, der nie in seinem Leben eine Stunde hatte, wo er Gott wie einen seinesgleichen begreifen wollte und über ihn den Kopf schüttelte!

Meldet sich derjenige, so will ich gerne seine Meldung nachträglich bestätigen, bis dahin aber bleibe ich dabei, am Stocke allein liegt's nicht und in weiterem Sinne hat schon jeder Mensch einmal seinen Gott geprügelt!

Treff-Aß.

Eine Geschichte.

(1878.)

Gibt es ein Buch des Schicksals, so kann doch gewiß kein sterblich Auge darin lesen.

Wär' alles vorher bestimmt und wüßte der Mensch, was ihm die kommenden Tage bringen, wir könnten allzusammen die Hände in den Schoß legen; wer möchte sich noch herzhaft einem Unheil entgegenstemmen, wenn er weiß, daß es ihm nicht ausbleiben kann? Wer möcht' nach irgend einem Gut ringen, wenn er weiß, daß es ihm versagt bleibt, oder sicher ist, auch wenn er nichts dazu thut? Jedes Unheil wär' verschärft durch die Furcht, die vor ihm einhergeht, wir würden darauf warten wie der Hund auf die Schläge, wenn er den Stock in seines Herrn Hand weiß. Aller Freud' wär' die Freud' verdorben, es fiele uns keine mehr wie aus dem lieben Himmel herunter, noch zögen wir uns eine aus der Erde groß, wir wüßten um beide zuvor, die erste schien uns kein Glück mehr und die zweite nimmer unser Verdienst.

Das dachte auch der Weishofer, als er so langsam die Straße dahin trottete. Er dachte auch weiter und vermeinte bestimmt, daß nichts bestimmt sei, zu was schreie sonst der Mensch in Not und Drangsal nach göttlicher und menschlicher Hilfe auf?! „Wär' alles vorherbestimmt," dachte er, „so gäb' ich wohl gern zunächst dem vertrackten Steuerausschreiber in der Stadt eine Tüchtige hinters Ohr, glaub' aber nicht,

der möcht' sie, als von aller Ewigkeit her ihm bestimmt ruhig einstecken, sondern dafür mich."

„O, wie das dumm ist, daß die Leut' wollen hinter zukünftige Geschehnis kommen durch Kartenlegen, Bleigießen, Wahrsagen aus der Hand, aus dem Kaffeesatz, aus dem Basilisken-Ei" — er zog den Mund breit zu einem verächtlichen Lachen und spuckte breit aus. „So 'n Vieh gibt's nicht und hat's niemal gegeben, wo sie die Eier davon her haben wollen?!"

„Ei, das verdammte Kartenlegen!" Er seufzte tief auf.

Der Weishofer war ein noch junger Bauer, er war stramm gewachsen, hatte ein nettes Gesicht mit großen dunkelblauen Augen, einer geraden Nase mit etwas vortretenden Nüstern, über den frischen Lippen trug er einen saubern Schnurrbart und etwas Barthaar hatte er auch beiderseits von den Schläfen bis herab zu den Ohrläppchen stehen lassen, das dunkelblonde Kopfhaar war schlicht nach rückwärts gekämmt. Er trug einen hohen Hut von derbem Filz, mit einem breiten Bande, das an der Seite durch eine stählerne Schnalle zusammen gehalten war, einen langen Rock von dunkelbraunem Tuch, eine geblümte Weste mit einem Muster, das keine schreienden Farben zeigte, eine Kniehose und hohe Stiefel; er war ein hübscher Mann, aber heute ließ er sich's nicht anmerken, er ging so schlotterig daher, hatte das Gesicht nachdenklich nach dem Boden gewendet, wie einer, der — nach dem Volksausdruck — den gestrigen Tag sucht, und wer ihn so einherwandeln sah, gab nichts auf ihn.

„Guten Morgen, Weishofer," sagte einer.

Weishofer sah auf, vor ihm stand ein kleines Männlein, das hätte freilich beginnen können, was es mochte, sich strecken und so stramm ausschreiten wie ein Soldat, die Schönheit würde es doch nie geplagt haben. Es hatte die eine Schulter bedeutend höher und darüber ließ es den ziemlich großen Kopf etwas nach der andern Seite hängen.

Unter der Tuchkappe, die es unternehmend auf das linke Ohr gedrückt hatte, fielen etliche lange Haarsträhne herab, die teils weiß, teils fahlgelb aussahen. Unter dem Kappenschirme funkelte eine kreisrunde Hornbrille hervor, hinter deren Gläsern ein paar kleine, graue Augen gar lustig irrlichterten, alles im Gesichte war rundlich und gerötet wie ein gesunder Apfel; der Mann sah, wenn nicht wie gutmütig, so doch wie allfort gut gelaunt aus. Er hatte einen Rock am Leibe, dessen Farbe nicht ganz leicht zu bestimmen war: während vorne über der Brust das Tuch dunkel drappfarben erschien und gegen den Saum hinunter grünlich schillernd verlief, zeigte sich am Rückenteil dieses schillernde Grün oben und die Schöße lagen im drappfarbigen Dunkel. Dafür waren die Beinkleider ausgesprochen staubgrau; daß sie Falten warfen, wo sie nicht sollten, und spannten, wo es nicht gehörig war, das lag nicht an ihnen, das machten die Säbelbeine, die in ihnen staken. Zwei Wanduhren mit hölzernem Gehäuse — von der Gattung, die man „Schwarzwälder“ nennt, — hatte er mit einem Stricke zusammengekoppelt, und da wiegte die eine über der hohen Schulter und die andere hing ihm vorne an der Brust herab; an einem Spagatendchen, das durch ein Knopfloch gezogen war, baumelten ein paar Perpendikel und in der linken Hand trug er ein grobleinenes Säckchen, lüpfte von Zeit zu Zeit den Arm, waren wohl Gewichte und Werkzeuge darinnen. Solchergestalt, nämlich in seiner eigenen, stand der Hausierer und wandernde Uhrmacher Hautzner-Michel so breit, als er's mit seinen krummen Beinen vermochte, vor dem Weishofer und verstellte ihm den Weg.

„Guten Morgen, Weishofer,“ sagte er.

„Guten Morgen,“ sagte der.

„Gehst nach der Kreisstadt?“

„Ja.“

„Kassierst wieder die paar Groschen Zinsen ein vom Krämer am Rathausplatz?“

Weishofer nickte.

Der Uhrmacher kniff die Augen zusammen. „Hättest wohl eh' lieber dein Geld ganz heraus?“

„Wohl. Ich kann's ihm aber nicht aus dem Leibe reißen. Kommt mir so vor, als hätt' er bald selber nichts.“

„Was gibst mir, wenn ich dir eine rechtschaffene Neuigkeit sag'?“

„Ei, sag's oder sag's nicht!“

„Gestern war ich beim Krämer auf 'm Rathausplatz. Laß dir sagen, der Alte wär' vor Freud' gern gesprungen wie ein junges Zicklein; hat sich aber dazu angestellt wie eine trächtige Kuh. Eine Erbschaft hat er gemacht. Keiner von all denen, — hat er gesagt — die ihn die harte Zeit über geplagt hätten, soll auch nur einen Groschen früher zu sehen bekommen, als er ihm gebührt; du aber, weil du allweil ein Einsehen gehabt hättest, könnt'st alles heraushaben, gleich morgen, dürfst es nur sagen! Da er das gestern gesagt hat, so denk' ich, heut ist morgen, brauchst also bloß 's Maul aufzuthun.“

„Na, ist recht.“

„Aber, Weishofer, wie kommst mir denn vor? Ist das 'ne Red', ist das ein Aussehn für einen, dem Geld, — wo er schon in der Still' 's Kreuz darüber gemacht hat, wieder ins Haus kommt?“

„Wozu dient's mir jetzt? Vielleicht kommt's mir gerad recht, eine Leich' zu bestreiten.“

„Oho, oho, wer sollt' denn versterben? Du nit!“

„Die Everl.“

„Dein Weib? Ei, so lüg und erstick daran. Wann hab' ich sie denn noch gesehn, so frisch und kerngesund und kugelrund wie allweil?“

„Schau s' dir jetzt an!“ Der Weishofer schob den Hut zur Seite, indem er sich mit der flachen Hand über die Stirne strich. „Ja, Hautzner-Michel, seit Sylvester schreibt sich das her! Die himmelherrgottssakramentischen Weibsleut' mit ihren verhöllten Dummheiten! Kartenaufschlagen haben s'

müssen, aus Spaß, natürlich nur aus Spaß, wie sie gesagt haben, und da ist der meinen das Treff-Aß gefallen und das bedeut' 'n Tod, so ist ihr's ausgelegt worden. Da hat sie ein langes Gesicht gemacht, daß sie mit ihr'm Kinn bald bis auf die Tischplatte gereicht hätt'. Es ist halt doch eine Sünd', — hat sie gesagt — Spaß hab' ich treiben wollen und unser Herrgott zeigt mir ein' Ernst! Seither bild't sie sich ein, sie macht's kein Jahr mehr mit. Wär's nit so traurig, frei völlig lachen könnt' mer drüber, wie sie sich alle Mühe gibt, die Prophezei' wahr zu machen. Abmägern thut s' mir von Tag zu Tag. Ausreden laßt sie sich's nit, manch geschlagene Stund' bin ich schon neben ihr gesessen, hab' ihr zugered't, sie horcht fein auf, gibt mir in allem recht und wenn wir uns vom Sitz heben, so ist ihr letzt's Wort, wie 's erste war, sie müßt' doch sterben! In meiner Angst hab' ich mir einen Doktor aus der Stadt g'rufen, der hat den Kopf beutelt und g'sagt: ‚Die Frau ist gemütskrank!' Ich hab ihm drauf die ganze G'schicht' verzählt. ‚Hm, hm,' hat er brummelt, hat seine Dose hervorgezogen, klappt s' auf, nimmt eine Prise, schnupft, druckt den Deckel langsam wieder zu. ‚Ja,' sagt er, ‚die wird wohl an ihrer Dummheit sterben!' — ‚Dank für die Auskunft, Herr Doktor,' hab' ich gesagt, ‚mir geschäh' aber auch um meine dumme Everl hart.'" Der Weishofer fuhr sich mit dem Aermel über die Augen. „Es geht ein so viel scharfer Wind über die Felder."

Der kleine Uhrmacher schüttelte sehr bedenklich den großen Kopf, so daß darüber die Tuchkappe vom linken Ohr auf das rechte fiel. „Wär' mir selber leid um das Weiberl!"

„Ich sag' dir," schrie der junge Bauer, indem er die Hände bis zum Kopf emporhob, „sie ist schon so gut wie tot! In der Weis' kann sie's nit lang mehr machen. Es hilft kein Reden und es find't sich kein Rat, — o du blutiger Heiland! — Da muß s' ja hin werden!"

Der Hautzner-Michel hatte mittlerweile sehr aufmerksam

seine Stiefel betrachtet, jetzt hob er den Kopf, sah den Weishofer eine Weile an, dann sagte er: „Weißt, voreh' will doch ich mir die Sach' ein bissel anschauen."

„Vergelt dir's Gott, Hautzner-Michel! Da eil dich nur. Du bist ja all deine Zeit ein findiger Kopf gewesen. Jesus! Ich wüßt' nit, was ich dir zulieb thät' . . ."

„Langsam, langsam, Weishofer! Wir haben noch nit ein' Fuß vor den andern gesetzt und das wär' erst ein Schritt! Versprechen kann ich nichts!"

„Denk' mir's, ist ein schweres Stück! Wie willst es denn eigentlich anfangen?"

„Weißt, wenn ich was reparieren soll, da muß ich 's Werk vor mir haben. Na, gehn wir jetzt unsre Weg. Behüt dich Gott; hoff ein wenig, aber trau nit zu viel. Im übrigen kannst dich verlassen, was aufgleich zu richten ist, das richt' ich aufgleich."

„Aus Christenlieb' laß dir's angelegen sein. Behüt dich Gott, Hautzner-Michel!"

Und so ging der eine nach rechts, der andere nach links, Weishofer mit raschen Schritten der Stadt zu, um sich so eher wieder auf den Heimweg zu machen und zu sehen, was der Hausierer ausgerichtet habe, und hoffte im stillen, mit Gottes Zulassung werde noch alles recht werden; der Hautzner-Michel aber ging bedächtig dem Dorfe zu.

Inmitten des Orts stand ein kleines Häuschen mit einem eingeplankten Hofe, kehrte bloß zwei Fenster der Straße zu und wer mit den Inwohnern verkehren wollte, der mußte durch ein Pförtlein in der Planke und über den Hof.

Dahinein ging der Uhrmacher. Ein kleiner Hund an einer langen, schweren Kette fuhr auf ihn los.

„Ho, Stutzel," lachte der Hausierer, „was willst mir denn du große Kette an einem kleinen Hund?" Er klirrte mit dem Werkzeugsacke gegen das Tier, das beäugelte den

kleinen Mann, schüchterte es sein Anblick ein, oder dachte es sich seinen Teil, kurz, es kroch langsam in seine Hütte zurück.

Der Hautzner-Michel trat in die Küche, wo das Herdfeuer lustig prasselte und hörte in der Stube die Bäuerin mit halber Stimme ein geistlich' Lied singen, er klopfte an und trat ein.

„Guten Morgen!"

„Ei, grüß Gott, Hautzner-Michel."

„Ja, ja, dank' schön," sagte der, da er für den Augenblick nicht wußte, was er sagen sollte, so überraschte ihn das üble Aussehen der Bäuerin. Keine drei Monat' ist's her, da stand an der Stell' ein rotbäckiges dralles Weibchen mit frischen Schwarzkirschäuglein vor ihm und jetzt — war sie es, oder war sie's nicht? — fand er eine welke Frauensperson, mager, mattäugig. Einen Augenblick verzog sich sein rundliches Gesicht in der Weis', wie wir's an Kindern sehen, die aus Aerger weinen oder lachen möchten, eins ins andere, bevor sie sich zu einem davon entschließen; dann warf er den Werkzeugsack auf einen Stuhl, nahm die Uhren von der Achsel und stellte sie auf den Wäscheschrank, trat auf die Bäuerin zu und sagte: „Jemine, wie siehst denn du aus? Hast vielleicht eine Kränkung? Schaut der Bauer nit auf dich? Oder hat er wohl gar zu viel auf dich geschaut und tragst dich mit einem Uebel, das bald als drittes im Haus herumlauft?"

„Laß die Späß' sein, Hautzner," sagte die Bäuerin. „Ich weiß wohl, wie mir ist und was mir ist. Kannst wohl bald mit meiner Leich' gehn."

„O, sappermost, so arg wird's nit sein. Ihr Weibsleut' thut euch immer allerhand einbilden."

„Ich denk', es wird gerade arg genug sein, und einer Einbildung halber werd' ich mich doch nit so fleißig für mein letztes Stündlein vorbereiten, wie ich thu'."

Die Bäuerin wies nach dem Tische, auf welchem ein

großes, altes, abgegriffenes Buch aufgeschlagen lag, der Hausierer trat hinzu und blätterte darin. Fast auf jedem Blatte war ein grober Holzschnitt und keiner darunter, auf dem nicht Teufelsfratzen zu sehen waren, welche verdammte und arme Seelen rösteten, spießten und was dergleichen mehr in der Hölle Brauch sein soll.

„Schau," sagte der Hautzner-Michel, „wenn ich an deiner Stell' wär', so möcht' ich mich doch lieber für den Himmel vorbereiten und wenn ich an deinem Manne seiner Stelle wär', so würf' ich dir die Scharteke ins Feuer; denn dein vorig' Reden — weil du dich aufs Sterben vorbereit'st, müßt dir der Tod nah' sein, — ist ebenso unsinnig, wie wenn du sagen möcht'st, weil der Hund kratzt, kriegt er Flöh'!"

Da wurde die Bäuerin böse, sehr böse. „Du Hansnarr!" schrie sie, „was verstehst auch du von so heiligernsten Sachen. Mach du deine Späß' im Wirtshaus, aber nit in einer Sterbstub'! Bring du deine wohlfeilen Lazzi vor Leuten vor, die was im Kopfe haben, vielleicht thun die dir den Gefallen und lachen darüber, aber ärger nit eins, dem der Tod im Herzen sitzt. Verstehst? Mach dich fort aus meinen Augen! Ich wollt' dir ganz anders kommen, fühlt' ich mich nit so siech und hinfällig!"

„Na," sagte der Hautzner-Michel, „das merk' ich, auf der Brust fehlt's dir nit!"

Da besah sich die Bäuerin ein wenig den Stubenboden, wahrscheinlich wollte sie wissen, ob derselbe rein gescheuert wär', dann kam sie ein Hüsteln an und sie sagte mit so matter Stimme, daß es keine Maus in der Ecke hätte hören und zur Nachbarin tragen können: „Ja, ja, mein lieber Hautzner-Michel, du hast leicht lachen, aber ich weiß, was ich weiß."

„Es wär' nit schwer, mein' ich, daß ich auch wüßt', was du weißt, du brauchst mir's nur zu sagen. Wie bist denn mit einmal so aufs Sterben verfallen?"

„Durch einen Fingerzeig Gottes." Hier hielt sich die Bäuerin an dem Tische, als wollten ihr die Füße versagen.

„O, du Hascher," sagte der Uhrmacher, „wie's dich aber hat! Doch, wenn dich 's Stehen hart ankommt, dafür ist ein Sessel gut."

Sie setzte sich und fuhr fort: „Sylvesterabends haben wir Bäuerinnen aus der Nachbarschaft uns Karten gelegt."

„Ist unterhaltlich," sagte der Michel.

„Ja, ja, aber mir ist 's Treff-Aß gestanden."

„'s Kreuz-Aß?"

„Ja, 's Kreuz-Aß."

„Na und was weiter?"

„Ist das nit genug? Weißt denn du, was das bedeut'? Liegt es umgekehrt, mit dem Stiel aufwärts, bedeut' es ein fremd' Haus, liegt es aufwärts, mit dem Stiel nach unten, so bedeut' es den Tod, der einem nah' steht."

„Das ist das erste, was ich hör'," sagte der Hausierer. „All mein Tag hat unter Leuten, die vom Kartenlegen was verstehen, 's Kreuz-Aß einen Beutel mit unverhofftem Geld bedeut'."

„Willst du mich narren?" fragte die Bäuerin. „Nie ist's erhört gewesen, solang in der Welt Karten gelegt werden, daß Kreuz-Aß einen Beutel Geld bedeut', ja, einen Sack deutet's, in den mich der Tod steckt, ein Grabkreuz deutet's, unter dem ich bald liegen werd' . . ."

„Und Gänſ' im Ort deutet's, die sich in eine Sach' einlassen, wovon sie nichts verstehen!" schrie der Hautzner-Michel; ganz wild war er mit einemmal geworden. „Wißt ihr nichts, so macht euch damit nichts zu schaffen. Kreuz-Aß bedeut' einen Beutel Geld ins Haus, das ist alt."

„Das wär' ganz neu! Den Tod zeigt's an!"

„Einen Beutel Geld!" brüllte Hautzner und schlug dabei mit der Faust in den Tisch. „Streitest du mit einem alten Mann, der mehr in der Welt herumgekommen ist,

mehr gesehen hat und mehr weiß als du samt allen deinen vertrackten Nachbarsweibern? Uebrigens glaub, was du willst, kränk dich mein'thalben hinunter, bis sie dich hinaustragen, aber wenn du dir auch 's Kreuz-Aß auf 'n Sargdeckel aufnageln ließest, ich bleib' dabei, den Tod deutet's nit!"

„Aber Michel!" sagte die Bäuerin und schlug über den unerhörten Eigensinn des Alten die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Weishoferin," sagte eifrig der Alte, „ist dir Kreuz-Aß recht nah' gestanden?"

„Gerad neben der Carreau-Dam', was meine Karte war."

„Weiß 's ja, Ledige haben die Herz-Dam'. Verheiratete für g'wöhnlich die Carreau. Aber laß dir sagen, Weishoferin, nit lebendig soll ich da von der Stell' gehn, die Teufel soll'n mich in der Luft auf so kleine Fetzerln zerreißen, daß ich mich am jüngsten Tag nimmer z'sammenklauben kann ..."

„Um Gottes willen, Hautzner-Michel, hör auf!"

„Mein ewig Seelenheil soll verspielt sein, wenn dir nit zunächst der Beutel mit dem unverhofften Geld ins Haus kommt! Ich mein', mehr vermöcht' ich nimmer zu verschwören, du könntest damit just genug haben und mir Glauben schenken."

„Jesus! Du Unbedacht, wer hat's denn verlangt, daß du dich so gottlos verschwörst? Ich hoff', Gott nimmt dich nit beim Wort, weil du ja doch irrig bist, Kreuz-Aß deutet einmal nichts anders als den Tod."

„Gut," sagte der Hausierer, nahm seine Uhren vom Schrank und hängte sie über die Achsel. „Bleib du dabei. Aber ich bin ein Mann, der Straßen auf, Straßen ab seinen Vorteil sucht und niemand kann mir verdenken, wenn ich ausnütz', was ich weiß. Wett mit mir, Bäuerin! Dir bleibt kein' Zeit, daß du dich zum Sterben zurechtlegst, so kommt dir schon der Beutel mit Geld ins Haus. Sollt' ich

verspiel'n, so will ich dir eine schöne Leich' zahl'n, mit ganzem Kondukt, kannst dich verlassen, alle Pfaffen, was im Ort sind, sollen mitlaufen; gewinn' ich's aber, so gehört der Beutel mit dem Geld mein. Gilt's?"

„Geh weiter, dir käm's ja gar nit zu, daß d' mich begraben ließest."

„Alleins, verwett' ist verspielt! Ich wollt dich so sauber unter die Erd' bringen lassen, daß du deine Freud' daran hättest. Schlag ein!"

„Geh mir!"

„Das schönste Bahrtuch, was sie in der Stadt den vornehmsten Leuten überbreiten, leih' ich für dich aus. Nun wirst doch einschlagen?"

„Das werd' ich bleiben lassen, weißt, weil's in solchen Dingen ein lästerlich Spiel wär'."

„Ei ja," lachte der Hautzner-Michel, „du läßt es bleiben, weil halt doch am End' Kreuz-Aß einen Beutel mit Geld bedeuten könnt'."

„Den Tod bedeut's," schrie die Bäuerin, „und das Geld will ich dir schenken, was kommen soll, ich wüßt' nit woher."

„Gut, Bäuerin, ich nehm' dich beim Wort, du schenkst mir das Geld! Ich mach' mir keine Sorg', wo es herkommt. Aber da drauf mußt mir schon die Hand geben, daß d' für später keine Ausred' hast."

Die Bäuerin gab etwas zögernd die Hand.

„So, Bäuerin, es gilt! Das sag' ich dir, nicht einen Groschen von dem Geld lass' ich dir in der Haut'. Ich weiß, du machst dir für jetzt keine Sorg' darüber, will dir's aber auch für später ersparen. Dein Mann möcht' nit schlecht schimpfen, wenn das Geld kaum ins Haus käm' und ich nähm's gleich wieder fort. Unfrieden will ich zwischen euch nit stiften. Wenn du dich umthust und dazu schaust, so erwirtschaftest vielleicht so viel und bringst es heimlich auf die Seite und dann braucht' der Bauer nit zu wissen, was du

verspielt hast. Fast ein Jahr will ich dir Zeit lassen, aber am nächsten Neujahrstag komm' ich und verlang' mein Geld. Verinteressiert's dich, leg' ich dir dann auch die Karten, wie ich's versteh', und jetzt behüt dich Gott."

Damit ging der Hautzner-Michel aus der Stube und ließ die Weishoferin sehr nachdenklich zurück.

„Sollt's am End' doch —? Ei, so wär' doch auf nichts mehr ein Verlaß! Treff-Aß bedeut' 'n Tod!"

Sie wußte zuletzt nimmer, sollte sie sich zu gewinnen fürchten oder zu verlieren freuen.

Als am selben Nachmittage der Weishofer eilig auf der Straße einherschritt, sah er den kleinen Uhrmacher auf einem Brettlein stehen, das über den Graben gelegt war, damit man nach einem Feldrain gelangen konnte, der nach einem nahen Dorfe führte. Er lief auf den Alten zu.

„Hautzner-Michel! Wie steht's?"

Der kleine Mann schmunzelte. Er sah dem Bauer nach dem Rocke, der sorgfältig zugeknöpft war und an der linken Brustseite einen Bausch machte. Der Hautzner-Michel tippte mit dem Finger nach der Stelle. „Da steckt's," sagte er. „Hast dein Geld?"

„Ja, aber red du . . ."

„Pst! Ich hab' wegen euch eh' viel Zeit versäumt, aber, wie ich hoff', nit verloren. Ich will dir nur sagen, wir haben uns heut weder gesehen noch gesprochen, verstehst? Und merk dir auch für daheim, seh und bered nichts, wie dir auch deine Everl vorkommen mag."

Eine halbe Stunde später trat der Weishofer in seine Stube; nachdem er sein Weib begrüßt hatte, begann er seinen Rock aufzuknöpfen, zog eine schwere Brieftasche hervor und legte sie in die Tischlade.

„Was hast du denn da?" fragte die Bäuerin.

„Schwer Geld, Everl! Weißt, was beim Krämer in der Stadt gestanden hat und wo wir schon die Zeit her gemeint haben, es blieb' dort auch stehen. Eine Erb-

schaft hat er gemacht und da hat er mir's herauszahlen können."

„Alles?"

„Bei Heller und Pfennig."

„Ei, du mein Gott!"

„Dich freut's wenig."

„Ei, ja wohl," sagte die Everl, nahm die Brieftasche aus der Lade, zählte das Geld und wurde dabei abwechselnd bald blaß, bald rot.

Da war's und fort sollt's! Es war ihr zugleich leicht und schwer ums Herz.

Von da ab verlegte sie sich aufs Wirtschaften und Sparen, daß der Weishofer wohl merkte, sie hätte fürs Sterben keine übrige Zeit. Je mehr es aber gegen das Ende des Jahres ging, desto verdrießlicher wurde sie und als der Neujahrstag vor der Thüre stand, da gestand sie ihrem Manne, wie sie gegen den Hautzner=Michel verspielt habe und auch auf dessen Rat versuchte, — recht war's wohl nicht — das Geld in der Wirtschaft herein zu bringen, um den Verlust verheimlichen zu können. Nun wird der Spitzbub' am ersten Tag im Jahr kommen und sein Geld verlangen, sie hat aber nicht den vierten Teil aufbringen können, wie sie sich auch geschunden habe. Schließlich bat sie für ihren Unbedacht um Verzeihung.

Darauf meinte der Weishofer, wobei er sich hinter den Ohren kraute, verzeihen wollte er recht gerne und es geschäh' von ganzem Herzen, weil ihm nur seine Everl leben geblieben wär' und wieder frisch aussäh', dafür käm' das ganze Geld nit in Anbetracht und dreimal so viel nicht! Freilich fänd' er's ganz teufelmäßig dumm, wenn ihnen der Hausierer all ihr Erspartes mir nichts dir nichts forttragen thät', übrigens hätt' der manchmal so Späß', mit denen er die Leut' schreckt und meint's nit so arg. Also wollten sie's abwarten, bis er kommt.

Und als er kam, da ward er mit einigem Mißtrauen aufgenommen, er that aber, als merke er nichts, legte seinen

Uhrenkram ab und setzte sich der Bäuerin gegenüber an den Tisch; Weishofer saß abseits auf der Ofenbank, als ginge ihn, was nun auch kommen mag, gar nichts an.

Eine Weil' machte der Hautzner-Michel hinter seiner runden Hornbrille recht vergnügte Augen, dann sagte er: „Nun, Bäuerin, ich mein', du lebst noch!"

„Ja," begann die und je mehr sie sprach, je mehr stieg ihr die Röte ins Gesicht. „Ja, wahr ist's, das Kreuz-Aß thut nicht den Tod bedeuten, sondern ein Stück Geld ins Haus; wenn aber einer weiß, daß das so sicher zutrifft, als wär' die Karte ungleich besser wie oft eine Verschreibung vor Gericht, dann sollt' er nit mit einem andern wetten, oder es ihn auf eine andere Art verspielen lassen, das ist nit ehrlich. Noch weniger ehrlich ist's, einem braven Weib einzureden, sie sollt' hinter Mannes Rücken das Verspielte aufbringen. Verstanden? das red' ich, weil ich's reden muß." Sie stieß die Tischlade auf und langte ein Päckchen Banknoten hervor. „Gleichwohl hab' ich nach deinem Rat gethan und mich das ganze Jahr über gerackert und geschunden; das da hab' ich zusammengebracht, da hast's, nimm's, wenn es dir zu wenig ist, sollt' mir leid thun, aber mehr hab' ich nicht." Sie strich mit der Hand über den Tisch.

„Kannst ja auch das behalten," lachte der Hausierer, „darum ist mir's ja nit gewesen. Weisen wollt' ich dir, daß Karten nie etwas bedeut' haben, noch bedeuten! Kreuz-Aß bedeut' nit den Tod, denn du lebst heutigen Tages noch, es bedeut' aber auch kein Stück Geld ins Haus, denn das hab' ich mir nur ausgedacht, weil ich voreh' gewußt hab', dein Mann bringt Geld aus der Stadt. Zum Verheimlichen aber hab' ich dich angestift', damit ich dich über Hals und Kopf in die Arbeit hineinhetz' und dir darüber alle Gedanken an Kreuz-Aß und Tod vergehen."

Die Bäuerin schlug stumm vor Verwunderung die Hände zusammen, der Weishofer aber war zum Tisch gerannt, hatte den Pack Banknoten zusammengerafft und stopfte ihn jetzt dem Uhrmacher in die Rocktasche. „Das mußt nehmen," sagte

er ein über das andere Mal, „das mußt nehmen, das hast verdient, das geb' ich gern."

Nicht, daß der Hautzner-Michel sich etwa gesträubt hätte, aber wie er so die beiden Leute betrachtete, hüpfte er vor Vergnügen immer von einem Fuße auf den andern und hielt nicht still, so daß der Bauer seine Not hatte, ihm das Geld in die Tasche zu bringen. Jetzt stand er mit einmal ruhig und ließ den Weishofer machen.

„Muß ich's nehmen," sagte er, „so nehm' ich's. Läßt sich doch ein Doktor zahlen, wenn er auch nichts richtet und ich hab' da mehr gerichtet als ein Doktor. Nun, Bäuerin, was ist's, verinteressiert's dich nit? Ich hab' dir ja auch versprochen, ich thät' dir Kartenlegen auf meine Weis'."

„Geh zu," sagte die Weishoferin, „meinst, ich möcht' noch dran glauben?"

„Ich denk' selber, daß du dir davon nichts mehr verlangst. Aber reich mir nur das verschmierte Spiel dort aus der Tischlad' her, ich hab's vorhin wohl darin liegen sehen. So, dank' dir schön! Hat uns genug schwere Sorg' gemacht! Vorzeit ist es wohl nur zu einem unschuldigen Zeitvertreib auserdacht worden, aber, wie mit vielen Dingen, hat der Mensch auch damit angehoben, Mißbrauch zu treiben, und 's ist übergenug, daß das Hazardieren viele Männer arm macht, soll das Kartenschlagen auch noch die Weibsleut' dumm machen? Du verlaubst schon, daß ich's ins Herdfeuer wirf, da fällt keinem ein Blatt, sondern bleiben ihm für allzeit alle zweiunddreißig fern, und das ist die beste Manier, Karten zu legen. Nach dem, wie sich der Mensch aus- und inwendig verhalt', rechtschaffen und zufrieden oder lässig und begehrlich, kann man ihm wohl sagen, ob er auf der Welt glücklich sein wird oder nit, ein ander' Wahrsagen aber gibt's nit. Es heißt, des Menschen Schicksal steht in Gottes Hand, ich wüßt' nit, wie es von da unter verdreckte Kartenblätter und schmutzige Zigeunerweiber käm'! Freilich bei dem, was an aller Welt Enden und Ecken in einem Atem schwarz und weiß, kalt und warm zusammenprophezeit wird, kann wohl unter

tausend einmal zufällig eins zutreffen, und von dem einen hörst du dann tausendmal, von den neunhundertneunund-neunzig verfehlten nit ein einzig' Mal reden; also, wenn dich jemand zu so was einlad't, so sucht ein Esel einen Kameraden, und du brauchst nit zu fürchten, daß man dich für hochmütig ausschreit, wenn du dich für die Ehr' bedankst! Amen, sagt der Pfaff, wenn er nichts mehr weiß!"

Zu fromm.

Eine Geschichte.

(1879.)

In einer kleinen Ortschaft, mag sie Altfeldsdorf heißen, hatten sie einen neuen Pfarrer bekommen; da er erst drei Tage unter seinen Pfarrkindern weilte, so wußten diese über ihn nichts auszusagen, als daß er für sein Amt ein „schier verwunderlich" junger Herr sei. So jung hatten sie noch keinen gehabt. Etliche meinten, das wäre recht, ein junger vermöcht' allzeit mehr vor sich zu bringen als ein Alter. Andere hingegen schüttelten bedenklich die Köpfe und meinten ihrerseits, Jugend hätt' die Erfahrenheit aus zweiter Hand und brächt' sie drum abgestanden und teuerer auf den Markt.

Es war eben am Nachmittag des dritten Tages, Jung-Ehrwürden saß gerade behaglich im Lehnstuhl, blies aus seiner Jausenpfeife Wolken gegen die Stubendecke und sah mit anscheinend großem Interesse zu, wie sie allmählich zerstoben; da pochte es an der Thüre und herein trat der Herr Bürgermeister von Altfeldsdorf.

Altfeldsdorf war, wie gesagt, ein kleiner Ort und konnte sich den Luxus nicht gestatten, wie andere besser situierte Dörfer und Marktflecken einen reichen Kaufmann, einen Großgrundbesitzer oder gar einen Advokaten zum Bürgermeister zu wählen, von der Sorte führte es nichts, der Bürgermeister, den es hatte, war ein grundehrlicher Hauer, der ein paar Joch Weingärten und ein paar Lot Verstand mehr hatte als die andern. Das erste ließ sich grundbücherlich nachweisen und für das zweite sprach seine öftere Wiedererwählung. Sollte etwa irgend ein Leser daran Anstoß nehmen, daß die Ueberlegenheit der Verstandeskräfte des Herrn Bürgermeisters nach altem Gewichte bewertet erscheint,

so steht es ihm ja frei, sie in das neue umzurechnen; zu wahrem Danke aber wären wir einem solchen verpflichtet, der sich auch gleich der Mühe unterzöge, alle gang und gäben Redensarten und Sprichwörter alten Gewichtes in das Dezimalsystem zu übertragen, so daß wir eine Art Rechnungsfaulenzer bekämen und nur nachzuschlagen brauchten, um zu wissen: Freunde in der Not gehen — in der und der Anzahl auf so und so viel Dekagramm. So und so viel Dekagramm Glück seien mehr wert als so und so viel Kilogramm Verstand u. s. w. u. s. w.

Also der Herr Bürgermeister, ein langer, knochiger Mann, sah fast engbrüstig aus, machte an der Thüre seinen Kratzfuß und sagte: „Gut'n Abend, Hochwürden.“

„Gut'n Abend, Herr Bürgermeister,“ sagte der Pfarrer. „Nehmen S' sich doch einen Stuhl und setzen S' sich. Sitz' gerad da so kommod.“

„O, schön' Dank, Hochwürden,“ sagte der Lange, zog sich einen Stuhl heran, setzte sich dem Pfarrer gegenüber und dachte: „Jetzt kann's losgehen. Er will mich ausholen, damit er sich mit uns ausweiß und ich soll ihn ausholen, damit wir uns mit ihm auswissen. Fein gemach. Erst soll er Farbe bekennen.“ — Trotzdem er sich dergestalt auf den Vorsichtigen und Schlauen hinausspielte, überkam ihn doch eine Verlegenheit, die einen ehrlichen Mann bei solchen Anlässen stets befällt, weil er fühlt, daß all seine Schlauheit und Vorsicht nicht lang vorhält, wenn der, den er ausholen soll, nur ein wenig geriebener ist. Aber nichts reden, das thut's fürs erste. Er hustete also ein paarmal, legte dabei die Hand beteuernd an seine Brust, gleichsam: „da sitzt's.“ Dann begann er seinen Hut abwechselnd bald auf das rechte, bald auf das linke Knie zu stülpen. „Hm, hm,“ machte er, als nähm' es ihn wunder, daß er nicht sitzen wollte.

Der Pfarrer lächelte. „Sie kommen wohl, Bürgermeister, um bei mir, so was man sagt, auf den Strauch zu schlagen?“

Der Angeredete beugte sich verlegen auf seinem Stuhle

etwas vornüber und indem er es versuchte, diesmal beide Kniee unter den einen Hut zu bringen, murmelte er: „Werd' mich's doch nicht unterfangen?"

„Ich nehm' es auch für kein Unterfangen auf, wenn meine Pfarrkinder nachfragen, woran sie mit mir sind. Und wie ich mich zu ihnen zu stellen gedenke, das können sie alle wissen, das sag' ich offen und frei heraus."

„Schön, schön, Hochwürden," sagte der Bürgermeister und sah dabei sehr erfreut und dankbar aus. „Da red't man sich doch gleich ein gut' Stück leichter;" dann bewölkte sich aber seine spitze Stirne ein weniges wieder, er warf einen besorgten Blick auf den jungen Priester und fragte etwas unsicher: „Wie halten's also damit, Hochwürden?"

„Vorab halt' ich darauf, meiner Pflicht als rechtschaffener Seelsorger nachzukommen, euch mit Trost und Rat beizuspringen, daß mir keinen ein Leidwesen gar zu Boden drückt, oder ein Glücksfall ihn übermütig macht."

„Ei, du mein, Hochwürden, 's letzt' Stück Arbeit dürft' Sie da bei uns wenig beschweren."

„Ist aber auch 's schwerere, Bürgermeister. Trost im Unglück nimmt der Mensch unbeschaut, guten Rat in Uebermütigkeit wend't er ein dutzendmal gegen 's Licht, ob er keine Lücke entdeckt, wo er ihm ausschlupfen kann."

„Wahr, wahr, Hochwürden. Dadrum is auch auf einer gottselendigen Pfarr' allemal ein leichteres Seelsorgen als auf einer mit lauter reichen Anwesnern."

„Nun, nun. Ich wollt, ihr wäret lauter reiche Anwesner, die mehrere Müh' sollt mich nit reuen. Im übrigen bleibt alles, wie ich's auf der Pfarr' angetroffen hab'; da bring' ich nichts auf und bring' nichts ab. Wie es bisher gehalten worden ist, soll's auch für weiter gelten, um keinen Bittgang, keine Andacht, keine Wallfahrt mehr, aber auch keine weniger. Seid ihr fleißige Kirchengänger ..."

„'s geht an, Hochwürden, 's geht an. Sonntags einmal sieht wohl jeder die Kirche von inwendig, aber unter der Woche, da hab'n halt nit alle allmal Zeit."

„Es ist recht, die Woche über arbeiten und Sonntags ruh'n und Gott die Ehr' geben. Es heißt ja auch: ‚Bete und arbeite!‘ Ich bescheid' mich gern, unter der Woche meine Meſſ' für die zu lesen, die nur mehr beten können, für die alten Mütterln und Manner, die g'wohnt sind, nach 'm Frühläuten in die Kirche zu zepperln.“

„Hochwürden sein so ein grundg'scheiter und dabei wohlmeinender Herr, wie man's selten unter den Pfaff — unter den Pfarrern find't.“

„Werden S' nicht verlegen, Bürgermeister, weil Ihnen das herausgerutscht ist. Pfaff ist nichts weniger als ein Uebelname und wer der Ausdeutung nach als wahrhafter Pfaff gelten kann, mag es wohl zufrieden sein. Es gibt Worte, die so oft gebraucht werden, daß man nur ihre Anfangsbuchstaben hinsetzt und doch weiß jeder, der zu lesen versteht, Bescheid. Auch Titulaturen hat man in ganz gleicher Weise abgekürzt. Auf Visitkarten von Militärpersonen stehen oft hint'nach die beiden Buchstaben ‚a. D.‘, die sind nun freilich nicht, wie ein Eulenspiegel gemeint hat, zu lesen für ‚aus Dresden‘, sondern gelten für ‚außer Dienst‘. Auf den Karten von Rechtsgelehrten kommen manchmal die Buchstaben ‚J. u. D.‘ vor, das heißt beileibe nicht ‚Jud‘, sondern ‚juris utriusque Doctor‘ das ist, Doktor beider Rechte, und so mag man wohl, allerdings nicht auf Visitkarten, sondern lang vor der Zeit, eh' es Visitkarten gegeben, auf Grabsteinen der Priester die Buchstaben ‚P. f. a. f.‘ gefunden und sie später auch frischweg heruntergelesen haben, ihrer Zeit aber bezeichneten sie den, der darunter lag, als ‚Pastor fidelis animarum fidelium‘, das heißt auf deutsch als ‚getreuen Hirten getreuer Seelen‘. Ich denke, das ist just der beste Nachruf für unser einen und soweit an mir liegt, will ich ihn verdienen. Für einen gewissenhaften Hirten ist es aber vor allen Dingen notwendig, daß er die ihm anvertraute Herde genau kennt und dabei müssen Sie mir an die Hand gehen, Bürgermeister.“

„O ja, o ja, Hochwürden, recht gern.“

Jung-Ehrwürden neigte sich etwas vor gegen den Bürgermeister und fragte mit vertraulichem Lächeln: „Haben wir auch einige Räudige darunter?"

„No, räudig möcht' ich just nit sagen, von wegen, weil kein' Gefahr is, daß sie die andern anstecken; aber ein schwarzes Stückl haben wir wohl und ein gesprenkelts*)."

„Das schwarze?"

„Selb' is 'm Hobinger sein Knecht, der Mathies; der glaubt auf gar nichts, durch harte Erlebnus soll er so word'n sein, sonst ein braver, fleißiger Mensch und gibt kein Aergernis, er is nit vorlaut und wird nur streitig, wenn ein anders anfangt, ihm davon zu reden, was er nit Red' haben will."

„Und das gesprenkelte?"

„O, das is gar bunt und narrisch zum Anschau'n, schier zum Lachen. Dös is der junge Kramer im Ort. Nach Vaters Tod is er aus der Fremd' z'ruckkommen, hat 'n Kaufladen übernommen und gleich ang'hob'n, wie jetzt in der Mod' is, mit sein' Unglauben großz'thun. ‚Kramer,' hat der frühere Pfarrer gesagt, — der ein mehr bissiger als freundlicher Herr war — ‚Kramer', sagt' er, ‚er kann herumschrei'n, wie er will, daß ein g'scheiter Mensch nix glaubt, deßtwegen glaubt doch niemand von ihm, daß er g'scheit is und wenn's darauf ankäm', müßt' er der Frömmste im ganzen Ort sein.' — Nit lang aber war er da, so macht unser Kramer Hochzeit, drei Monat' drauf hat er sein' jungen G'hilfen weggeben und die ärgste Vogelscheuchen, die er hat auftreiben können, ins G'schäft g'nommen, neuzeit aber geht er gar mit seiner jungen Kramerin in die Kirch', denn, meint er, die Weiber müßten halt doch a Religion haben."

Der Pfarrer lächelte.

„Gleichwohl," fuhr der Bürgermeister fort, „laßt er für sein Teil 's Freigeistern nit und is nur sein Weib auswärts, so kann man ihn so laut räsonnieren hör'n, wie in sein'

*) Gefleckt, scheckig.

ledigen Tagen. Letztzeit hat er sich wieder in ein'm neuchen Hirng'spunst verfangen und will jedem einreden, daß wohl a ganz a mögliche Sach' sein könnt', die Seelen wurden immer weiter von Stern zu Stern versetzt, hätten auf jedem gute Zeiten, so daß drüber die ganze Ewigkeit recht unterhaltsam verging'. Der Mathies, von dem ich früher g'red't hab' und der ihn nit ausstehn kann, heißt ihn drum ‚den Sternhupfer'.

„Finden sich denn Leute, die das anhören?"

„Ein ganzer Schwarm, Hochwürden. Denn währenddem er sich von Stern zu Stern im Weltraum verliert, schön langsam und vorsichtig, wie ein Bub' von Stein zu Stein über 'n Bach balanciert, saufen die Sakermenter Schnaps — er hat 'n besten weit und breit, — und find't er sich dann mit einmal wieder hinter sein' Ladentisch z'recht und kommt's zum Zahlen, dann weiß nie keiner, wie viel er trunken hat und wird allmal nur die Halbscheid ang'sagt; er braucht bloß die Neige gegen's Licht zu halten, so muß er merken, wie er ang'schmiert is, weil aber die Halunken groß verwundrig thun und den Geist, was er in sein' Kopf führen thät', loben, so laßt er den aus der Flasche dreingehn."

„Ei," sagte kopfschüttelnd der Pfarrer, „da fürcht' ich, er richtet mir mit seinem Branntwein mehr Schaden an als mit seinem Gered'."

„So arg is's nit, Hochwürden. Und b'sonders, seit dö Kramerin Spur davon hat, werd'n die klein' Herzstärkungen immer seltner, und wann's gar, wie ihr Trachten geht, die Flaschen unter ihr'n Verschluß kriegt, dann hat's mit seine nassen Predigten ein End' und trocken bringt er kein' Bauer auch nur auf 'n nächsten Planetstern. Brauchen nit z' sorgen, Hochwürden. Sorg' machen uns nur die Neumayerschen Eh'leut. Ja, dö machen uns Sorg', um so größer, weil nur a geistlicher Herr dö abstellen könnt' und weil just a heiklige Sach' is, daß mer ein' geistlichen Herrn drum angeht."

„Nun, was ist's denn mit den Leuten?"

„Z' fromm sein s'!"

Ueberraschte lehnte der Pfarrer seine Pfeife in den Fensterwinkel. „Bürgermeister.“

„Ja, Hochwürden, machen S' nur große Augen, aber, weiß Gott, ich kann's nicht anders sagen, als die sind zu fromm. Es ist eine lange Geschichte und ich hab 'n hochwürdigen Herrn wohl heut schon genug aufgehalten; vielleicht ein anderes Mal ...“

„Nein, Herr Bürgermeister, nur gleich heraus damit, es interessiert mich und wir sind einmal dabei.“

„Also, weil's verlaubt is, bin ich halt so frei und verzähl'. 's Neumayersche Anwesen müssen hochwürdiger Herr bemerkt haben; noch außer 'm Ort, ziemlich abseit von der Straße, steht das Häuserl inmitten von dö dazug'hörigen Liegenschaften. Guter Grund, schöner Boden, aber verwahrlost; wo sonst a ganzer Buschen Halm' g'standen is, da fledern jetzt a paar Stammerln im Wind und hint' die Anhöh' h'nauf, da liegen gar a paar Acker brach und g'wissenlose Leut' hab'n dort Steiner, Auskehricht und Schutt hing'leert, 's is a Jammer!

„Vor paar Jahren noch is das Gütel rechtschaffen betreut worden und hat seine Leut' auch ernährt. Mit eins aber kommt so a Mission, wie s' damal im Land herumzog'n sein, auch her nach unserm Ort. Vor der Kirch' steht heut noch das große Kreuz, was zur Erinnerung da dran aufg'richt word'n is. Kommt also her, die Mission, und 's Erbauen, Beten und separierte Predigen extraich für Jungfrau'n, für Jungg'sell'n, für Manner und für Weiber hebt an. Mir hab'n sich denkt, es schadet nix, wenn man bei den gottlosen Zeiten den Leuten ein bissel die Höll' heiß macht. Nun, 's hat auch alle ganz g'hörig gepackt, — das muß mer den Herren Missionari lassen, da drauf verstehen sie sich — und selbe Zeit über und noch a paar Wochen hintennach is a jedes voll Reumütigkeit und gute Vorsätz' herumg'laufen und außer der Försters Dirn', — die in' Wald ausg'rennt is, lauthals nach 'm himmlischen Bräutigam g'rufen und alle Mannleut', die ihr fremd waren, attackiert hat, — hat auch

keines Schaden g'nommen; die, freilich, hat der Alte ins Irrenhaus schicken müssen.

„Nun, der eine Schaden wär' wohl durch 'n Nutzen auf-g'wog'n g'wes'n und d' erste Zeit damals hat 's 'n Anschein g'habt, als bleibet's auch bei dem ein'. Mit einmal aber merk'n mer an den Neumayerschen Eheleut'n a Aenderung. Bishin hab'n uns dö allweil Spaß g'macht. War ein lustig' Volk, die reine Kesselflickerwar', tags dreimal auseinander und dreimal wieder z'samm g'flickt! Es hat g'heißen, vor der Hochzeit hätt' er ihr eins und 's andere nachg'sehn und sie ihm eins und andere danach. Aber Glück haben s' g'habt, wo s' auch g'krochen und g'schloffen sein, dös war, als ob ein kurzg'schor'ner Pintscher durch d'Klettenstauden ging, es is ihnen nix anhängen blieb'n und a übles Beispiel hab'n s' auch nit geb'n, dös thut nur einer, der ganz in Gleichem mit den andern steht und ungleiche Stuck angibt, wenn sich aber eigene Leut' ganz eigen betragen, so bedenkt sich jeder, daß er ihnen's nachthut, weil er wohl in acht nimmt, was bei denen gut ausgeht, könnt' bei ihm übel ablaufen. 's ganz' Jahr über waren die Neumayerschen rührig bei der Arbeit, z'samm'halterisch in der Wirtschaft, im Fasching aber haben s' all's Ersparte draufgehn lassen, und es in der Uebermütigkeit den Jüngsten zuvorgethan. Nun, was sie verthan haben, das war ihr rechtlich erworben Eigen, kinderlos waren die zwei Leut' auch und so hat mer dazu lachen können, ohne daß ein'm eine Mücke ins Maul fliegt.

„Daß ich also sag', damal, wie die Mission im Ort war, is alles zur Beicht 'gangen. Der unsre hiesige Pfarrer is den Herren Missionari zur Seit' g'standen, die hab'n selber von dö Dienstboten manches über die Herrenleut' in Erfahrung g'bracht, oder umg'kehrt, von dö Herrenleut' über die Dienstboten, so daß sie von manchem vorhinein mehr g'wußt haben, als er im Beichtstuhl angeb'n hat und ihn, zu sein'm Verwundern, zur vollen Wahrheit hab'n ver-mahnen können. Nun und so geht halt an ein' Weiber-tag die Neumayerin und 'n Mannertag drauf der Neu-

mayer. Gut. Da zur selben Zeit alle teils in einer Verzücktheit, teils in der Zerknirschung h'rumg'rennt sein, hab'n wir's gar nit acht g'habt, daß unsre zwei lustigen Dorfspatzen mit eins kopfhängerisch worden sein. In einer von dö letzten Predigten ist den Leuten anempfohlen worden, ein'm recht verdienstlichen Gebetverein beizutreten. Ich kann mich nimmer entsinnen, wie der Verein geheißen hat, oder wofür und um was gebetet werden sollte, aber Hochwürden kennen ja die Art, jeder, der einsteht, verpflichtet sich für sein Teil, die und die Gebete, Stücker so und so viel auf den Tag, zu beten, und das weiß ich, für den Fall war's die schwere Meng' und vorm Schlafengehn noch eine Litanei dazu. Nun mag wohl einer, der Zeit dafür hat, die nit gott'swohlgefälliger anwenden können, aber einer, dem Gott ein rechtschaffen' Stück Arbeit auferlegt hat, ist doch — mit Euer Hochwürden Vergunst — ein Lapp oder ein Spitzbub', wenn er, anstatt die Arm zu rühren, unserm Herrgotten 's Maul macht.

„Wie d'r wöll'!*) Die ersten, die beigetreten sein, waren die Neumayerschen; — aber es sind ja ihrer mehr beig'treten und wir hab'n glaubt, die ganze Mission dö wurd' über uns weggehen wie 'n Wetterregen übers Feld, wo sich d'Halm erst fein niederducken, in ein' klein' Randerl drauf allsamt wieder aufrichten und alles is wie ehender z'vor, nur fruchtsamer! Ja, prost Mahlzeit! Wie's nachher zum Aufrichten kommt, bleib'n uns die Neumayerschen lieg'n. Ja!

„Ein Gebetverein hat denen kein Genüg'n than, noch in ein' zweiten und dritten haben sie sich einschreiben lassen; zum Fasching waren s' mit kein' Aug' z' sehn. Dö Aussaat geht vorüber, dö Ernt' kommt nah' und auf der Höh' haben s' drei Felder brach liegen und 's Geld für d' Steuer müssen s' beim Juden aufnehmen.

„Wir lachen noch drüber, denken, aus unserm Sack geht's nit und es wär' nur für das eine Mal g'west, denn

*) Sei dem, wie es wolle.

wenn sie sich den Schaden genauer beschau'n, müßt' ihnen ja selber vorm zweiten Mal grausen. Aber es kommt d' nächste Ernt'; dö drei Felder lieg'n so brach wie s' im vorigen Jahr g'legen sein und auf dö andern steht alles so schütter, als hätten d'Mäus' Musterung g'halten. Es muß wieder Geld aufg'nommen werd'n, dösmal is aber der Mauschel so schlau und laßt 's Dargeliehene grundbücherlich vormerken und so hab'n dö mit einmal 'n Juden auf 'm Dach sitzen.

„Dös is uns doch nahgangen und die Leuteln hab'n uns erbarmt, denn g'wöhnlich dauert's nit lang, so kriecht so a Jud durch die Schindeln, is er nur erst auf 'm Boden, dann kommt er auch über die Treppen und z'letzt in die Stub'n und wirft d'Leut' h'naus. No, drum hat's allgemein g'heißen, ich sollt' zu dö Neumayerschen hingehn und sollt' ihnen a wengerl Vernunft einreden.

„Ich geh' also hin. Auf 'm Hof war nix Lebendigs z' sehn als der Kettenhund, der aber ledig herumg'rennt is, mich hat das Vieh kennt, hat mer drum nix anwollen, war aber so herunter, daß's wohl um ein Stückl Brot 'm letzten Vagabunden zugangen wär'. Ich will a wenig näher zuschau'n, geh' nach der Stallthür und probier' dran; is dö von innen zu und ein Weibsbild thut ein' Schrei und a Mannstimm' bellt hinterher: ‚Sö sein in der Stub'n!' Ah mein, denk' ich, was s' auf dem Hof für a heimliche Viehzucht betreib'n, weil sie sich gar dazu einriegeln!

„Ich geh' also nach der Stub'n, thu' die Thür auf, da summt's und brummt's drein, sitzen dö zwei da mit Rosenkränz' in die Händ' und beten, was 's Zeug hält. Wer die Leut' von früher kennt hat, hat sich erst auf sie besinnen müssen. Die Neumayerin hat gern g'fallen, er hat auch auf sich was g'halten, nie hat eins von dö ein unsaubern Faden auf 'm Leib oder ein verwirrt' Haar auf 'm Kopf g'litten. Jetzt sein ihr die Haar in Strähn' übers ungewaschene G'sicht g'hängt und was sie für Schlumpelwerk an ihr hat h'rumschlottern g'habt, weiß's nit; Weißzeug war's keins.

Nit braver war er zum Anschau'n, über die Haar hat er a Zipfelmützen zog'n und ein Leibel hat er ang'habt, d'Mützen war amal weiß, 's Leibel blau, jetzt is dös ein — — Farb' g'west.

„Also sag' ich: ‚Gelobt sei Jesus Christus!‘

„‚Müßt's warten,‘ sagte sie.

„‚In Ewigkeit,‘ sagt er.

„‚No,‘ sag' ich, ‚dös möcht' mer doch a weng z' lang dauern.‘

„‚Amen,‘ sagen s' allzwei, wie s' wieder mit ein' G'setzel fertig war'n und: ‚Was wöllt's denn, Bur'meister?‘

„‚No nix weiter,‘ — sag' ich, — ‚reden will ich mit euch, man sieht euch ja nindascht*), so muß mer euch ins Haus kommen. Was is's denn, werd'n mer nächsten Fasching wieder lustig sein?‘

„Die Bäuerin macht a z'widers Gesicht und er sagt: ‚Ei mein, dö Dummheiten hab'n bei uns für alle Zeiten verthan!‘

„‚Was nit gar,‘ sag' ich, ‚so alt seid's noch nit, um nix mehr mitz'machen und wann's meint's, daß mer dös, was ös jetzt angebts für G'scheitheiten halt', do seid's auf ein' irrigen Glauben. Schaut's doch nur selber, wo dös hinführt. Drei Felder liegen euch brach.‘

„‚Ja, dö liegen brach,‘ sagt er.

„‚Die andern stehn nit b'sonders,‘ sag' ich.

„‚Schlecht g'nug,‘ sagt er.

„‚Und der Jud is aufs Haus ang'schrieb'n,‘ sag' ich.

„‚Ja, der is ang'schrieb'n,‘ sagt er.

„‚Leuteln, Leuteln,‘ sag' ich, ‚halbete Bettler seid's schon, wie weit habt's denn noch zu ganze?‘

„‚Wie Gotts Will is,‘ sagt die Neumayerin, ‚er hat uns die Prüfung auferlegt, er wird schon sorgen für uns.‘

„‚Ja,‘ sagt der Neumayer, ‚kleid't er doch die Lilien auf dem Felde und nährt die Raben in den Lüften.‘

---

*) Nirgends.

„Hochwürden, da is mir der Geduldsfaden g'rissen. ‚Des himmelsakermentischen Tagdieb',' schrei ich, ‚warum g'wand't denn Gott die Lilien auf dem Feld, als weil sie sich von anderer Seit' kein G'wand schaffen können?! Warum nährt er denn die Raben in den Lüften, als weil s' nindascht anders wohin zu Tisch gehn können?! Dem Menschen aber hat er die Arbeit gegeb'n und auf die legt er seinen Segen. Wo legt er 'n denn hin bei euch, ös nixthuerische Faulpelz'? Da mußt er 'n freilich im Sack b'halten. Legts ös lieber die — der Herrgott verzeih mer d'Sünd' — die Rosenkränz' weg und nehmts dafür d'Pflugschar, d'Sensen, 'n Rechen in die Hand, tracht's überhaupt wieder 'n andern Menschen gleichz'schau'n, dös wird weit gottwohlg'fälliger sein als euere fromme Schmutzfinken-Wirtschaft da!'

„Nun hätten S' die Bäuerin sehn soll'n, Hochwürden, zwischen dö Haarsträhn' durch hat s' mich mit ihren Augen angeblinzt, dagegen hat ein Drach' ein treuherziges Geschau, die Arm' hat s' in die Seiten gestemmt und mit dö Füß hat s' aufgestrampft, einmal mit dem ein' und 's andere Mal mit dem andern und wann s' danach aufg'legt war, gleich mit alle zwei.

„‚Du Lumpenkerl von ein'm Bur'meister,' belfert s', ‚hat sich 's Ort kein G'scheiter'n g'wußt als dich? Bur'meister willst sein? 's Teufels Av'kat bist! Fromme Leut' willst du abreden von ihrer Andacht und Bußfertigkeit? Zur Weltlust und Eitelkeit willst du s' verlocken? Jetzt mach fort — jetzt schau nur, —'

„Damit war'n mer auch schon in der Kuchel, sie allmal mit ein Sprüngel vorwärts auf mich zu und ich mit ein'm hinter mich. Dort langt s' nur gleich a eisernes G'schirr vom Sims. ‚Oho,' denk' ich, ‚zielen gilt, aber werfen nit.' Ihr aber war ums Treffen. ‚Jesses und Joseph,' schreit der Neumayer. Ich duck' mich nur schnell, daß ich ja nit im Weg steh', wann 's eiserne Häfen aus der Thür will, und wie dös drauß' war, hab' ich aber schleunig g'schaut, daß ich wieder auf die Straßen treff'.

„Freilich haben s' mer zug'red't, ich sollt's noch amal versuchen. Einmal wär' keinmal. Aber ich hab' g'sagt, von so was hätt' ich mit einmal just vollauf g'nug und ich wollt' nit, daß etwa der Neumayerin ihr eisern's G'schirr an mir Schaden nähm'. Aber mit 'm Pfarrer wurd' ich reden. — Dös hab' ich auch gethan, doch der hat die Achsel g'schupft, g'meint, er könnt' sich da nit einmengen; wenn uns recht wär', so machet er dem Konsistori die Anzeig' davon und vielleicht möcht' mer uns a andere Mission zuschicken, dö da dazuschau'n könnt', wie dös wieder aufgleich z' bringen wär'.

„Danach hab'n wir aber kein Verlangen g'habt, weil ... No, mit Euer Hochwürden Vergunst, nach all dem Vorherigen is es uns halt doch a bissel zu riskant vorkommen und so is's mit dö Neumayerschen beim alten 'blieben, heißt, von uns aus, von sö aus leider nit. Dö sein von Jahr zu Jahr lässiger worden und von Jahr zu Jahr verschuld'ter. Jetzt will aber der Jud' nicht länger warten, er droht schon, daß er 's Anwesen unter 'n Hammer bringt; wir können's keiner kaufen, weiß der Himmel, wer drauf z' sitzen kommt! Mit 'm guten Willen der Neumayerschen schneid't 'm Müller sein' Schleusen und a eingleisig' Fahrstraßel der G'meind' den Grund, will's der Ersteher nit leiden, so sperrt er dem Müller 's Wasser und uns 'n Weg. Du lieber Gott, was gibt's dann für Quälereien, Kosten, Streitigkeiten, vielleicht gar Prozessen und obendrein müssen mer dann dö zwei Unglücksmenschen, weil s' fertige Bettelleut' sein, auch noch versorgen. Ob mer 's von Zeit auf Zeit, Haus um Haus, einer dem andern als Einleger zuschieben oder anders für ihr'n Unterhalt aufkommen, is ein Teufel. Ja, 's is a schöne G'schicht, Hochwürden! Muß nur um Verzeihung bitten, daß ich mich so lang dabei verweilt hab'." —

„Das war mir eben ganz lieb, Herr Bürgermeister," sagte der Pfarrer, indem er sich vom Stuhle erhob, „so weiß ich um so besser Bescheid. Sie fragen gar nit, was ich dazu mein'?"

„Ei, du lieber Gott,“ seufzte der Bürgermeister. „Ich möcht’ mich wohl gern unterstehen, aber ich fürcht’ nur, ich hör’ etwa wieder was vom Konsistori und —“

Jung-Ehrwürden runzelte leicht die Stirne. „Sorgen S’ nicht, ich weiß auf meinen eigenen Füßen zu stehen. Es läuft durchaus nicht meinem Gewissen zuwider, daß ich den Versuch mache, den armen Leuten zu helfen, und so werde ich ihn machen.“

„Vergelt’s Gott, Hochwürden, für uns und für dö.“

„Ob mir’s aber auch glücken wird, das kann ich nicht wissen und darum bleibt vorderhand alles unter uns, Bürgermeister.“

„’s bleibt, Hochwürden, können sich drauf verlassen.“

„Vor allem aber, sonst ist’s blind geschossen, muß der Jud’ bewogen werden, daß er noch eine Weile zuwartet. Wenn S’ ihn zu Gesicht kriegen, Bürgermeister, bitten Sie ihn her zu mir.“

„Schick’ ihn schon.“

„Schön; nun b’hüt Gott, Herr Bürgermeister.“

„Küss’ d’Hand, Hochwürden.“

Als er das Pfarrhofthor hinter sich schloß, sagte der lange Bürgermeister still bei sich: „Das is halt doch ein anderer als der frühere, der hat stund’lang zug’hört und nachher is er ein’m mit der Pfeifenspitz’ über die Westenknöpf’ g’fahr’n — trrr — ‚Ja, da kann ich mich nicht einmengen.‘ Fertig war’n mer — ‚und jetzt geh, Hanns-Kaspar!‘ Der jetzige faßt doch zu und gleich beim richtigen End’ faßt er an.“

Er war voll Vertrauen, der Herr Bürgermeister, und es kam ihm hart genug an, daß vorderhand alles — unter uns bleibt.

Ein paar Tage darauf stand in der nämlichen Pfarrstube vor dem geistlichen Herrn ein kleines Männlein in ziemlich schäbigem Kaftan, und die zwei langen Locken, die es beidseitig an den Schläfen trug, waren fast weiß.

„Ein' unterthänigen Diener, Euer Gnaden! Weil mer der Herr Bürgermeister gesagt hat: ‚Aron, du sollst gehen zum Herrn Pfarrer,' bin ich gekommen. Was werden Sie haben zu befehlen?"

Er sagte das anscheinend sehr unterwürfig, aber es war ihm anzumerken, daß er gerade nicht gewillt war, sich viel befehlen zu lassen.

„Schön, daß Sie gekommen sind," sagte der Pfarrer. „Setzen Sie sich, Herr Aron — Aron?"

„Wolf, zu dienen."

„Also, nehmen S' Platz, Herr Wolf."

„Danke. Gnaden, geistlicher Herr, werden denken, was for ä gefährlicher Nam', Wolf, grad as Löw', was ach öfter vorkommt bei unsere Leut'. Ja, mer sein von de reißenden Jüden. Andere sein von de Vegetation, Rosenzweig und Veigelstock, — lauter Zierpflanzen — und wieder ein' aus 'm Mineralreich, Saphir, Rubinstein, Brilliant, — as Se können merken, — lauter Edelsteiner! Doch was schwätz' ich, — womit kann ich dienen?"

„Sie haben den Neumayerschen Eheleuten Geld geliehen?"

„Ich hab' ihnen geliehen."

„Die haben aber nicht zurückgezahlt."

„Kein' Groschen vom Kapital. Und von de Zinsen hab' ich nix die Hälfte zu sehen gekriegt."

„So hat sich das die Jahre her aufgesummt und Sie haben sich's an das Gut schreiben lassen."

„Hab' es anschreiben lassen. Sicher ist sicher. Was wollt' ich machen? Verschenk' ich mein Geld? Nein, ich verleih' es, also verlang ich's zurück nach die Zeit und mittlerweil' muß ich leben von de Zinsen. Wie ich hab' gemacht das erste Geschäft mit dem Neumayer und er kommt zu lehnen Geld af a Jahr, weiß Gott, nur lebens- und sterbenshalber hab' ich mir geben lassen ä Geschrift, denn for's Dreifache und Vierfache is mer der Mann damals gut gewesen. Hätt' ich gewußt, was er sich hat geändert, hätt' ich gefunden zu sitzen die zwei Leut' taglang in die Händ' mit die Dingers —"

„Rosenkränze,“ half der Pfarrer ein.

„Mit de Rosenkränz’, — aus meiner Tasche hätten se nix ein’ Heller zu sehen gekriegt; gäb’ ach kein’ von meine Glaubensgenossen ä Pfennig, was alleweil sitzen möcht’ mit ’m Gebetriemen. Kommt über den Menschen ä grausam Elend oder ä graußmächtige Freud’, dann ringt er die ledigen Händ’ ineinander und hebt se auf zum Himmel, was braucht er ä Werkzeug zwischen de Finger? Meint er, er könn’ unserm Herrgott damit zu Leib gehen? ’s Gebet ist kein’ Maschin’arbeit.“

„Wir kommen ab.“

„Entschuldigen S’, Würden, geistlicher Herr! Alte Leute schwätzen gern.“

„Es heißt, Sie wollen nun Ihre Forderung einklagen und das Neumayersche Gut unter den Hammer bringen?“

„Mein’, was will ich groß? Mein Geld will ich, was drein steckt in dem Gut, kann es nur herausschlagen der Hammer, nu, so muß es unter den Hammer.“

„Lassen Sie darüber mit sich reden, lieber Herr Wolf.“

„Reden Se, geistlicher Herr. Warum soll ich nix reden lassen mit mir?“

„Sie kennen ja die Verhältnisse der Landleute hier in der Umgegend. Keiner kann Sie überbieten. Das Anwesen wird Ihnen zufallen, aber der Handel wird böses Blut machen. Es wird heißen, Sie hätten die Neumayerschen an den Bettelstab gebracht.“

„Mein’, wird es so heißen, muß ich se reden lassen, de Leut’. An den Bettelstab wären die Neumayerschen gekommen und wenn nie kein Aron Wolf gewesen wär’! Möcht’ ich noch weiter ruhig zuwarten, mach’ ich’s denen nix besser und mir nur schlechter. Geb’ ich kein Geld mehr — und ich geb’ keins, — werd ä anderer sich finden, der gibt und wir sind dann zwei Gläubiger. Bringen mer se in Kumpanie an’ Bettelstab.“

„Liegt Ihnen denn was an dem Anwesen?“

„An dem Anwesen? Wahrhaftiger Gott, nix liegt mer dran. Mein Geld will ich heraus und ich weiß recht gut, was es mich werd' kosten for Müh' und Sorg' und Quälerei, bis ich bring' de R'alität an' Mann. Was werd' ich alles schlagen müssen zu de Kosten? Wohl ach ä Posten, was mich entschädigt dafür, daß af mindest' ä drei Vierteljahr sich jeder Bauer werd' ferchten, mit mir zu machen ä Geschäft. Schlimm, wenn se nix mehr von mir nehmen, aber ich muß noch haben ä Angst, daß ich von se krieg', worüber sich keiner a Quittung verlangt."

„Nun, so arg wird's doch nit werden."

„Ei waih, geistlicher Herr, Se kennen de Leut' noch nix so genau, wie ich se kenn', de sein von de ärgste Raufteufels da in der Gegend. Se schlagen zu auf ein', was sich wehrt, solang' der sich rührt und af ein', was sich nix wehrt, solang' se sich rühren können."

„Sie kennen alle die Unannehmlichkeiten und Gefahren, denen Sie sich aussetzen, wenn Sie Ihr Vorhaben ausführen und bleiben darauf bestehen? Haben Sie denn etwas gegen die Neumayerschen Leut'?"

„Halten Se mich for kein' Grausamkeit. Was soll ich haben gegen die? Lassen Se mich offen reden, mer sein alle Menschen, Gnaden, geistlicher Herr, werden sich nix davon ausschließen. Hätt' ich ein' Haß, wär' möglich, daß ich fall' in Versuchung, zu ruinieren ein' Feind, es is das ein Vergnügen wie ä anderes und könnt' sein, daß ich mer's möcht' was kosten lassen. Gegen de Leut aber bringt's mer kein' Vorteil und macht mer kein' Vergnügen. De Neumayers — soll'n se hundert Jahr' leben und gesund sein, — von mir aus könnten se ach so lang af ihrem Anwesen sitzen. Ich hab' kein' Feindschaft gegen sie, aber ä Vorlieb' for sie därf mer ach nit von mir verlangen, därf ach nix verlangen, daß ich soll warten ohne ä Aussicht."

„Wenn sie aber wieder zum Arbeiten anheben möchten?"

„Wenn se das möchten, wär' ja keiner froher wie ich! Dann wart' ich zu, weil es hat Verstand, weil es hat mehr

Verstand, als ich lass' exekutier'n. Und billig möcht' ich's ihnen ach machen."

„Nun also, da sind wir ja, wo wir sein wollen und sollen. Herr Wolf, ich werde Ihnen etwas sagen, aber im Vertrauen."

„Würden, geistlicher Herr, reden von ein' Geschäft zu ein' Geschäftsmann, ich werd' nichts weiter schwätzen."

„Ich will es versuchen, die Leute zu bewegen, daß sie sich wieder zur Arbeit anschicken. Ich weiß nun freilich nicht, ob es mir glückt oder fehlschlägt; aber bis das entschieden ist, möchte ich Sie bitten, mir zuzuwarten."

„Soll mich Gott strafen, Würden, geistlicher Herr, rein meschügge müßt' ich sein, wenn ich Ihnen möcht' machen durch soi ä schöne Rechnung a Strich."

„Danke."

„Kein' Ursach', das is von meiner Seite for de gütige Intervenierung in de Sach'. Gott geb', daß sie nähm' ä solchen Ausgang, wie ihr zu geben wünscht der geistliche Herr."

„Wir wollen's hoffen. Gott befohlen, Herr Wolf."

„Ein' unterthänigen Diener, Euer Gnaden."

Diesmal war der Pfarrer voll Vertrauen, wie vor ein paar Tagen der Herr Bürgermeister, nur hatte er es besser wie dieser, der niemand mit hineinziehen durfte, weil es „unter uns" war. Der Pfarrer konnte es dem Bürgermeister sagen, daß sich der Aron zum Zuwarten verstehe und der Lange konnte sich während der Mitteilung, wie eine Pagode, vor lauter freundlichem Kopfnicken gar nicht beruhigen; dann sagte er zu sich mit großer Genugthuung: „Sag' ich's nit? Der versteht's!"

Ja, wem sagte er's denn auch?

Nur Geduld, es kann ja nicht ewig unter uns bleiben.

Wieder nach ein paar Tagen war es, da wurden die Neumayerschen Eheleute, die zum Pfarrer beschieden waren, von diesem sehr freundlich empfangen, er drückte beiden die Hände, mit welchen sie nach der seinen langten, um sie zu küssen.

„Setzt euch, Leuteln, setzt euch,“ sagte er. „Werdet müde sein.“

„Halt ja, halt ja,“ sagten sie.

Es war so die Jahre her ihre Art geworden, daß sie sich erst müde saßen und dann wieder durch Sitzen erholten.

„Ich hab' das Beste über eueren Gebeteifer gehört,“ sagte der Pfarrer, „und es freut mich, so rechtschaffen Fromme in der Gemeinde zu finden.“

„Ja, ja,“ sagten beide. Bescheiden waren sie just nicht.

„No, weil's Hochwürden, Herr Pfarrer, nur selber sagen,“ meinte die Neumayerin, „da bin ich froh. Förmlich übel hat ein'm dös dumme Volk die Andächtigkeit g'nommen. Der Bürgermeister selber hat gar dagegen aufbegehren wollen; dem hab' ich's aber g'wiesen.“

„Ich hör', Ihr hättet ihm ein eisernes Kochgeschirr nachgeworfen.“

Die Bäuerin wurde rot und der Bauer zog ihr ein sehr bedenkliches Gesicht.

„Nun, nun,“ begütigte der Pfarrer. „Auch der Gerechte fällt siebenmal des Tags, nur muß er dabei seinen Nebenmenschen nicht zu hart mitnehmen wollen, eine hölzerne Schüssel hätt's damal auch gethan.“

Nun erkundigte er sich eingehend nach all den Gebetverpflichtungen, welche die beiden Leute auf sich genommen hatten, und da sah er wohl, daß sie dachten, die Menge müsse es machen, daß dabei von wahrer Frömmigkeit keine Rede war, sondern alles auf eine gewisse Maulfertigkeit ankam.

„Ist recht, ist rechtschaffen recht,“ sagte der Pfarrer, nachdem er von allem unterrichtet war, was er wissen wollte. „Ich seh', das fördert schon, damit geht's vorwärts. Wären nur nit heuttags so gottlose Zeiten . . .“

„Ja, die wären, leider Gottes,“ sagten die beiden.

„Dann gäb' das schon ein gutes Beispiel,“ fuhr der Pfarrer fort. „Aber so eifert euch ja keiner nach, die Leute reden sich aus, sie kämen darüber mit der Arbeit nit zurecht.“

Die Neumayerschen lächelten mitleidig.

„Aber wenn ihr mir beistehen möchtet —“

Das wollten sie und gern auch noch.

„So könnt' ich's ihnen wohl anders weisen. Man kann ja auch unter der Arbeit beten.“

„So? So? Ja, ja.“

„Ihr arbeitet doch, Leuteln, will ich hoffen?“

Da sahen sich die beiden Frommen erst eine kleine Weil' fragweis' an, dann sagte die Bäuerin: „Ei freilich. Wohl, wohl, das thun wir schon, soweit dadurch der Andacht kein Abbruch geschieht.“

„Schön,“ sagte der Pfarrer, „so ist es recht! Der Andacht kein Abbruch durch die Arbeit und der Arbeit kein Abbruch durch die Andacht. Damit bin ich ganz einverstanden. Ihr habt zwar kein klein Teil Gebet auf euch genommen und dazu schafft euch euer Anwesen ein gut Stückl Arbeit, das weiß ich, aber das paßt mir eben. Ihr müßt mir halt den Gefallen thun und müßt unterweilen der Arbeit beten oder unterweilen dem Gebet arbeiten, wie ihr's damit halten wollt, dann könnt ihr mir doch ganz genau Bescheid sagen, wieweit einer mit beiden zurecht kommt und für die andern gibt's dann weiter keine Ausred'; ich kann den lässigen Rackern sagen, schaut nur die Neumayerschen an, die beten doch ihr schön Teil tagüber, aber unter so und so viel Vaterunser und Ave-Maria ackern die ein Feld um, unter so und so viel mäh'n s' eine Wiese, unter so und so viel stecken s' Ruben. Nit? Dagegen kann doch keiner aufkommen?“

Das meinten die Neumayerschen wohl selber und der Pfarrer sagte, er würde es ihnen nie genug danken können, wenn sie ihm helfen möchten, in der Weis' die Unfrommen in die Ecke zu treiben, denn so wäre am besten Hühner

fangen, sie sollten nur von Stund' ab beginnen, unterm Beten zu arbeiten.

Darauf gingen die beiden inmitten der Straße mit breiten Schritten, wie welsche Hahnen, durch das Dorf, denn sie sahen sich schon als leuchtende Beispiele.

Acht Tage später ging der Pfarrer über Feld, stand eine Weile bei den Neumayerschen Gründen still und sah den beiden Frommen arbeiten zu. Plötzlich begann er den Kopf zu schütteln, zog die Achsel in die Höhe, wandte sich ab und ging schnell hinweg.

„Was er nur haben mag, der Pfarrer?" sagte die Bäuerin. „Müssen morgen doch gleich hinschau'n, was er hat."

So sahen sie denn hin, diesmal aber war der Empfang durchaus nicht aufmunternd. Als sie sich nähern wollten, winkte ihnen der geistliche Herr zu, an Ort und Stelle zu bleiben, wo sie standen und als sie, dadurch ganz verblüfft, stotternd die Frage vorbrachten, was ihn gestern so in Eile vom Felde getrieben, da sprang er vom Sitz in die Höhe, rannte die Stube auf und nieder und faßte sich zeitweilig mit beiden Händen nach dem Kopfe.

„Warum ich's nicht länger mit ansehen konnte?" rief er. „Weil's so nicht geht, weil das nicht fleckt! Das wär' mir ein Beispiel, daß Gott erbarm'! Was z' gut thun wollt' ich mir auf euch, groß wollt' ich mit euch thun, ja, prost Mahlzeit, nit mit dem Finger darf ich nach euch weisen! Merkt ihr's denn nit, verblend'te Leut? Wie ihr die Sach' anfaßt, jagt ihr mir ja noch das Restel Frommheit von der Pfarr'!"

„Jesses, 's wird doch nit sein?" schrie die Bäuerin.

„Ja, wie denn doch auch nur, Hochwürden?" stammelte der Bauer.

„Liebe Leuteln," sagte der Pfarrer um vieles ruhiger, „thut mir doch das nit an, bei dem schweren Stand, den ich ohnehin hab', daß ihr, anstatt mich zu fördern, mich obendrein noch behindert. Heißt ihr denn das, was ihr auf dem Felde treibt, was wirken? Kann ich denn —

wie meine Absicht war — sagen: ‚Schaut die Neumayerschen an, die beten mehr als euer einer und kommen doch mit aller Arbeit zurecht?‘ Nit mucken darf ich, denn jeder gebetfaule Matz möcht' mir sagen: ‚Die Neumayerschen Felder stehen aber auch danach, daß man merkt, denen Leuten geht 's Gebet von der Hand und die Arbeit vom Maul!‘ Und auf die Letzt macht mir gar noch der Niedergang eurer Wirtschaft ganz Altfeldsdorf gebetscheu, drum thut mir den Gefallen und kehrt den Rechen um, laßt 's Arbeiten unterm Beten sein und betet lieber unterm Arbeiten, aber seht dazu, daß was vom Fleck geht."

„Aber, Hochwürden," bemerkte kleinlaut die Bäuerin, „da kommen wir nit auf die vorgeschriebene Zahl."

„Da bleiben Gebete im Rückstand," sagte der Bauer.

„Was tagüber Rest bleibt, könnt ihr ja vorm Schlafengehen in ein'm Stück weg vornehmen," meinte der Pfarrer.

„Das schon, das schon," sagten die Neumayerschen und sie möchten's wohl versuchen, denn sie möchten um alles in der Welt nit, daß der geistliche Herr ihretwegen Sorg' oder Ung'legenheit hätt'. Damit gingen sie.

Eine Zeit danach machte der Pfarrer wieder einen Gang über Feld und da er dabei — ganz zufällig — auf einen Steig geriet, der die Neumayerschen Aecker durchschnitt, so konnte er an selben unmöglich wie blind vorüber und mußte doch ein wenig zusehen, wie die Sache stand.

Die Neumayerschen blickten von der Arbeit auf und grüßten.

Der Pfarrer dankte sehr freundlich. „Ah," sagte er, „ich hab's ja gewußt, ihr seid meine Leute und auf euch kann ich mich verlassen. Jetzt lass' ich mir's gefallen, wenn das alles da in Halm und Kraut geschossen sein wird, dann sticht doch der reine Gottessegen den Spottvögeln in die Augen und ich kann jedem übers Maul fahren und sagen: ‚Schaut die Neumayer, die haben kein Halmerl weniger wie ihr auf den Gründen, aber wieviel Gebete mehr im Himmel!‘"

„Ach Gott, Hochwürden, Herr Pfarrer," seufzte die Neumayerin.

„Ja," sagte der Neumayer, „mein Weib ängstigt sich eh' schon in ihr'm Gewissen. Freilich, freilich, das Arbeiten thät's jetzt schon, dö Felder stehen schön, so schön, daß mir die Brachen dort auf der Anhöh' völlig leid thut; heuer richt' ich nix mehr, aber 's nächste Jahr soll mer der Pflug drüber. Ja, ja, nit wahr, hochwürdiger Herr, selb wär' alles schon recht? Aber, aber, ,'s andere End' kommt nach' hat der Dieb g'sagt, wie ihn der Schandarm am Strickl g'führt hat. Dö erste Zeit da hab'n wir rechtschaffenerweis' nachthinein das Tagrestel von den Gebeten nachg'holt, dann aber sein wir vor Müdigkeit allmal drunter eing'schlafen und auf die Letzt hab' ich in der Freud' drüber, daß mer so alles recht von der Hand geht, auch unter tags aufs Beten vergessen. Jetzt hat sich das aufg'summt, mir d'erbetens unser Lebtag nit und wenn mer hundert' Jahr alt werden!"

Der Herr Pfarrer schüttelte den Kopf wie einer, dem ganz unvorgesehen was über die Quere kommt. „Ei, schau, schau, da wären wir ja mit einmal in einer Sackgasse, daß ich nit daran gedacht hab'! Ja, liebe Leuteln, zurückgehen können wir nimmer, das wär' ein Jammer und ein Schade, ein Jammer und ein Schade für die lieben Felder und für das gute Beispiel, mit dem ihr eben angehoben habt und obendrein brächt' euch die Umkehr keinen Nutzen, denn wenn ihr gleich an der Stell' die Werkzeuge aus der Hand legtet und alle eure Felder verbrachen ließet, was möcht's helfen? Mit dem, wozu euch jeder Tag verpflicht't und dem Gebetrückstand dazu kämt ihr doch nimmermehr aufgleich. Zwar mir möcht' das nichts verschlagen, denn wenn ihr — ganz ohne Verpflichtung — nur so recht fleißig beten möchtet, so gäbet ihr schon das gute Beispiel, an dem mir liegt. Ich hätt' euch halt auch gleich sagen sollen, ein Gebetverein ist eben ein Verein wie ein anderer und eingetreten ist nicht angeheiratet und kann jeder wieder austreten, wenn er es

für dienlich erachtet. Ihr hättet euch dann danach richten können, aber wie die Sache jetzt steht, seh' ich wohl ein, mit dem Gewissen muß es vorerst ins reine und da denk' ich, so oft halt so ein Fall eintritt, ihr laßt eine heilige Mess' lesen, einsteils als Danksagung für den Segen, den Gott eurer Wirtschaft schenkt und andernteils in der guten Meinung, dadurch eurer Andacht gerecht zu werden. Nun, ich hoff', das kommt doch dafür auf!"

Ah wohl, eine heilige Mess' käm schon dafür auf, das thäten sie selbst meinen, die Neumayerischen.

„Nun seht, dann kommt nur fleißig, die Kirche will ja auch ihr Teil. B'hüt Gott, Leuteln!"

„Wir küssen d'Hand, Hochwürden."

Und als ihnen der Pfarrer ein gut Stück aus den Augen war, da sagte der Bauer zur Bäuerin: „Du' Mutter, der Hochwürdige, das ist aber a Feiner!"

„Na ob", sagte die Bäuerin.

„Schön hat er uns d'rankriegt, das muß wahr sein; jetzt können wir frei nit anders, als wie er meint."

„Ja," sagte die Neumayerin, „es schaut völlig so aus. Aber mir bleib'n halt doch 's auserlesene Beispiel fürs Ort, das hat er g'sagt."

„Freilich, das hat er g'sagt, er hat aber auch g'sagt, mir sollten nur ja fleißig kommen, daß d'Kirch' ihr Teil kriegt."

„No, selb' müßt' mer ihr halt auch geb'n, Vater."

„Aber es is ja nit alleinig von dasmal die Red' und wie ein öften kann sich's schicken, daß wir mit die Gebete im Rückstand bleiben? Wenn mer dann jed'mal rennen sollten und 'ne Mess' lesen lassen, das reißt ins Geld, Mutter."

„Ei mein, freilich reißt dös ins Geld. Dös muß ich schon sag'n — seiner heiligen Weih' unbeschad't, — er kommt mir frei völlig wie ein Hallodri vor."

Der Neumayer kniff die Augen zusammen und zog die Mundwinkel ein klein wenig empor. „Hast auch recht auf-g'merkt bei seine Reden?"

„Ah wohl, ja, ja."

„Dann gib acht, wie mer 'n fangen! Hat er nit g'sagt, a Gebetverein wär' a Verein wie ein anderer, angeheirat't wär' mer nit und es könnt' jeder austreten, wann's ihm taugt?"

„Das hat er g'sagt."

„Na, so treten wir halt aus."

„Aber, Vater."

„Mach kein Wesen! Was hat er denn selber g'sagt? Deßtwegen bleiben mer doch 's leuchtende Beispiel fürs Ort."

„Ah wohl, das thät'n mer wohl bleiben."

„Na also! Wir treten aus. Da richten mir's billiger. Ganz umsonst hab'n mer's. 'n Gebetruckstand teil'n mer uns ein, nehmen 'n schön langsam vor, werd'n ihn schon zwingen. Brauchen kein' Meff' lesen z' lassen. Hehehe! So sieht er kein Kreuzer von uns und wir sein die Schlauern!"

Die beiden Leutchen schlugen vor Vergnügen in die Hände.

Von da an sah man die Neumayerschen wieder wie in ihren besten Zeiten wirtschaften und von einer Feilbietung ihres Anwesens wurde es gar bald ganz stille. Die Altfeldsdorfer freuten sich über diese erwünschte Wendung der Dinge, sich darüber zu verwundern, ließ ihnen der Bürgermeister keine Zeit, denn jetzt war die seine gekommen, wo er es laut werden lassen konnte: „'s Ganze ist 's Pfarrers sein Verdienst. Die Weil' her hat's unter uns bleiben müssen, aber, jetzt, wo alles wohl geraten ist, darf ich schon sagen, was ich gleich von Anfang an gesagt hab': ‚Der faßt 'ne Sach' beim richtigen End' an, der versteht's, Leuteln, der versteht's!"

Fragte man ihn aber, wie es denn eigentlich der Pfarrer angefaßt habe, so zog er bedeutsam die Augenbrauen in die Höhe, als wüßte er's wohl, aber das wär' der Punkt, der noch immer „unter uns" zu bleiben hätt'. Da war es nun freilich, als thäte man ihm gebranntes Herzeleid an,

wie eines Tages der Neumayer selbst mit der Geschichte herausrückte, wie es der Pfarrer angefaßt hätte, alles haarklein erzählte und sich als den Schlauern rühmte.

Der lange Bürgermeister blickte ratlos um sich, nicht ein Stück der Herde nahm sich des Hirten an, nein, alle blökten ganz respektwidrig auf Kosten desselben. Da kam unverhoffte Hilfe, das ganz schwarze Stück, dem Hobinger sein Knecht, der Mathies, erhob sich, er klopfte dem Neumayer auf die Schulter und sagte: „Laß dir sagen, du warst just so schlau, wie dich der Pfaff hat haben wollen und bist ein g'weisten Weg so schön selbständig g'laufen, wie ein Roß im Göpel. Drum sei fein bescheiden und dös nimm noch zum Vermerk und laß dir's a Lichtstürze übers leuchtende Beispiel sein: es mag einer sein, wie er will, nur darf er's nit übertreiben, ehrlich soll er sein und mein'twegen auch fromm mag er sein, aber zu ehrlich und zu fromm macht andern Leuten Ung'legenheit."

Die
Märchen des Steinklopferhanns.

(1874—1875.)

I.

Die breite Straße lief eine geraume Weile neben gelben Kornfeldern hin, bis ihr die Augen weh thaten, da war sie recht froh, daß der Tannenwald bis zu ihr hinrückte und sie eine andere Weile im Grünen und im Schatten laufen konnte. Die Felder bogen aber da von der Straße ab und zogen weithin an dem grünen Walde und das Korn sagte zu den Tannen: „Was so ein Wald für ein unnütz' Ding ist, höchstens umgehauen mag er das zu Ende führen, was wir begonnen, mag backen helfen und die Leute wärmen, denen wir Leib und Seel' zusammenhalten.“ Die hohen Tannen schüttelten die Köpfe und sagten: „Muß sich einer nie einbilden, er richt's allein auf der Welt; wir stehen hier auf der Wacht, daß nicht der kalte Wind über die Niederung weht und euch verbläst, daß ihr die grünen Halme verfroren auf den Boden sinken laßt, und wir ziehen den Regen herbei, der euch tränkt, und laßt uns einmal ausgehauen sein, dann wächst die weite Niederung hinab nicht halb so viel und der Kies und das Geröll' und die nackte Erde rücken gegen das Dorf, um dem Bauer gute Nacht zu sagen.“

Ob die Bauersleut' manchmal so dachten vom Walde wie das Korn? Heute thaten sie es nicht, sie hatten bis an den Mittag geschnitten, jetzt war's heiß geworden, kaum zu ertragen, nun sollte Rast gehalten werden und da lobten sie sich den Wald, setzten sich in seinen Schatten nieder, aßen und ließen sich's die kleine Weile der Ruhe wohl sein.

Zuweilen saßen auch ein Bursch und eine Dirn' abseits von den andern allein, es ist sonderbar, daß sich das oft trifft, und daß alle Burschen und alle Dirndln sich fast immer das nämliche Zeug vorreden, eines wie das andere, seit unvordenklichen Zeiten und will das Ding nicht anders werden bis heut.

Gegen die Straße zu saßen auch ein Paar so Verliebte, beide nicht mehr gar zu jung, aber recht saubere, stramme Leute.

„Mein Gott," sagte die Dirn', — wie denn die Weibsleute immer die Sache von der praktischen Seit' anfassen — „mein Gott," sagte sie, „jetzt gehn wir schon als Knecht und Dirn' sieben Jahr' miteinander, wenn's nur zu was führen möcht', so wär' ja alles gut."

Darauf sagte der Bursch mit einem schweren Seufzer:

„Freilich wär' dann alles gut, aber daß wir halt so viel arm sein müssen."

„Mein' alte Bas' nähm' uns prob'weis' als Pfleger auf ihr klein' Anwesen," sagte die Dirne.

„Prob'weis'," sagte der Bursch und strich sich die Haare aus der Stirn, „prob'weis' freilich wohl," dabei fischte er mit dem Löffel einen Brocken aus der Schüssel, die er auf seinen Knieen hatte, „glaub's schon, gibst du den Spatzen in der Hand für die Taub'n am Dach? Wenn die Prob' übel ausfällt, so ist alles verfahren. Es hat der Bauer dieweil schon andere Leut', — wir möchten uns nit ein' Dienst auffinden, du möch'st da, weiß der liebe Gott wo, dann ein' Unterkunft finden . . ."

Die Dirne langte zitternd den Löffel aus der Schüssel.

„Hast halt recht, daß grad wir so viel arm sein müssen."

Mittlerweile schallten von der Straße herauf von Zeit zu Zeit einige Hammerschläge.

„Sie schlag'n wieder Steine für die Straß'," sagte die Dirne leise, und sah zur Seite, sie wollte gerne von etwas anderem reden als von ihrer gemeinsamen Not.

„Da ist gewiß auch der Steinklopferhanns nit weit," meinte der Bursch.

Da sang es unten auf der Straße:

„'s Salz thut ma z'bröseln
Und gibt's in ein Faß,
Und die Berg thut ma z'bröckeln
Und streut's auf die Straß',
So müssen sö alle,
Auch d' vurnehmsten Herrn,
Ob s' wöll'n oder nit wöll'n,
Doch Bergkraxler werd'n;
Dem ein' verreißt's die Stiefeln und
Den andern schupft's in Wagen,
Das schaut sich so viel lustig an
Beim Steinerschlag'n! — Juhe!"

Der Knecht und die Dirne oben im Walde waren aufgestanden.

„Dös is er selber," lachte der Bursch.

Die Dirne kicherte.

Beide traten in die Lichtung, an der ein schmaler Weg in Mannshöh' über der Straße führte, und sahen hinab. Unten stand der Steinklopferhanns, das war ein lediger Mensch, schon nah' an die Sechzig, er trug einen Filzhut, weiß Gott, wo er den einmal gefunden hatte, für den Regen mochte er gut sein, denn in der Krempe waren viele Löcher, durch die das Wasser sogleich ablaufen konnte, unter dem Hut fiel langes, schon etwas grau gemischtes Haar bis auf die Schultern herab, das hätte ihn, den Hanns nämlich, nicht den Hut, recht ehrwürdig erscheinen lassen können, hätte nicht ein wahres Spitzbubengesicht daraus hervorgeschaut; einen Bart trug er, der war vor nicht gar kurzer Zeit einmal rasiert gewesen und sah sich an wie ein Stoppelfeld; einen gewaltigen Brustfleck hatte er um, — eine Weste mochte ihn zu sehr spannen bei der Arbeit — und geflickte Hosen hatte er und Schuhe nicht von den feinsten. Jetzt fuhr er sich mit dem Hemdärmel übers Gesicht wegen der Hitze, damit machte er's aber nicht besser, denn den Schweiß wischte er wohl weg, den Staub aber strich er sich vom Aermel ins feuchte Gesicht.

„Steinklopfer!“ riefen die von oben.

Er sah nach den beiden hinauf.

„Haha,“ lachte er, „die ewig' Liebsleut', grüß eng Gott!“

„Mußt heut nit deßtweg'n spotten, Steinklopfer,“ sagte oben der Bursch, „'s liegt uns grad schwer auf 'm Herzen, daß's so is und wir, wer weiß wie lang, ‚d' ewig' Liebesleut'‘ sollen heißen müssen, 's is halt nit anderscht, wenn man so viel arm is!“

„No, no,“ sagte der Steinklopfer unten auf der Straße und legte den schweren Hammer zur Seite, „thut eng d'Frotzlerei auf einmal weh? Hätt's nit denkt, sollt's schon g'wohnt sein, denk' ich; wollt's nit ‚d' ewig' Liebesleut'‘ heißen, macht's a End', thut's eng z'samm', is doch 's Gered', ös sollts als Pfleger auf der Bas' ihr Anwesen kommen.“

„Ja, prob'weis',“ brummte oben der Bursch.

„Is amal a Bauer g'west,“ sagte der unten auf der Straße, „der hat sich einmal was an die Knöpf' abzählen wollen, hat aber dreihundertfünfundsechzig Westen g'habt und hat von ein' Morgen zum andern g'wart', was die ander' Weste dazu sagt, hat 's ganze Jahr zählt und nichts z'weg'n bracht.“

Der Bursche oben stampfte in den Boden. „Meinst doch nit, ich bin a Letfeig'n!“

„Gar nichts mein' ich,“ sagte der Steinklopfer, „was vertrittst denn die Grashalm' mit 'n Füßen, die haben dir doch nichts gethan?“

„Geh, Hanns,“ sagte die Dirne, „komm 'rauf in Tann! Verzähl' was, Rast is noch a Weil', du arbeit'st ja eh'nder jetzt auch nicht.“

„Dös wär' recht,“ sagte der Bursch, „verzähl'n kann er so viel schön.“

„No,“ sagte der Steinklopfer unten und streckte sich höher, „dös mein' ich wohl selbst, ich mag euch schon was verzähl'n.“ Damit ging er ein Stück die Straße hinunter, wo der schmale Weg hinanging, und trat in den Wald zu den „ewigen Liebsleuten“. Dort streckte er sich nieder ins Gras, setzte seine kurze Pfeife in Brand und sagte: „Ich will eng verzählen.“

1. Vom Hanns und der Gretl.

Dort, wo der Wald niedergeht und ein' Spitz wie eine Nasen ins Land streckt, dort is vor undenklichen Zeiten einmal a Häusel g'standen, drin hat a kluge Frau gewohnt. 's liegen dort in der Näh' drei Dörfer, die war'n in der Zeit, von der ich red', auch schon da, 's mag 's eine mehr Häuser g'habt haben, als das andere, 's eine mag mit der Zeit von der Straß' z'ruckgangen sein, und 's andere bis hervor zu ihr, das macht nix. — Den Oertern geht's wie den Leuten, sie versterben und lassen eins dahinter, das ihren Nam' fortführt und ist kein Brösel von ihnen selber mehr auf der Welt, als was so das Kind von ihnen überkommen hat; so ist wohl wenig mehr von dö alten Dörfer da, als daß neue Höf' stehen an der Stell', wo einmal die alten gestanden sind, und ein oder der andere Stein mit hinein vermauert ist. Na, so war's halt, auf der Waldnasen hat die weise Frau g'haust und rundum waren drei Dörfer, in ein' Dorf war ein Knecht, der hat Hanns g'heißen, in andern a Dirn, die hat Gretl g'heißen, und in der Mitten is das dritte Dorf g'legen. Das dritte Dorf war das reichste und 's hat oft dort im Wirtshaus Tanz und Unterhaltung geb'n und da hat der Hanns die Gretel kennen g'lernt, all' zwei war'n arme Teufeln, hätten gern g'heirat', aber haben's immer überlegt, müßt' amal a Glück kommen, daß sie's riskier'n könnten, haben s' denkt. 's Glück is jahrlang ausblieben, sie sein d'Jahr' lang miteinander gegangen, und da haben s' halt die Leut' — ihr müßt es nit in Uebel aufnehmen, aber die Leut' war'n allemal so boshaftig und nixnutzig wie heut — da haben s' halt die Leut' auch die „ewig' Liebsleut'" g'nennt.

Einmal aber nimmt sich der Hannsl ein Herz und sagt, sie könnten doch auch die weise Frau um Rat frag'n, denn warum net? Viele haben's schon gethan, kein'm seine Sach' wär' dadurch schlechter word'n, im Gegenteil' hätt' sie bei den

mehrern den Nagel auf 'n Kopf g'troffen — na und so — freilich warum denn nit?

Freilich, meint die Gretl, ein rechter Rat wär' doch immer was Recht's, und wann s' einem zu was Waghalsigem verleiten wollt', müßt' man's ja doch nit thun und könnt's bleiben lassen. Und so viel wird's ja auch nit kosten und es wird zum d'erschwingen sein.

Richtig, kosten wird's auch was, meint der Hanns. Umsonst ist der Tod, und der kost's Leben — leben will so a kluge Frau doch auch, und wann man's verhungern ließ, thät' man völlig allen guten Rat im ganzen Gau aushüngern. Wird net so viel sein. Ihr guter Rat thät' doch gleich sein' Dienst und braucht man net so lang z' warten, wie aufs liebe Himmelreich, für das sich die geistlich' Herr'n doch auch zahl'n lassen. Und die Gretl sollt' nur auf die nächste Vollmondnacht hingehn.

Das taugt aber der Gretl nit, denn sie thät' sich so viel fürchten, und der Hannsl war doch a Mannsleut' und der Kuraschiertere.

„Dös schon," sagt der Hanns und wird um zwei Fingerbreit höher, kratzt sich aber gleich wieder hinterm Ohr und wird a Trümmerl kleiner, wie er eher war; „aber," sagt er, „weißt Gretl, allein kann ich's nit d'erthun." No, er hat sein' Lohn stark an'griffen g'habt die Woch', auf Bier oder Tabak — wann s' auch schon g'raucht hab'n vor die undenklichen Zeiten, von dö ich verzähl'? — Was weiß ich!

Z'letzt kommen s' halt überein, daß jedes die Halbscheid von die Kosten tragt und daß der Hannsl hingeht.

Der Hannsl is halt so viel kuraschiert g'west, und wie der nächste Vollmond kommen is, macht er sich auf 'n Weg; durchs Dorf an die Felder vorbei hat er sich noch eins 'pfiffen, wie er aber auf die verrufene Waldnasen zukommt, da is er ganz stad word'n, der Mond hat so durchs Gezweig g'schienen, daß der Schatten von die Aest' wie kohlschwarze Sammetbandeln über 'n Weg g'legen is und der Hanns hat sich eing'red't, er könnt' über eins oder 's andere stolpern und hat

fleißig auf die Erd' g'schaut, — burr, fliegt ihm ein' Nacht-eul' eine Spanne über 'n Hut weg — na, er war aber recht kuraschiert und wie er erst g'wußt hat, was es war, hat er nach einer Weil' über den „Malefiz-Vogel" ein recht's Maul g'habt.

So kommt er zur Waldfrauhütten. Dort hat er erst sich ein bissel b'sonnen und hat sich eingeredet, wie er so schnell müßt' gegangen sein, weil ihm das Herz so schlägt. Und wie er schon das dritte Mal sein' Finger krumm macht — nie is er ihm recht ang'standen — und will anklopfen, da thut sich die Thür von selber auf und die kluge Frau steht vor ihm und sagt: „Na, bist einmal da, ich hab' dich schon lang erwart'!"

„Jesus," sagte der Hanns — ich weiß zwar nit, ob die Leut' in dö unvordenklichen Zeiten, wovon ich d'erzähl', schon Jesus g'sagt hab'n, aber das thut nix. „Jesus," hat also der Hanns g'sagt und sich verwundert, daß die Waldfrau weiß, daß er zu ihr will. Und er hat's doch schon die ganze Wochen im Dorf ausg'schrieen, wo er mit nächstem Voll-mond hingeht.

Die kluge Frau hätt' also nit g'scheit sein müssen, wenn sie das nit g'wußt hätt'! So sagt sie zu ihm: „Komm h'rein!"

Der Hanns geht also in die Hütte, dort brennt auf 'm Herd ein großes Feuer, und wie er so seitwärts hinblinzelt, ist am Boden ein großer Kreis von Totenbeiner und Toten-köpf', und da hat's ihm ein' klein' Rucker nach der Thür hin 'geben, und er hätt' recht gern „Gute Nacht" g'sagt, wenn ihm nit auf einmal gar so trocken im Hals worden wär', und so ohne „Behüt dich Gott" davonrennen, das wär' doch unschicksam, b'sonders gegen a kluge Frau, mit der man's schon gar nit verderben darf.

„Na," sagt die Waldfrau, „da marschier hinein und setz dich!" Und meint in die Mitten von den Totenknochen, wo ein Schemel g'standen is.

Das war eine rechte Not, hat sich doch der Hanns ge-fürchtet, er tritt so ein' Toten auf 'n Kopf, und wer weiß,

wo die Alte die Köpf' aufg'lesen hat, es haben die schönsten Leute darunter sein können, die ihr'n Respekt verlangen, vielleicht sein eigener Urgroßvater.

So tappte er halt in Gotts Nam' hinein in den Zauberkreis und 'vor er sich auf den Schemel setzt, meint er: Es würd' sich doch nicht recht schicken, und er is net kommen, um ihr Beschwer zu machen und will er sich halt doch ein klein wengerl niedersetzen, daß er der klugen Frau 'n Schlaf nit austragt, und will ihr schnell sag'n, was er eigentlich will.

„Das weiß ich schon," sagte die Waldfrau und gibt ihm ein großes Stundenglas in die Hand, geht dann von ihm weg, langt ein' Laib Brot von der Stellen herunter und schneid't die Gottesgab an . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Hanns hat dieweil die Totenköpf' ang'schaut und die ihn, und denkt sich der Hanns: „Was das für a Zeit sein wird, wo du auch wirst keine Nasen hab'n und so viel große Augen und doch nix sehen damit?! Und wie lang wird wohl hin sein?"

„Jetzt bist noch stämmig und rüstig und die Leut' nennen dich ‚kein uneb'nen Bub'n'. Die Gretl ist auch so ein mordsauberes Dirndel. Die Jahr' her, die ich mit ihr geh', is s' nur säubriger word'n."

„Ah geh," sagt die Gretl, „du schmeichlerische Katz', siehst denn nit, daß ich doch schon bissel abfall', und auf der Stirn kommen schon die Falten, wenn s' auch noch so fein sein wie die Spinnenweb'n."

„Na," sagt der Hanns, „laß gut sein, du taugst mir deßtwegen noch alleweil, meinst, mir bleibt aus, was dir blüht? Und so is's gut und so is's recht, so hab'n wir uns doch die Unsäubrigkeit nicht vorzuwerfen."

„Aber, Hanns," sagt die Gretl, „das alles wär' schon recht, aber die Kräfte verlassen ein' doch auch."

„Teufel h'nein," sagt er, „freilich, an das hab' ich nit denkt, aber zum verspür'n fang' ich's auch schon an."

„No, no,“ sagt die Gretl, „dann is's Rest, wann wir nimmer arbeiten können wie früher, dann is's gar, gar!“

„Es will nimmer weiter,“ sagt die Gretl, „mein Bauer hat g'sagt, ich taug' ihm nimmer, ich verdienet nimmer 's Wasser mit meiner Arbeit, ich sollt' schon lieber zum Betteln schau'n.“

„O, du mein Gott,“ sagt der Hanns, „dasselb' hat mein Bauer heut auch zu mir g'sagt.“

„So, na schön,“ sagt die Gretl, „da komm nur gleich und laß uns zur Kirchthür herstell'n.“

„Gut — gut — la — la,“ lacht der alte Hanns und stellt sich zur Kirchthür. „Hihi, Gretl, wie du ausschaust!“

„Du alter Schüppel,“ sagt die Gretl, „meinst, du schaust lieber aus? Taug' ich dir 'leicht nimmer? — Gelt, als jung' Ding war ich dir recht, daß ich die Jahr' neben dir herlauf'? — O du!“ — Dabei gibt sie ihm mit der geballten Faust ein' Renner.

„Du Bisgurn,“ sagt der alte Hanns und hebt sein' Stock.

Da fahrt ihm das wüste Weibsbild in die Haar' und sie balgen sich vor der Kirch' und die Leut weichen aus und schimpfen und lachen.

„Gretl,“ sagt der Hanns keuchend, „laß gut sein, du verreißt mir mein wenig Haar, — krallt hast mich auch, du wilde Katz' — mir sein recht nette Bettelleut', in dem Kirchspiel halten s' uns schon für versoffen, da geben s' uns nix.“

Und die alte Gretl schleicht mit ihm weg von der Kirchthür, und sie setzten sich all' zwei auf ein Grab nieder, wo ein großer Stein davor in der Kirchmauer war und drauf ein großer Totenkopf mit Beiner übers Kreuz; „Jesus,“ sagt der Hanns, „wie lang wird's noch dauern, so schau'n wir auch nit anderst aus!“

Die Gretl trocknet ihm mit 'm Tüchel 's Blut vom G'sicht, wo's ihm nach ihrem Kratzen herg'loffen is. „Ich wollt', 's wär schon am End',“ sagt s', „wann nur früher a schöner Leben g'wesen wär'.“

„O du mein," seufzt der Hanns. „Wohl, wohl, wir hab'n uns halt verpaßt, was liegt dran, wann's auch am End' so kommen wär' und nit anderster, könnt' mer doch sagen, mer hätt' g'lebt; Kinder könnt' mer hab'n, dö was taug'n und 'n alten Eltern zeitweis' was vergunnen und zukommen ließen, und wer weiß, hätt's grad so kommen müssen? Hätt' der Himmel nöt können sein' Segen drein geben, wann wir ihm vertraut und auf unsere arbeitsam' Händ' baut hätten?!"

„O freilich," sagt die Gretl.

„Ja," sagt der Hanns, „bei sündigem Fürnehmen geht's ‚Hüst und Hott' und bei rechtschaffene Vorsätz' ist's ‚Oeha!' Mir hätt'n uns all die Spottred'n verspar'n und a g'scheit' Leb'n führ'n können, so hab'n wir alles verpaßt! Wie ruhig könnt' mer dasitz'n auf 'm Grab und frag'n: ‚Wann kimmt die Reih' auf uns? Wann werd'n wir so ausschau'n wie der Boanerbartl dort an der Wand?' Wann wir so g'lebt hätten, wie ander' Leut'! So hab'n wir uns nie z' leben traut und hitzt soll's ans Sterben gehn, — wann s' uns mal ausgrab'n, mir müssen ganz verdrehte Köpf' hab'n! Im Himmel laßt sich auch nix einhol'n, der Pfarrer sagt, dort gibt's keine Mand'ln und Weib'ln, wir hab'n's für Zeit und Ewigkeit verhaut. O, Herrgott, gabst, daß wir nochmal jung wurden, ich wüßt', was ich thät'!"

„O du mein Herr und Heiland," sagt die Gretl, „dös wird halt nimmer sein," und dabei weint die Alte, daß 'n Hanns, so wie er neben ihr sitzt, auch mit beutelt.

„Du bist doch a gute Seel'," sagt der Hanns, und wie er mit seine zittrigen Händ' hinüberlangt, damit er die Alte um die Achsel nehmen und tröften kann, fallt ihm sein Stock aus der Hand . . . und . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Du Sakra, du," schreit die Waldfrau, „verbrich mir die Sanduhr nit!"

Und er schaut auf, da sitzt er auf 'm Schemel, neben ihm auf der Erd' liegt die Sanduhr, die er hat fallen

lassen, und rundum sind die Totenköpf' — — er ist in der Hütten der Waldfrau und alles war nur so ein einwendig's G'sicht.

Die Waldfrau aber is grad mit 'm Messer um 'n ganzen Brotlaib herumkommen; — nit länger hat's Ganze dauert, als sie ihr Stückel Brot g'schnitten hat. — Jetzt nimmt sie's in die eine Hand, beißt ein rechtschaffen' Stück ab, und hält die andere Hand offen hin.

Der Hanns sucht mit zitterndem Finger aus all seine Säck' seine Kreuzer zusamm', nit ein' hat er b'halten, alle hat er der klugen Frau geben. Ganz aufrecht is er dag'standen, als ob er das Dach von der Hütten traget und wär' ihm nur a Spaß! Die Augen hab'n ihm geleucht', und die Zähn' hat er übereinander gebissen.

Und die Waldfrau hat 's Maul voll g'habt und g'kaut und geschluckt.

Keins hat ein Wörtl g'red't.

Der Hanns ist fortgangen und die Waldfrau hat hinter ihm zug'riegelt. Dann is es lang still blieben draußen in der klaren Nacht, bis einer beim letzten Baum, wo die Waldnasen aufhört, ein Juchezer 'than hat, daß die Blatteln auf 'm Baum und 's Gesträuch auf 'm Boden zitternd word'n sein und drüben hat er einen schlafenden Berg aufg'weckt, daß der auch mit ein'm Schrei munter word'n is.

Dann ist der eine auf das Dorf zutrabt, wo die Gretl haust; — an der Straßen sind die Wegschranken hingelaufen, da hat er sich ang'stemmt und einen Balken ausg'hoben und über die Achsel geschultert, wie die Riesen mit die Wiesbäum' gethan haben sollen, er ist sich wohl so vorkommen, als wär' er heut so ein halbgewachsener Riesenkerl und wie er zur Gretl ihr'm Fenster kommt, tupft er ganz säuberlich mit sein'm Wiesbaum an die Scheiben an.

Das Glas war gescheiter und hat nachgegeben und ein handgroßes Stück is ausgebrochen und im Mondlicht, wie eine Sternschneuze, ins Gras herunter geschossen.

Und oben hat die Gretl g'schrieen.

Und unten hat der Hanns gelacht.

Und wie sich die Gretl erholt hat von ihrem Schrecken, fragt sie, was die weise Frau gesagt hat.

„G'sagt hat sie nix," sagt der Hanns, „aber geheirat' wird!"

„Und geheirat' is word'n und aus is die G'schicht," sagte der Steinklopferhanns, klopfte sein Pfeifchen aus und machte Anstalt, wieder nach der Straße hinab zu steigen. —

„B'hüt euch Gott," sagt er, und geht ein paar Schritt, dann bleibt er stehen. „Ist doch schad', daß es heuttags kein' Waldfrau mehr gibt!"

Mittlerweile hatte auch auf den Feldern die Arbeit wieder begonnen und die „ewigen Liebsleut'" beeilten sich, auf ihren Arbeitsplatz zu kommen.

Der Bursch spuckte in die Fäuste und nachdem er den ersten Sensenschwung gethan, sagte er über die Achsel hinüber nach der Dirne, die in seiner Nähe arbeitete: „Ich geh' doch prob'weis'!"

Die beiden sprachen nicht ein Wort weiter, aber die Arbeit ging ihnen so flink von der Hand; hätte sie die alte Base sehen können, sie hätte ihre helle Freude über diese Probeleute haben müssen.

Nun, die hatte sie auch bald.

„Und geheirat' is word'n und aus is die G'schicht."

Abend war's geworden. Der Steinklopferhanns that den letzten Schlag, warf die schweren Hämmer über die Achsel und machte sich auf den Heimweg; durch das Dorf ging er nicht, aber an den letzten Häusern, die an der Straße lagen, mußte er vorüber. Die letzte Hütte sah gar armselig aus und wenn ihr Inwohner, der „Gruß-Franzl", wie jetzt nach Feierabend, vor derselben auf der hölzernen Bank saß, so sah dies wie ein gerechtfertigtes Mißtrauen gegen das Ge-

mäuer aus, das, statt Schutz zu verheißen, im Gegenteile durch seine Dachlücken mit aller Ungunst des Wetters im Bunde zu stehen schien und mit seinen Sprüngen, Rissen und Senkungen sich so bedrohlich ausnahm, als wollte es seinem Eigner die wenigen Atemzüge in der freien Luft noch gestatten, um dann nachts über ihm zusammen zu stürzen. Ob er das wohl recht übel genommen hätte?!

Er sah selbst verfallen und vom Wetter und Schicksal hart mitgenommen aus. Er hieß der „Gruß-Franzl“, weil er im Gebrauche hatte, jedermann, der die Straße vorüberzog, er mochte ihm bekannt sein oder nicht, demütig mit abgenommener Mütze zu grüßen; das sollen nun oft Fremde mißverstanden haben, und sie ließen ein oder die andere landesübliche Münze in die vorgehaltene Mütze gleiten; die Leute im Dorf sagen es dem „Gruß-Franzl“ nach, daß er sich nie die Mühe nahm, dieses Mißverständnis aufzuklären, sondern die kleine Gabe lieber in seine Tasche schob. Neidische Leute! Er hatte recht, er war ein höflicher Mensch und wollte den mitleidigen Seelen die Verlegenheit ersparen, einen ehrlichen Arbeiter, der seine artige Angewohnheit hatte, für einen Bettler angesehen zu haben. Wie leicht hätten dann diese braven Leute auch bei wirklichen Bettlern nur dankend an den Hut greifen können, um nicht einen gleichen Verstoß wie bei ihm zu begehen?! Darum ließ er jegliche Aufklärung unter Wege. Ja, die leidige Aufklärung, sie war hier so beschämend für den Fürsten, wie abträglich für den Bettler!

Er ließ großmütig die Welt in ihrem Irrtume.

Er war allerdings ein ehrlicher Arbeiter, er hatte nichts als seine Hütte, die Felder ringsherum gehörten anderen, und wollte er von denselben etwas genießen, so mußte er dieses fremde Eigentum bearbeiten helfen. Ah, das trug spottwenig ein, und es nahm den Menschen recht mit, an Kraft und auch an Mut.

Und so, mit der Zeit recht zaghaft geworden, auf sich selbst gar wenig mehr bauend, hatte sich der „Gruß-Franzl“

angewöhnt, alle Welt zu grüßen; die um ihn lebten und die er kannte, damit sie ihm freundlich bleiben und ihm nichts in den Weg legen möchten, und die Fremden, weil er die Leute gar sehr bewunderte, die so in Geschäften oder zu ihrer Lust in aller Welt herumkamen! Wie achtbar war ihm der Krämer mit der Kraxe auf dem Rücken, dem flinken Fuß- und dem noch flinkern Maulwerk! Der Mann mußte Courage haben, daß er sich's getraute, so auf sich allein gestellt in der Welt hinzuleben. Dem Lustreisenden, der rüstig den heitern Bergen zuschritt, blickte er immer kopfschüttelnd nach; wie gut mußte es so einem gehen, daß er in hellem Uebermut nach den Höhen kletterte, wo der „Gruß-Franzl" doch froh war, wenn ihn diese „Beschwer" nicht oft im Jahr traf. Ja freilich, als Bub' hat es ihm oben gleichwohl gefallen, aber das ist lang her, seitdem ist so viel anders geworden und da droben ist's immer gleich geblieben, was war daran zu sehen?

Auch der Bettler auf der Straße war ein rechter Mann; den Leuten mit dem Maul die Groschen aus der Tasche langen ist keine kleine Kunst. Freilich, am Jahrmarkt, in der Tierhütte, da hat er einmal ein Untier mit langem Rüssel gesehen, das machte auch das Kunststück, was aber der Groschen wert war, den es damals einem reichen Bauer aus der Tasche zog, das wußte es wohl nicht.

Ja, ja, alle Leute, wie sie die Straße vor ihm vorbeiliefen, waren ihm höheren Ranges, darum grüßte er sie, und wenn sich ja einer dazu verstieg, ihm ein Almosen zu reichen, so fand er, daß die Menschen doch nicht so schlecht seien, als die Welt sie ausschreie, und er habe es ja gewußt, die so in der Welt herumlaufen können, die hätten leicht schenken, der Hausgesessene sei der eigentliche Arme!

Wie alle Welt, so bekam auch der Steinklopferhanns, der jetzt, wie jeden Abend, an der Hütte vorbeiging, seinen Gruß. Das war auch einer von den Couragierten, die sich allein für sich zu leben getrauten, ohne nach den anderen Leuten zu fragen.

„Guten Abend, Steinklopferhanns."

„Guten Abend, Franzl, ruck zu auf dein' Bankl und laß mich hersetzen, hab' heut rechtschaffen gehammert, hab' mich vielleicht bissel übernommen; wenn die Steiner gar so hart von 'nand' gehn, da klopf' ich wie wütig drauf los! Ein klein's wenig mag ich schon gern rasten."

„Na, fürs Sitzendürfen könnt'st schon was d'erzähl'n. Weißt nix?"

„Was fragst denn? Ich sollt' nix zum Verzähl'n wissen? Ich? Na, könnt' keiner mehr was verzähl'n, wenn ich net. Ich kauf 'n Schullehrer aus mit samt seine Bücher. Er meint gleichwohl, 's wär' alles wahr und verbrieft, was drin stund', aber mein' Seel', mein letzt's Stäuberl Tabak, wie ich's jetzt in die Pfeif' stopf', setz' ich dageg'n, daß seine G'schichten nit a Haar besser sein als die mein', a bisserl was Austipfelt's, a Brocken Lug' und a Bröserl Wahrheit und fertig ist die Verzählung. Soll freilich, sagt der Schulmeister, alles vorzeit passiert sein; na, wer hat's denn g'sehn, wie's da zugangen is? Von uns keiner. Und dö von damal hab'n auch keiner mehr g'sagt, als s' gewußt haben; is wohl auch viel Ausdenkt's dabei, wie's hätt' sein können, wenn man grad nit g'wußt hat, wie's g'wesen is? Der Müller im Ort hat auch sein Jüngsten, 'n Jakoberl, g'fragt, wie er 's erst' Mal in der Kirch' war, was er g'sehn hat. Sagt der: ‚Ein' Menge steinerne und aufg'mal'ne Leut', vor dö man sich nix z' reden 'traut hat, und dann hab' ich g'sehn, was wir ganz klein in der Kammer hab'n, großmächtig, ich hab's gleich d'erkennt, weißt, wie die zwei Leut' vom Baden kommen, und 's Vieh hat ihnen derweil die Aepfel vom Baum g'fressen.‘ Haha, 's war aber Adam und Eva im Paradies! — Und der Bub' hat's g'sagt, wie's ihm expliziert word'n is, für 'n Adam und d'Eva war er 'n Eltern noch z' jung. — No, was soll ich dir denn d'erzähl'n?"

„Weißt, Hanns, was Trostreich's, wo gut drauf z' schlafen is."

„So? So werd' ich dir halt d'erzähl'n, wie's mir am jüngsten Tag 'gangen is."

„No, is doch nit schon der jüngste Tag vorbeig'west?"

„Dös nit, aber traumt hat mer davon. Los' nur zu. Hab's noch kein'm erzählt."

2. Die G'schicht' vom jüngsten Tag.

Da sein wir so alle nacheinander herg'leg'n, wir Toten, drunter und drüber, einschichtig, paarweis', z' dritt und z' viert und wie sich's halt 'troffen hat, — ich weiß nit, war'n's 3000 Jahr' — 2000 Jahr', sechs Wochen, oder was für a Zeit war, nach mein'm Versterben, die allerältesten, wie die jüngsten Toten führ'n kein' Kalender. Auf einmal is mir, als wurd' 'blasen — aber schon wie! Du weißt noch, wie die böhmischen Musikanten bei uns war'n im Ort und sein ins G'meinwirtshaus in die klein' Gaststub'n kämma, wie da, so oft der kleine Dicke mit der großen Blechblasen ang'hob'n hat, die Wänd' zum zittern ang'fangt hab'n, just a so war's, tief bis in die Erd' h'nein hat sich alles 'beutelt.

Na, du weißt, unsereins schind't sich gehörig und man hat sein g'sund's Stückl Schlaf. Na, so denk' ich mir, is dös dumm, is g'wiß wieder so a Malefizball beim Wirten im Dorf unten, daß man kein' Ruh' hat — und will mir die Aug'n reib'n — heilige Mutter Anna, war das a Schrocken, wie ich mir mit die dürren Beiner in die leeren Augen einifahr' — und am ganzen Leib zum Scheppern anfang'!! — Jessas, denk' ich, du bist ja vorlängst verstorb'n — und hitzt dürft etwa gar schon der jüngste Tag sein. Wann ich nur g'schwind' mein' Hosen zum H'neinschliefen bei der Hand hätt' —! So kannst doch nit unter die Leut' gehn! —

Ich tapp' h'rum, greif' aber nur dort und da ein' Knopf von der Hosen, in derer sie mich vorzeit beig'setzt hab'n, und

wo ich an mich ankomm', g'spür' ich's deutlich, ich muß aus- schau'n wie der ang'mal'ne Tod an der Kirchhofmauer. Brauchst gar kein G'wandstuck, denk' ich mir, hast ja eh' nix Unanständiges an dir, wenn dich aber nur nit der Spodiumbrenner aus der Kreisstadt d'erglengt, da gang's dir übel!

Ich überleg's noch, sollst h'naus oder nit? Aber es is so a Hundsmüdigkeit über mich kämma, daß ich zum Tunken ang'fangt hab'. Und wie ich mich so ausstreck', gespür' ich noch, daß sich an die Beiner was ansetzt, nit anderst wie der Feuerschwamm an die Bäum'.

Dann schlaf' ich wieder.

Wie ich munter werd', scheint die Sonn' in mein' Truhen, rundum is die Erd' aufg'wühlt, als wie von einer Million Mäus' und Maulwürf'; ich schau' mich an, o Fix h'nein, da is derweil der Feuerschwamm rundum sauber nachg'wachsen, ich bin a mordsauberer Bursch word'n, ich heb' mich, ich guck' h'rum — alle Gruben sein leer! Jesses Maria, hab' ich dir 'n jüngsten Tag verschlafen g'habt.

Ich war dir ganz verzagt.

Schau' in mein' Grub'n, sieh noch die schweren Hämmer, nimm s' auf die Achsel, denk' mir, gilt's oder gilt's net, schaust halt, wo du zum ewigen Leben dein Brot hernimmst; wann sie 's himmlische Jerusalem bauen, werden s' wohl auch a Straßen hinführen, müßt's doch im Himmel mit 'm Teufel zugehn, wann's da keine Steiner zum Klopfen gab'!

Wie ich noch so spintisier', kommen zwei Engerln daher- g'flog'n, fledern um mich herum. Dös war so sauber, daß ich mein' guten Hamur wieder krieg' und sag': Na, ös himmlisch's Geziefer, was pfnurrts mir denn um 'n Kopf? Was wollts ös?

Sag'n s': Hanns, du sollst zum Gottvatern kommen.

Sag' ich: Eh'nder muß ich mich doch a weng waschen und anziehn.

Sag'n s': Dös gibt's net unter die Selig'n.

Sag' ich: Dös is unscheniert: aber ös werds uns doch nit 's ewige Leben neiden, wann mir im Schmutz d'ersticken, was nutzt uns die ganze Seligkeit?!

Sag'n s', ich soll keine Umständ' machen und mitkommen. Einer packt meine Hammer und tragt mir s' nach und der andere führt mich, und wir kommen zum Gottvatern.

Und wie er uns sieht, hebt der Gottvater die Hand mit den drei ausg'streckten Fingern in d'Höh', wie im Bild am Hochaltar, und sagt: Grüß dich Gott, Hanns!

Sag' ich: Grüß dich Gott, Gottvater!

No, sagt er, wie g'fallt dir denn die aufg'wärmte Welt?

Sag' ich drauf: Lieber Gottvater, du mußt's für kein' vorlaute Red' nehmen, aber ich kenn' mich halt eben da noch nit aus. Die frühere Welt war auch kein schlecht's Stückl Arbeit — Gott bewahr' — a jed's hat was drein g'funden, was ihm g'fallen hat, und die meisten hab'n g'meint, die Dirndl wär'n dir so viel gut g'raten. Aber a bissel Zeit hätt'st dir schon lassen können, — was richt' eins in sechs Tägen? Es war ja sein' g'friemte Sach', dö auf 'n Tag hätt' fertig sein müssen! Ich hab' mich auch nit recht mit allem abfinden können — so that ich dich rechtschaffen bitten, wann mir's etwa da auch wieder nit anstehn sollt, thu mir den G'fall'n und mach', daß ich auch im ewig'n Leben wieder versterb'n kann.

Räsonnierhannsl, sagt der Gottvater und lacht, thu wie's d' willst. Ich hab's aber gleich gestern g'merkt, wie ich eng G'lump aufg'weckt hab', ös seids nit anderst word'n, wie 's g'wesen seids; seid's noch alleweil nit g'scheit!

Mein Gott, sag' ich, hätt'st uns g'scheiter g'macht!

Sagt er: Ja, glaubst, ich hab' mein Allmacht g'stohl'n, wollts ös gar nix dazu thun? In d' tausend und tausend Jahr' schau ich eng schon zu, und seid's noch alleweil so dumm! Wöllts ös nit 'leicht a ganz andere Welt und ein' ganz andern Herrgott'n? Tauget grad zu euch! — He, liegt da unten nit auch noch der Gruß-Franzl und schnarcht

in jüngsten Tag h'nein? Na, dem is da auch 's Grüßen verspart!

Lieber Gottvater, sag' ich, dös legt der nit ab.

Herob'n trag'n wir keine Haub'n, sagt er.

Da nimmt der ehender 'n Kopf 'abe, als er's sein laßt! Ich kenn' ihn, sag' ich.

Na, so sagt es der heiligen Veronika, sie soll ihm was zurichten für sein Kopf, lacht der Gottvater. Na, was sag' ich denn, muß der nit sein Mützen hab'n, daß er im ewigen Leben fortgrüßen kann, und dir muß ich wohl auch dein Pfeifen d'erlaub'n, daß d' doch meinst, du bist es!? Was half euch die g'scheiteste Welt? Jetzt mach, daß d' h'nunter kommst, zum Gruß-Franzl und sag ihm, ich nehm' eng nix in Uebel auf, die andern, die sich's da unten meist hab'n wohl sein lassen, die hab'n freilich a leicht' Auferstehn g'habt, die war'n ausg'schlafen, ös habts aber auf Erden schwer gearbeit'! Also sag ihm, es macht nix, wenn er 'n jüngsten Tag verschlaft und im ewig'n Leb'n soll er auch sein' himmlische Mützen hab'n! —

„Da wär' ich recht froh," sagte der Gruß-Franzl, „wann der Traum so ausging!"

„Warum sollt' er nit? Gute Nacht!"

Der Steinklopferhanns ging seiner Wege.

II.

Waren sie heute neugierig gewesen im Ort! „Horch, was ist das?" und „Horch, was mag's sein?" hieß es schon früh morgens, denn überm Berg drüben hat es so gepfustert und geräbelt, als ob eine Eisenbahn wär' — so sagten nämlich einige, die schon eine solche probiert hatten.

Der Ort lag im Thal und hinter den Bergen fing ein hübsch groß' Stück Flachland an, dort war es, wo es heut nicht recht geheuer schien, aber wie groß auch die Neugier sein mochte, es ging eben ans „Schneiden" und da hatte

keines Zeit für einen halbstündigen Aufstieg oder gar um den Berg herum anderthalb Stund' nach der Ausmünd' zu rennen und in die Ebene zu gaffen.

Um Mittag zur Rastzeit erst kamen ein Paar zurück, die eher ihrer Neugier ein Opfer bringen konnten, da sie gar nichts zu schaffen wußten. Die alten Ausnehmer, der „Leopold" und sein Weib waren schon früh morgens die Straße dahingehumpelt, wobei sie den Weg mit ihren Stöcken schlugen, — wahrscheinlich weil es ihnen nicht nach Wunsch vorwärts ging, — der aber kehrte sich gar nicht daran, blieb ruhig liegen, so lang er war, that wohl gar boshafterweis' manchmal unversehens ein Loch vor den alten Leuten auf, in das sie sodann mit kindischem „Hopperla" regelmäßig hineinstolperten.

Und als die beiden endlich doch, abgehetzt und hundemüde, das Thalende erreichten und vor sich in die weite Fläche hineinlugten, da kannten sie sich noch weniger aus. Denn dort und da stieg über den Feldern kohlrabenpechschwarzer Rauch auf, es gab aber keinen Feuerlärm von all den Kirchtürmen rings in der Weite und dazu pfusterte und rädelte es fort und fort. Eisenbahn war über Nacht keine ins Land gekommen — nein, nein, das geht nicht so schnell, das hat ihnen einer gesagt, der selbst an einer solchen mitgegraben und geschaufelt hatte.

„Nun, und was ist's denn?" und „was war's denn nachher?" fragten die Leute, nachdem sie den verwirrten Bericht gehört hatten.

Da waren ihrer zwei am Ort, die sich heute schon oftmals mit einem überlegenen Blinzeln angesehen hatten, und das war der reichste Bauerssohn und das ärmste Dorfkind. Der eine so reich und der andere so arm, daß ihnen das an ihre Rufnamen angehängt wurde und so hieß der eine „der reiche Lois" und der andere „der arme Melcher". Und sonderbar, der arme Melcher wußte es so gut wie der reiche Lois, was da überm Berg vorging und wenn er's aus Bescheidenheit oder Demütigkeit vor den andern nicht aussagte,

so war doch der reiche Lois, so gern er sich auch sonst überheben mochte, diesmal auf die Bekräftigung seiner Worte durch den armen Melcher angewiesen.

Als es vorm Jahr hieß, „in Wien hätten sie alles, was in allen vier Enden der Welt gearbeit', gehandelt und gebaut würde, unter ein großes Dach gebracht und da könnt' jeder hineingehn und sich's anschau'n," da litt es weder den reichen Lois noch den armen Melcher mehr daheim, der eine ließ sich von seinem „Alten" das Reisegeld und einen schönen Zehrpfennig geben, der andere hat sich bis Wien durchgebettelt und dort Verwandte — der Himmel weiß wohl wievielten Grades! — aufzufinden gewußt; ob es denen zur großen Freude geschah, thut nichts zur Sache, eine Woche herbergten sie ihn doch.

„Was wird's sein?" sagte der reiche Lois und streckte sich so hoch er war, und sah stolz um sich. „Was wird's sein? Der Oekonomiker, der Herr Graf enter 'n Berg schneid't mit Dampf — nit wahr, Melcher?"

Melcher nickte bekräftigend so leichthin mit dem Kopfe, als wäre das „Schneiden mit Dampf" der geringsten Kleinigkeiten eine, die er zu bestätigen wüßte, lohn' sich kaum der Müh' und wüßte „ihrer einer" noch gar andere Sachen.

„So, so," sagten die, die ins Tagwerken gingen. „So, so," und schüttelten die Köpfe. „Kämen s' richtig schon mit den Malefizmaschinen angerückt?"

Sie zweifelten gar nicht an dem, was der reiche Lois aussagte, sie hatten schon lange gefürchtet, davon hören zu müssen, und nicht nur, was der Mensch hofft, auch was er fürchtet, glaubt er leicht!

„Schneiden mit Dampf?" sagten die andern, denen die Sache nicht so nahe ging, und schüttelten zweifelnd die Köpfe.

Das war dem reichen Lois an die Ehr' gegriffen. „Ihr Fexen, seid ihr dabei gewesen, wie unsereins, daß ihr so red't? Schneiden mit Dampf? — Warum nit? Man pflügt,

man säet, man schneid't, man drischt mit Dampf! Meint man doch nit, man könnt' seinen eigenen Augen trauen, wenn man's mit ansieht, was man alles betreibt mit Dampf! Spinnt und webt man nicht, wäscht und mahlt man nicht, und weiß was sonst noch, alles per Dampf? Gelt, Melcher?"

Melcher nickte wieder bekräftigend und sagte aus: „man pflüge, säe, schneide, dresche, spinne, webe, wasche und mahle, und weiß was sonst noch, alles per Dampf."

„Schaut man so eine Maschin'," fuhr der reiche Lois fort, „glaubt man erst', das sei ein wahrer Höllenspuk, aber sieht man näher zu, kriegt die Sach' Händ' und Füß' und Kopf obendrein. Seht, obenaus geht der Rauch von der Feuerung in die Höh'" — Lois zeigt dabei nach seinem Hut, um den Leuten den Schlot der Maschine zu versinnlichen — „und hintenaus entweicht der Dampf." — Alle drängten sich herzu, um die Erklärung recht würdigen zu können, als aber gar der Lois ihnen zeigte, wie zur Seite rechts und links an langen Stangen die Sensen ins Korn hineinfahren und während die Maschine langsam vorwärts sich bewege, herumfuselten, solange noch ein Halm auf dem Acker stünde, und als er bedauerte, ihnen das nur mit seinen zwei alleinigen Armen vormachen zu können, da der Sensen rundum wohl an fünfzig oder hundert, wenn nicht gar mehr wären, und als sich in dieser Not der Melcher ihm anschloß, und beide gar belehrend mit den Armen fuchtelnd über das Feld hinschritten, da zweifelte keiner mehr, die Mähmaschine stand leibhaftig als unantastbare Thatsache vor ihnen. Ganz unbestritten wie der Telegraph und ebenso einleuchtend wie der, so was Alltägliches, daß eigentlich keiner zu sagen wußte, warum ihm das nicht schon längst selbst eingefallen sei, obwohl keiner seinem Buben widersprach, wenn der gelegentlich die Meinung an den Tag legte, daß an den langen Drähten gezogen würde und die Depeschen demnach aus lauter kleinen „Ruckerln" bestünden, die der Beamte am Arm oder Fuß, wo der Draht eben befestigt sei, verspüre.

War das Bescheidenheit, um vor den eigenen Kindern nicht mit dem Besserwissen zu prunken? Ach, die meisten Leute lassen sich noch heuttags die ungereimtesten Wunder, die niemand und nirgends erlebt, als glaubwürdig einreden und an denen, inmitten deren wir leben, gehen sie gleichgültig vorüber; da seht zu, denn da sind lauter begreifliche Wunder, und da ziehet fromm den Hut, denn das hat der Menschengeist erdacht und errungen, und das ist Geist von eurem Geiste, und der heitere Stolz, der euch beschleicht, wenn ihr still vor euch hinsagt: „Das hat der Mensch erdacht!" Das ist der Gruß Gottes an die strebende, ringende Menschheit!

Mittlerweile aber ging es gar sonderbar auf dem Felde zu, wo der reiche Lois und der arme Melcher den Leuten die Mähmaschine vormachten, denn nicht lange währte es, so fühlte jeder große Lust, zu zeigen, daß an ihm die Belehrung nicht nutzlos aufgewendet worden wäre, und daß er das Ding jetzt schon „weg" habe, und so schloß sich erst einer, dann der andere dem voranschreitenden Lois an und bald schritten alle Mannleute in einer langen Kette hinter dem Führer daher und fuchtelten also anschaulich mit den Armen, und da waren jetzt wirklich rundum wohl an fünfzig oder hundert, wenn nicht gar mehr Sensen in Arbeit und so mähten sie über das leere Feld, daß es eine Freude war.

Ja, wenn einer was Neues lernt, so ohne Müh', das gibt viel Lust und Freud' und geht nichts über einen wackeren Lehrmeister, etwa wie der reiche Lois einer war.

Abseits standen die Weibsleute und wußten nicht, sollten sie lachen oder erschreckt thun, denn die Männer arbeiteten sich ganz rechtschaffen ab, freilich ohne Nutz, und taktweis' war's immer ein Streich, wenn ihre Arme durch die Luft fuhren, und keiner zeigte eine Falte im Gesicht — der Augenblick war zu ernst.

Himmel, wie erschraken sie und wie fuhr die Kette auseinander, als plötzlich ein greller Pfiff ertönte, als sollte es der Maschine an gar nichts fehlen.

Da war mit einmal die ganze Maschine hübsch in alle Teile zerlegt. — Die Weiber lachten wie toll, und der letzte, der sich unbemerkt dem Zuge angeschlossen, der fuchtelte noch fort und fort mit den Armen, schnaubte und stieß dann wieder jenen schrecklichen Pfiff aus.

Jetzt aber lachten alle und riefen: „Der Steinklopferhanns!“

Der war es auch, er ließ jetzt die Arme sinken, stellte die Arbeit ein und sagte: „Grüß eng Gott! Ich hab' schon g'meint, ös seids alle miteinander narrisch word'n.“

„Ah na,“ sagte einer, „was d' g'sehn hast, dös war nur die Mähmaschin' von drüben, vom Herrn Grafen, wie s' uns der reiche Lois erklärt hat.“

Man sieht, Undank ist der Welt Lohn; daß der arme Melcher sie mit aufgeklärt hatte, daran dachte keiner mehr.

„Ah,“ sagte der Steinklopferhanns, „dös war also die Mähmaschin'!? Na, is a schön's G'spiel!“

„Ich find' nix Lustig's an so einer Maschin',“ sagte ein Tagwerker, „dös bringt uns noch um unser Brot; was verbleibt uns hernacher? Dem feurigen Untier nachrennen und die Garben binden. Selb' werden s' a bissel Müh' nennen gegen früher und a nur a bissel Lohn zahl'n woll'n dafür.“

„Freilich wohl,“ sagte der Lehnerferdl, das war auch einer vom Tagwerk und nebenbei im ganzen Ort als verwegener Bursche bekannt, war keine Rauferei oder kein Unfug ohne ihn. „Freilich wohl,“ sagte der, „so kommt's und anderscht nit. Ich wüßt', was man thun sollt', aber ös seids lauter Letfeig'n und eins allein richt' da nix. Hinüber sollt' man, mit des Grafen Tagwerkern sollt' man reden, mit ihnen übereins werden und die höllischen Maschinen herausholen aus 'm Stadel und zurichten, daß s' kein Teufel mehr aufgleich bringt.“

„Und d'Schandarmerie?“ warf einer bedenklich ein.

„Ho,“ sagt der Lehnerferdl, „wegen der besinn' ich mich nit lang, bis sie kommt, ist die Tenne rein, dö Arbeit

vorbei; folgt's mir, dö soll'n die wenigsten von uns erwischen. Mir woll'n keine Maschinen, hitzt is's Zeit, daß man ein' Weiser gibt, eh's zu spat wird und z' viel schon in der Gegend sein, als daß man s' auf ein' Streich abthun könnt. Nit wir Taglöhner allein, a Bauersleut' vom alten Schlag mögen die Maschinenwirtschaft net. Arbeit' so ein Großer billiger, so druckt er alle Klein' mit 'n Preis."

„Wohl, wohl," sagten mehrere, die kleine Wirtschaften hatten.

„Wer weiß, was uns so a Maschin'zeit alles noch brächt'? Hat's doch der reiche Lois selber g'sagt, man traut sein' eignen Augen kaum, was man hitzt alles mit Dampf betreibt."

„Was frag' ich danach," sagte der Steinklopferhanns, „eins können s' doch nicht mit der Maschin'!"

„Was?" fragte der Lehnerferdl.

„Leut' in d'Welt setzen," sagte der Steinklopfer.

„Du bist allweil der unzeitig' Spaßmacher," schrie der Lehnerferdl. „Allmal! Mit dir können s' auch noch fertig werden, die Steiner werd'n s' doch mit Dampf verschlagen können?"

„Thäten's vielleicht eh' schon lang," lachte der Steinklopfer, „wann sich nur die Kohlen dafür auszahleten. D'Maschin' kann doch nit, wie ich, nebenher betteln oder ins ‚Basteln' und Aushelfen gehn?!"

„No spaß du, no spaß du," ärgerte sich der Aufhetzer.

„Besser ein lustiger Spaß als ein trauriger Ernst," sagte der Hanns, „wie einer is, in den du die Leut' hineinhetzen möch'st! Dir wär' doch nur zu thun um den Wirrwarr und um das Gaudium, wenn alles drunter und drüber ging, so weit kenn' ich dich, und wenn du sagst, die Schandarm' sollten die wenigsten fangen, so mein' ich selber, daß sie nur die g'ringsten erwischen möchten, du wärst schon lang übers Eck. Und was wär' 'leicht damit gericht'? Kämen die

Maschinen deßtwegen nicht ins Land? A wohl, wer s' braucht, der ruft s', und da sind s'. Halt' einer ein' Eisenbahnzug auf! Der bringt s' hergeführt, und wollt' s' unsereiner hab'n so a Maschin', möcht' s' kein'm g'fallen, wenn man ihm's möcht' in Uebel aufnehmen, daß er sein Geld drein legt. Aber Blitz h'nein, was red' ich euch, mir liegt kein' Maschin' net auf und euch thut sie's auch nit. Des Lalli, verstund's was davon, so wüßt's, selb' kann 'm Grafen drenten von Nutz' sein, aber da für kein' Bauer gibt's a Maschin', die überm krumpen Erdboden, über die Lehnen und Anstieg' hinauf und hinunter was ausricht'. Kind und Kindskinder verleb'n wohl noch euer Tagwerkerleb'n, für dös ös eng so wehrts, eh dös anderschter wird. Aber nachater kimmt a Zeit, wo noch kein Mensch a Idee hat davon, als wie ich, der Steinklopferhanns, denn mir is's die vergangene Walpurgisnacht auf'gangen wie dös Buch mit die sieben Siegeln; no, ös wißt's, ich bin a Neusonntagskind, für unsereins hat's kein Geheimnis in die Raunächten, s' ganze Jahr über und danach a noch net."

Einige stießen sich leise mit den Ellbögen an und lachten einander zu, andere aber, die noch abergläubig waren, blickten beinahe ehrfürchtig auf den Steinklopferhanns hin, da er versicherte, daß es für ihn kein Geheimnis habe, „'s ganze Jahr über und danach a noch nit". Da aber der Hanns während dieser Zeit des ehrfürchtigen Schweigens das Maul zuthat, als ob er's nimmer aufmachen wollte, so fiel diesen gläubigen Seelen ein Stein vom Herzen, als ein vorlauter Bursche aus der Zahl derer, die meinten, der Hanns sollte eigentlich Prahlhanns heißen, mit der Frage losbrach:

„No, und was war denn zu Walpurga?"

„Bist recht vorlaut für dein Alter," sagte der Steinklopfer. „Was geht's dich an? I mag's seit der Zeit nit leiden, daß man über d'Maschin' schimpft."

„Verzähl doch, Steinklopfer, verzähl," rief es jetzt von allen Seiten.

„Dös hab' i mir eh' denkt," sagte der Angerufene, „daß ös mir wieder eine von meinen wahrhaften G'schichten 'rausbrateln wöllts, um hinterdrein z' sag'n, es wär' alles d'erlog'n und aus'tipfelt. Gleichwohl liegt mir nix dran. Lost's zu."

3. Die G'schicht' von der Maschin'.

Vergangene Walpurgisnacht war's — natürlich erst wie der Tag vorbei war, tagüber ist's aber laut hergangen, ein'm Fabriksherrn in der Gegend sein seine Arbeiter z'wider word'n, er hat sich an ihrer Stell' Maschinen ang'schafft, die Lärnmacher fortg'schickt und dö braven Leut' zu dö Maschinen g'stellt. Dös war am Vormittag. Nachmittag aber sein die Ab'dankten alle von dö Wirtshäuser, wo sie sich „Trost im Leiden" g'holt haben, aus'zogen, der Fabrik zu; hinter ihnen her und mit ihnen Tagdieb', Hausierer, Tagwerker, kurz allerhand G'sindel — ich war a dabei.

Wie wir zu der Fabrik 'kommen sein, sein wir ganz keck hineingegangen, dö braven Leut', die noch drin in Arbeit waren, haben uns zwar dös verwehr'n woll'n, aber wie s' g'sehn hab'n, daß wir die mehrern sein, und wie s' zum Verkosten a noch a paar Puffer 'kriegt hab'n, da sein s' auf das, was nachkommt, nimmer neugierig g'west, sondern sein gutwillig davong'rennt; der Herr und sein Buchhalter sein derweil vors Haus g'rennt und haben bald dort, bald da ein Träuperl Leut' mit schöne Reden beschwichtigt. Derweil dö draußen zu dö Ung'fährlichen schön g'red't haben, hat's drin im Haus zum krachen und poltern ang'fangt — dös waren mir von drinnat, wie wir uns über die Maschinen herg'macht haben. I bin so a Weil' dabei g'standen, hab' zug'schaut, und wie's grad wieder über so ein Ding geht, da reißt's mich — thust a mit! — und i heb' da so a Trumm Eisen auf, hol' aus und hau' zu, dös Ding macht no ein Reuchezer, und hin war's!

Daß ich sag', dös war so ein schöner Durcheinander etwa noch a Viertelstund', dann heißt's auf einmal: Aushalten und verschwinden, von der Kreisstadt kommt a ganz's Bataillon Jäger. O du schmerzhafter Sebastian! Kaum sagt das einer zum andern, so hör'n wir s' a schon blasen! No, jetzt ist der Wirrwarr an'gangen, 's Treten und Drucken, 's Arretieren, Kolbenstöß' — ich weiß nur mehr, daß ich mit genauer Not durchgerutscht bin; mit ein' Jager, der mich hat aufhalt'n woll'n, bin ich in 'n Graben h'nunter'kugelt, und wie mir uns all' zwei aufhelfen, kommt ihm die Bajonettscheid', die langmächtig' Leberwurst, zwischen die Füß', und eh' er sich noch wieder aufgleich zappelt hat, war ich schon lang im Wald.

Und im Wald war's schon nachtig und wie ich mir grad so denk': Teufi h'nein, jetzt hast noch a gut Stuck Weg heim, fallt mer ein: Heunt is Walpurga! Mir wird da glei nit recht g'heuer, no kein b'sunders ruhig's G'wissen hab' i grad a net g'habt, was ich in der Fabrik drin 'than hab', war ja a grad kein b'sunder's rechtschaffen's Stuck Arbeit und daß ich zuletzt die Obrigkeit sich nach mir hab' abezappeln lassen, war auch nit schön; aber da hat mich doch eins 'tröst': warum hat a die Obrigkeit so ein langen Ueberschwung g'habt.

Sollst auf 'm Fahrweg verbleib'n? Gehst die einsamsten Steig'? Gehst lieber gar außi aus 'm Wald auf die mondhelle Wiesen? Was thust, was is g'scheiter? So hab' ich spintisiert. Und wie ich mich noch so bedenk', komm' ich von freien Stücken aus 'm Wald außer, wißts ja alle den Fleck enter der Rieslermühl', wo rechts und links die Weidplätz' in der Höh' lieg'n und mitt' durch führt ein kleiner Hohlweg nach der Straß'; von weitem hat man die Mühl' g'hört, sonst war alles mäuserlstill, dö Bäum' sein bocksteif dag'standen, kein Lüftel, aber der Mondschein, ich sag' euch's, der war anderschter als sonst, der hat so aufdringlich g'leucht, als wußt' er über jedes Steindl am Weg was zu sagen, um die Grashalm', wie s' am Hohlwegrand herunterg'hängt sein,

hat er g'spielt, und die Schatten haben völlig zittert in sein' Glanz, es war frei ein laut's Licht!

Und grad, wie mir dös zum g'fall'n anfangen will, wird mir auf einmal ich weiß nit wie; inmitten vom Hohlweg war ich, sonst wär' ich glei lieber wieder z'ruckg'rennt. Da kommt's a schon von weitem her auf mich zu — ein' mächtig groß Ding, glänzt, daß ein'm völlig die Augen weh thun, aus sein Hut is Rauch aufg'stieg'n, auf der ein' Seiten hat's mit ein' Arm in ein' eisern' Stiefel g'langt, und is dabei allweil hin und her g'fahren, grad wie wenn unsereins in einer Taschen nach Geld sucht und kann keins finden und gebärd't sich wie net g'scheit, und auf der andern Seiten hat's ein Radl g'habt, da war ein mächtig langer Schwungriem' dran, und wie's so auf mich zurogelt, und ich schau' so auf den Sappermentsriem', denk' ich, jetzt is's letzt' End', wenn d' ein' so ein' Wixer kriegst, thut dir kein Bein mehr weh!

Hitzten steht das Ding auf einmal still, pfnaust Dampf aus, und laßt den Schwungriem' fallen. Da is mir glei leichter g'west. Und sagt das Ding zu mir: Kennst du mich?

Sag' ich drauf: Nein, aber mir wär's lieb, für ein anders Mal, wenn's sein könnt', denn heut is mir nit recht gut und ich bin zu solchen Dummheiten nit aufg'legt.

Drauf sagt dös Ding nit ein' Bissen, sondern thut ein Keuchezer und steht still.

Jesses und Joseph, da hab' ich's d'erkennt — war dös dö selige Maschin', dö ich heunt in der Fabrik um'bracht hab'!!

Des kennt's eng denken, wie mir da war, allein, in der Walpurgisnacht mit so ein'm Spuk. 's Herz hat mir völlig aus 'm Leib heraus wollen vor Angst.

Sagt die Maschin' noch immer so rauh und stoßweis' wie vorher: Fürcht' dich nicht. Thu, was ich dir sag', da hinten an mir hängt ein Kandl mit Oel, schmier mich.

So viel auch meine Händ' zittert haben, was mir jeder

glauben kann, so hab' ich doch die Kandl h'runter g'nommen und hab' halt, so gut ich's troffen hab', das Maschin'gespenst geschmiert.

Und wie's geschmiert war, hat's auf einmal mit milder Stimm' ang'hebt zum reden: Hanns, hat's g'sagt, du warst heut auch einer von dö dummen Simpeln, dö sich nichts G'scheiters z' thun g'wußt hab'n als anderer Leut' Sachen zu ruinieren, und die kein' Respekt haben für das, was von braver Arbeit und rechtschaffenem Studieren in mir liegt! Aber dös verstehts ös net und da muß man stillhalten und sich zerschlagen lassen. Des wollt's halt nit verstehn, nit begreif'n, überhaupt nix lernen, es „glaubt" sich halt so viel leicht und es „weiß" sich halt so viel schwer, und so lang's a so bleibt, geht die ganze Aufklärerei wie a Kindertanz um 'n Maibaum allweil rundum und ohne daß man eng g'scheit machen kann, sag mer eng nur allweil: „Wie ös dumm seids!"

Da sag' ich drauf: Vergelt's Gott, aber dazu brauch' mer kein Maschin', dös sag'n wir uns selber untereinander all' Tag. Ah, so g'scheit sein mir schon, daß mer dumm sein! — Denn wie vorhin der Spuk so freundlich und eindringlich g'red't hat, hab' ich mir a Herz g'faßt g'habt, is mir aber glei wieder abig'ruscht, wie 's Maschin'g'spenst anhebt: Hitzten steig auf mein' Rucken, du mußt mit!

Ich will grad alle Heiligen zu Zeugen anrufen, daß ich seit der Kavallerie kein Roß mehr ang'schaut hab', daß ich Maschin'reiter schon gar keiner bin ...

Aber da stoßt dös Ding fuchtig sein' eisern' Arm in den Stiefel auf der ein' Seiten und draht 's Radl auf der andern, daß der Schwungriem' fliegt.

In Gott's Jesus Nam', hab' ich mir denkt und bin halt aufg'stieg'n, und wie ich sitz', geht's a schon furt, daß mer der Atem und die Sinn' ausgeblieben sein, ich könnt' eng's drum a nit sagen, wohin mich der Malefizspuk g'führt hat.

's war mir aber so, als säß' ich auf 'm höchsten Berg von der Welt, wie er heißt, könnt 's ja 'n Schulmeister frag'n,

g'nug, daß ich drob'n war in der Walpurgisnacht vergangen's Jahr.

Und wie ich so herunterguck' auf dö Welt unter meiner, sagt die Maschin': So ist's jetzt!

Ich schau', da kommen s' daher in ein' langen Zug, Arbeitsleut' aller Art, alle verkrüppelt, bresthaft oder vorzeitig alt und ausgemergelt durch 'n strengen Erwerb, durch die ung'sunde Hantierung, durch Trübsal um ihre alten Täg' — und wie ich so in der Rund' schau', seh' ich die anderen, die noch geschaffen haben, sich hinunterrackern wie die Viecher mit der schweren Arbeit, sich 's Blut vergiften mit Staub, und so Farb', und andere Patzerei'n und wieder völlig z'samm'schrumpfen auf ein' Fleck, von dem s' die Sorg' ums Brot nit weglaßt, nit a wengerl in die frei' Luft, kaum im Jahr amal! Wie ich so das Elend da vor meiner sieh, schlag' ich die Händ' z'samm' und sag: Himmlischer Vater! Du triffst doch allmal die rechte Mischung zwischen Herzload und Herzensfreud', daß 'm Menschen nit z' gut und nit z' übel wird auf der Welt und er 's Leben aushalten kann, denn Uebermaß von ein'm oder 'm andern thut niemal a gut! Wie magst denn a so viel Mühsal auf ein' Fleck z'samm'trag'n?!

Sagt die Maschin': Strapazier dich nit, möcht' der Herr allen Fragern z' G'hör sein, verbrauchert er sein' ganze Ewigkeit zum Antworten. Derweil wir da reden, geht die Welt wieder ihr Ruckerl weiter. Schau lieber, wie's einmal sein wird.

Ich schau' wieder. Is die ganze Welt wie verändert g'wesen, alles, was man denken und sinnen kann, daß nur möglich ist, es rührt der Mensch nit selber mit seine Händ' dran, das haben Maschinen geschaffen, und an den Maschinen sind sie g'standen die neuchen Leut', unverkrüppelt, unverkümmert, schön groß, stark, und hat ihnen die Gesundheit und die G'scheitheit' aus dö Augen g'leucht', ist jeder wie ein König an der Maschin' g'standen, die er gemeistert hat bis aufs letzte Radl.

Und über die Welt war ein großer Arbeitstag mit lauter saubre lustige Arbeitsleut'!

Und wie ich das siech', da hab' ich mich in die Höh' g'streckt und hab' g'juchzt: Juche! Hitzt is 's Brotkörbl nieder, und das sein meine Leut', dö halten doch ein' Puff aus, und so stehn s' mir an!

Und wie ich so schrei', verschwind't dös ganze G'sicht, d'Maschin packt mich wieder auf und setzt mich nachert ab, no ös kennt's ja dös Platzl, enter der Rieslermühl' inmitten vom Hohlweg; und wie's mich da los is, sagt's: Servus!

Ich sag': B'hüt dich Gott und halt halt a sein Wort, Maschin'!

Und fort war s'!

Na also, dös war zu Walpurga vorig's Jahr, und sider der Zeit mag ich kein' Maschin' schief anschau'n, 's thut mir völlig schon um a Lichtschneuzen leid, wann s' a kleiner Bub' verbricht. No, wo is denn der Lehnerferdl hin'kommen, schau, ich hätt' grad g'meint, der wurd' mich gern Lugen strafen mögen! B'hüt Gott miteinander, hitzt muß ich wieder h'nauf nach mein' Steinbruch!

III.

Es war ein abscheuliches Verbrechen, das da draußen, eine Stunde Weges vom Orte, in der einsamen Mühle geschah. Der alte Müller, der darauf saß, war vor Jahren verwitibt und hatte eine junge Magd in Dienst genommen, die ihm sehr gefiel; als er nun merkte, sie werde in gutem ihm nicht zu Willen sein, so brauchte er Gewalt. Es hätte ihm übel bekommen können, wäre die Dirne damals in die Gerichte gegangen, aber was getraut sich so ein armes Geschöpf? Sie demütigte sich vor dem Alten, beschwor ihn um Jesu willen, sie nicht in der Schande zu lassen; das war es, was er haben wollte, er machte sie zu seiner

Müllerin, die Leute fanden das für ganz ausnehmend brav gehandelt und lobten und rühmten ihn, — aber es bekam ihm übler!

Wie sich ein Ding anläßt, so wächst sich's auch aus, was mit Schande, Angst und Heimtücke begann, konnte nicht mit Ehr', Fried' und Offenheit enden. Es kam da ein junger Knecht auf die Mühle, und den mochte die Müllerin leiden. Um ihre Jugend war sie betrogen worden, aber das junge Blut behielt sein Recht. Wohl wußten beide, es war nicht recht, was sie da im geheimen spannen, sie wußten es, gleich wie es anhob, die Müllerin wußte es, als sie dem Burschen zulächelte, und der Bursche wußte es, als er verlegen das Lächeln zurückgab, aber das sah sie doch ganz unschuldig an und man konnte sich ja hüten, aber so blieb es bei jedem Schritte, mit dem sie sich mehr und mehr näher rückten, und zuletzt erschien den beiden selbst das Aergste unverfänglich. Ihre Liebe war freilich nicht wie die anderer Leute, sie durften nicht stolz aufeinander sein, sie mußten darauf achten, daß man nicht merke, wie gut sie einander seien, und daran war nur der Alte schuld, sie hofften, er werde doch bald versterben. Einmal wallfahrte die Müllerin, ein andermal der Knecht nach einem nahen Gnadenorte und baten die Muttergottes, sie möchte sie erlösen, sie beteten — um den Tod eines Menschen!

Aber die Wallfahrer hatten kein Glück, der Alte blieb rüstig und gesund, als sollte er ewig leben.

Das war hart für sie; wie lange sollten sie denn noch warten und harren, um es zu gleichem Ende wie andere Liebesleute führen zu können? Immer unleidlicher ward ihnen der Zwang und das Geheimthun und so fielen sie denn in einer Nacht gemeinschaftlich über den Alten her und ließen nicht ab von ihm, bis er tot war, dann setzten sie die Mühle in Gang — das klapperte plötzlich weithin durch die Stille der Nacht, als wollte er das ruhende Thal aus dem Schlafe schrecken, aber ihnen taugte das Getöse, es ließ sie nicht klar werden über das Geschehene und nicht an

den kommenden Morgen denken. Den Leichnam warfen sie in das kreisende Rad.

Die Sonne, die sie weckte, war eine andere als die alte; was war das für ein abscheuliches Licht, das in alle Winkel spähte, durch jeden Bretterspalt fiel?! Dort stahl es sich durch die verhangenen Fenster in die leere Kammer und ein wirbelnder Streif tanzte über die Polster des Bettes, fand aber nicht, wie sonst, einen Schläfer zu wecken. Wie glitzerte das Wasser am Mühlrade und — o, wer sich hinzuschauen getraut hätte! — wie es den toten Mann mit jeder Umdrehung hervor an das Licht schleifte! Aber da galt kein Säumen, lebendig wird es schon rings im Thale, die Leute werden kommen, daß sie auch kommen müssen, daß doch die Welt diese Nacht über ausgestorben wäre! Was sagen? Was thun?

Die Mühle wurde gestellt, die Müllerin stürzte mit Jammergeschrei, verwirrt und entsetzt in das Thal nach der nächsten Hütte, um den Leuten zuzuschreien, daß heute nacht ihr Mann verunglückt sei.

Aber die Sonne, die böse Sonne mit ihrem aufdringlichen Lichte ging nicht unter, ohne alles an den Tag gebracht zu haben.

Der Mond fand die Mühle leer, dafür sah er dort, fern in der Kreisstadt, als er die Schatten der Gitterstäbe in die Gefängniszellen warf, ein junges Weib mit verweinten Augen und einen Burschen mit stieren, glanzlosen Blicken schlaflos vor sich hinstarren.

Das war eine Aufregung im Orte, als man die beiden festnahm, das wogte ab und zu nach der Unglücksstätte und nach dem Gemeindekotter, wo die Thäter und die Landjäger, die sie zu bewachen hatten, auf eine Fahrgelegenheit warteten, und als schon lange der unbeholfene Leiterwagen über die ausgefahrene Straße dahingepoltert war, standen die Leute noch überlaut redend vor ihren Thüren. Das Gemeindewirtshaus war überfüllt von erregten Gästen, die sich durch den Trunk noch mehr ins Feuer brachten; was

wollte da jeder schon lange gesehen und gehört haben, das ihm bedenklich vorkam? Da war keiner, der es nicht schon früher gemerkt hätte, wie in der Mühle nicht alles richtig gewesen, und schier alle hätten es vorhersagen mögen, daß das kein gutes Ende nehmen könne. Da war keine üble Nachrede, die nicht ihre zustimmenden Hörer gefunden hätte.

Und es war allwege nicht denkbar, daß an dem Weibsbild und dem Burschen jemals ein gutes Haar gewesen wäre, die mußten von Kind auf verderbt und verworfen gewesen sein, waren gar niemal wie andere Leute gewesen, denn rechtschaffenen Leuten — jeder schmeichelte sich zu denselben zu zählen, — könne so eine gräßliche That gar niemals beifallen.

In einem Winkel der Stube trank auch der Steinklopferhanns sein Gläschen und rauchte seine Pfeife, jetzt war sie ihm aber ausgegangen, er klopfte die Asche in derselben an der Tischkante aus und sagte: „Des seids recht christlich — recht christlich!“

„Werd'n wir's doch nicht gegen so Mordgesellen sein sollen?“

„Warum nit,“ sagte Hanns, „wer sich für christlich ausgibt, soll allezeit dabei bleiben und wann ich mich recht besinn', so steht doch geschrieben: Richtet nicht, daß ihr nicht gericht' werd't!“

„Es wird auch kein ehrlicher Christmensch ein'm andern was nachtrag'n, aber so ein Mordgesindel zählt doch nit dazu!“

„War wohl auch a Zeit,“ meinte der Steinklopfer, „wo sie kein Brösel anders waren als eins von uns da!“

„Na, hör auf, Hanns, das is kein Reden, so ein Stück brächt' wohl keiner, wie wir da sein, übers Herz, dazu muß man schon ganz gottverlassen auf die Welt kommen, dazu muß eins schon bestimmt sein.“

„Dann is auch dazu bestimmt, wer heut sich ein' Rausch trinkt! Ihr betet doch alltag paarmal 's Vaterunser und bei

der Rosenkranzandacht schon gar, weiß nit, wie oft, aber wohl weil's unserm Herrgott'n vermeint is, leiert's ös herunter, daß's kein Teuxel versteht, ös selber aber auch nit; sonst möcht' euch doch bei einer Bitt' einleuchten, selb' wär's g'scheiteste Beten, was's jemalen af derer Welt geb'n hat, dö Bitt', was ich mein', heißt: Führe uns nicht in Versuchung! Es is schon so, daß sich einer recht brav halt't, wann ihn kein' Verlockung betrifft, und geht mancher als ehrlicher Mann sein' Weg, weil ihm die Versuchung nie begegnet. Kommt's aber einem über die Quer, so gibt's ein hart' Stück Arbeit, da soll sich keiner aufwerfen und vermeinen, er wüßt', was da aus ihm wurd'; often kommt's ruckweis' und führt 'n Trittl für Trittl, er denkt sich's dabei selber nit aus, wohin. Often kommt's mit ein'mmal und er thut, was er augenblicks drauf nöt für möglich halt't, es wär' sein Thun und hat wohl auch vor kurzer Weil' g'sagt: So a Stück brächt' wohl keiner, wie wir da sein, übers Herz! — 's Menschen-Einwendige muß mer kennen, heißt, mer muß sich sagen, mer kennt's eigentlich net, dann is mer fein ganz b'scheiden ruhig und find't a Mitleid auch mit dö*), wo man nit meint, sie verdienen's, die's aber z'notwendigst brauchen, soll's mal mit dö besseren Zeiten anheb'n, wo man von Kind auf schon der Leidenschaftlichkeit ausbeugen und 's G'scheitsein lernt und statt: sei fromm, sagt: sei brav!"

„Hört's 'n Steinklopfer! der hat wieder a neu' Evangeli in' Kopf."

„Is eh' a rechter Heiland, nimmt Eh'brecher und Mörder in Schutz!"

„In Schutz nehm' ich's nit," sprach Hanns, „daß ich etwa saget, es wär' recht, aber ich sag', einstmal war'n's net andere Menschen wie wir und wann's uns dö gleichen Weg führet wie sie, möcht' wohl keiner sagen können, ob er heut nit da stünd' wo die zwei!"

*) Dö = die, denen.

„Ah, selb' kann man wohl sag'n, was man nie wurd' im stand sein," riefen etliche junge Burschen.

„Na," lachte verschmitzt der Steinklopfer, „mir sieht mer's wohl auch nit an, noch hätt' ich's selber g'laubt, aber doch hätt' ich bald ein' um'bracht."

„Geh zu — was d' sagst!"

„Na wohl, war's a so."

„Verzähl — verzähl!" Alles rückte zu.

„Na lost's*) zu. Verzähl' ich's halt."

4. Die Versuchung.

Bald is's gar nimmer wahr, so lang ist's her, aber ich besinn' mich noch, es war ein schöner Herbsttag g'wesen, mir hat er aber nit zu Sinn woll'n, denn damal is's mir grad grimmig schlecht gegangen, was braucht mir auch d'Sunn' so freundlich in' leeren Sack und in' hungrigen Magen z' scheinen, hab' ich mir denkt, was hab' ich davon? Is a boshaftig's Ding! Die Rauch' hab'n mich geärgert, die aus die Schornstein' gradauf g'stieg'n sein, 's Obst af dö Bäum' — mein war's net — und af der G'meinwiesen hätt' ich mögen 's ganze Gras ausreuten, na, ich war ja kein' Kuh, daß ich's hätt' mögen fressen. Teufi h'nein!

Ich war froh, wie die Sonn' ein' Anstalt macht zum Untergehn und bin noch fort ins Gebirg, bin durch Schluchten ang'stieg'n, daß ich vor ihre letzten Lichter sicher bin, bis 's Monad**) 'raufkimmt, was nit so aufdringlich is mit sein Licht.

Wie ich später so forttapp', denn 's sakrische Mondschein is hinter dö Wolken blieb'n, riegelt sich was in der Finstern, kommt hervor aus 'm Schatten und steht a schmächtig's Bürschel vor mir, so wie man's sieht auf der Wanderschaft.

*) Zulosen = zuhören.
**) 's Monad = der Mond.

Er fragt nach 'm Ort, was überm Berg enten liegt, G'scheiter's wußt' ich mir grad nit zu thun, denk' ich mir, führst ihn bis hin, vielleicht zahlt er dir dafür doch a Glasl Wein.

Sag' ich also zu ihm, wann's ihm recht wär', könnten wir ein' Weg gehn, ich selbst möcht' nach Tappenthal.

Er steht, schaut mich eine Weil' an, auf einmal sagt er, es wär' ihm lieber, ich gäbet ihm die Weisung, daß er sich allein hinfinden könnt'.

Ahan, denk' ich, selb' is a notiger Kerl, der fürcht' sich z'weg'n einer klein' Derkenntlichkeit und sag' deswegen zu ihm: Ich steh' af nix nöt an, ich führ' eng schon umsonst.

Da sagt das Bürschel ganz wegwerferisch: Ich hab' eng gebeten, mir 'n Weg z' beschreiben, wollt's net, so such' ich mir 'n halt selber.

Auf dös sag' ich nöt freundlich: Na, na, wo ich z'wider bin, bring' ich mich nöt auf! — Weis' ihm die Steig', sag', von da geht's a so und von dort a so nach Tappenthal zu, halt, daß er nit irr' geht, dreh' mich dann um und b'hüt Gott!

No gibt er mir dö Hand, bedankt sich recht schön und meint, ich söllt's ihm nöt in Uebel aufnehmen, aber er wär' noch in tausend Angst und Schrecken.

U mein und wie er das sagt, schau' ich ihm ins G'sicht, er war käs'weiß.

Je, je, lieber Herr, sag' ich, was is eng denn zug'stoßen?

No erzählt er mir, es hätt' sich ihm heut auf 'm Weg a wilder Kerl ang'schlossen, der wär' schon 'm Anschau'n nach zum fürchten und nit von der Seit' z' bringen g'west, wie's aber in finstern Wald kämma, fallt der Kerl über ihn her und wann nöt a alte Holzklauberin dahertappt und zum schreien und zettern anhebt, wer weiß, was g'schehn wär'! Nöt gar weit von da und vor a klein' Halb'nstund' hätt' sich dös zutrag'n. Selb' hätt 'n ganz scheu und verzagt g'macht, er wußt' sich kaum aus in sein Sinn, gern möcht' er allein gehn, doch noch lieber mit ein' ehrlichen Menschen.

No, sag' ich, da seid's schon recht, ich bin, soweit ich warm bin, a ehrlicher Kerl, von was nit mein war, hon ich all mein Lebtag nit was schwarz unterm Nagel is weg-g'nomma!

Jo, lacht er, freilich, um was schwarz unterm Nagel is, zahlt sich's net aus, in der Weis' steckt die ganze Welt voll lauter ehrliche Leut', aber wann's mehr gilt, da probiert sich dö Ehrlichkeit.

Kreuzsakra, sag' ich, nöt um 'n Kaiser sein G'schloß that ich a Schlechtigkeit.

Glaub's wohl, meint er, a G'schloß kann mer halt wieder net leicht in' Sack schieb'n, was z' g'ring is, oder was einer nit aufheb'n mag*), laßt a jeder lieg'n, um z' wenig und z' viel belobt sich a jed's der Enthaltsamkeit von fremdem Gut, aber, mein lieber Hanns (ich wußt wahrhaftig net, woher er mein' Nam' g'wußt hat, aber g'nennt hat er 'n), mein lieber Hanns, es is ganz a andere Sach', wann's um a schwermächtig Stück Geld hergang' und dös kunnt eins nehma und war sicher vor Klagen und Fragen und wußt kein' lebendige Seel' drum.

Na, na, sag' ich, ehrlich währt am längsten und wann's wollts, ich soll weiter noch mit eng gehn, so thut's ein' andern Dischkurs anheb'n, sonst müßt' ich frei glaub'n, ös halts mich net für besser wie den Schubjak, der eng vorhin hat ausraub'n wöll'n.

Ah, sagt das Bürschel und lacht dabei so spöttig, daß ich ihm hätt' eins versetzen mög'n. Ah, beileib', Hanns, ich weiß schon, du bist a ganz a andrer Mann. Uebrigens is 's a Glück für mich, daß der Rauber von vorhin sich wohl auch denkt hat, es zahlt sich net aus, hätt' er g'wüßt, was ich weiß, ich mein', er wär' dabei 'blieb'n und hätt' mich und dö alte Holzklauberin spediert.

---

*) Mögen, im Sinne von vermag, daher die komischen Mißverständnisse, wenn einem Hochdeutschen gegenüber ein Bauer erklärt: I mag nit, was aber heißt: Ich vermag es nicht.

No, was is's denn nachher, was ös wißts? brumm' ich, daß ich nur was red', obgleich ich von dem dummen Dischkurs gern los'kommen wär', aber ich mag net so z'neben ein' hertorkeln und mein' Gedanken nachhänga.

No, sagt er, was ich bei mir führ', wär' schon ein' Mord und ein' Totschlag wert g'wesen. Was meinst?

Was weiß denn ich, um was sich ein Mord und Totschlag auszahlt, schrei' ich, glaubt 's, ich bin a g'lernter Rauber?

Na, sagt er, Hanns, a dreißigtausend Gulden sein doch a Geld!

Dreißigtausend Gulden! Liebe Leut', wie er dös sagt, is mer völlig schwindlich word'n, denkt's, so viel Geld und ich nöt ein Groschen im Sack, auch kein' Aussicht für morg'n oder übermorg'n und noch weiter, daß ich zu a bissel was komm'.

Dreißigtausend Gulden, sagt er, und alles in kleine Bankanoten, was sich leicht verzetteln lassen und wo kein' Frag' is, wie kommst dazu?

Bei der Red' kommen wir über 'n hochen Kamm, der Weg is kaum für zwei, turmhoch, steilauf steigen da die Felsen übers Thal an; dort bleib'n wir a Weil' stehen, denn das Bürschel schnappt a wen'g nach Luft, dann hebt er wieder an:

Dreißigtausend Gulden, Hanns, kein groß's Papier dabei, wo dich der Kramer oder der Wirt drum groß anschaut; langsam, wann Jahr drüber hin'gangen sein, kann mer's nach und nach zum Vorschein bringen, mer gewinnt in kleine Händel, es wird mehr und mehr, dö Leut' können ein'm doch nit jeden Posten nachrechnen, auf einmal, alle Welt muß meinen, es is mit rechten Dingen zu'gangen, sitzt mer af ein Bauerngut, kujoniert sein G'sind, is wer und stellt was vor, hat Gründ' und Liegenschaften, Geld im Kasten; all dös, was kost's? Ein Griff nach meiner Taschen und ein' Ruck, daß ich da h'nunterflieg — und morgen is weiter kein Reden drüber, als daß a armer Handwerksbursch verunglückt is.

Höllteufel, verfluchter! schrei ich auf.

Da lacht er und sagt: Und wann d' noch weiter wüßt'st, Hanns, das Geld alles hon ich noch dazu selber g'stohl'n; ich bin in einer großen Handlung g'west, da is's mir g'lungen. Wär' doch a Narr, der in die Gericht' rennet, kann er mich doch selber b'strafen und fand' mer mich morg'n da unt' lieg'n und d'erkennet mich auch, mer denket, ich hätt' all dös Geld sauber durch'bracht.

Du elendiger Dieb, schrei ich, du hast Lohn und alles g'habt, ich hab' nix, gar nix als 's nackete Leb'n, teil dein g'stohlen's Gut mit mir, oder —

Kein' Red', sagt er, alles oder nix is mein' Wahl!

Da hab' ich mich nimmer ausg'wüßt, der Teuxel hat mich bei jedem Haar g'habt, — kein' Seel' weiß's, was du thust, — es kann gar nit aufkommen, — Liegenschaften, — Geld im Kasten, — bist wer, auf Lebzeit geborgen —! Das geht mer durch 'n Kopf wie a Spinnradl schnell. Alsdann nix, schrei' ich und stürz' mich af ihn, reiß' ihm die Taschen weg und gib ihm gleichzeitig ein' Renner.

Da lacht er wie der leibige Teuxel auf, und nöt wie a anderer Mensch kopfüber abisaust, langsam, ganz langsam wie a Federn fallt er hinunter und dabei lacht er fort und fort und schreit: Hanns, du ehrlicher Mann, du! Und unten fallt er schwer auf und nochmal hör' ich von unt' ganz tief, wie aus der Höll' auffer, sein' Lacher: Hanns, du ehrlicher Mann, du!

Ich schrei' aber auf: Jesses und Joseph! und fall' — aus 'm Bett.

„No is's halt wieder a Traum g'west," sagten die Zuhörer.

Hanns zwinkerte mit den Augen. „Als a Wacher bracht ich ja kein Hendel um*), freilich war's a Traum, aber Leuteln, es is mir lieb g'west, daß's nix Wirklich's war, und

*) Als ein Wacher, d. i. wachend brächte ich ja kein Huhn um.

ich mein', es därf jedem lieb sein, er hätt' an meiner Stell' auch nur 'träumt."

„No und was beweist dös af dös Heutige?" fragte ein junger Bursche.

„Die Müllerin und der Knecht," sagte der Steinklopfer, „dös sein verlorene Leut', laßt's dö Richter mit dö fertig werd'n, sein wir froh, daß wir froh sein könna, aber überheb'n mer uns net; freu'n mer uns, daß wir g'sund sein, sorg'n wir allfort für die G'sundheit von Leib und Seel', aber vergessen wir nöt, daß doch unser jeden ein Uebel anfall'n kann, und sollt' uns vor ein Siechtum auch grausen, so dürf'n mer doch mit dö Kranken a Barmherzigkeit hab'n."

IV.

Weit außerm Ort in einer armseligen Hütte, die an eine Felswand angebaut war, und so recht bescheidentlich ihrem Erbauer die Errichtung einer vierten Mauer erspart hatte, wohnte der alte Lehnerfranzl und führte ein recht beschauliches Leben. Wie lange schon? Je nun, böse Leute im Ort — es gibt aber doch überall böse Leute! — meinten, gar so lange wäre das nicht her. Eben diese bösen Leute behaupteten, daß sein Sohn, der Ferdl, dem Vater völlig nachgerate; der sei einmal gerade so ein Raufbold und Störenfried gewesen, hätte seiner Zeit gleich tief in das Glas geguckt, wie derzeit sein Junge und hätte es auch gern mit den Dirnen gehabt, wenn eine so unvorsichtig war, ihm den kleinen Finger zu zeigen, so nahm er gleich die ganze Hand; aber das wäre nicht so schlimm gewesen, die ehrlichsten Burschen halten ja um die Hand ihrer Mädeln an, aber er nahm etwas mehr, und ließ dann die Hand der Betrogenen fahren und diese mußte recht froh sein, wenn sich später noch ein gutmütiger Bursche fand, der nicht nachfragte, was der Lehnerfranzl etwa vorweggenommen. Wollte man den bösen Leuten alles glauben, so kannten die Jägerburschen gar gut auch den

„Wilderer“ Lehnerfranzl, der aber stets so gerieben war, der Ehre einer gar zu nahen Bekanntschaft auszuweichen und sich nie erwischen ließ.

Aber da kam denn die Zeit, wo der bisher im Rufe der Unbezwinglichkeit Stehende nicht mehr gefürchtet wurde, wo man ihn spottweise schon fragte, „in welches Eck er geschupft sein wolle, und ob er lieber rücklings oder kopfüber dorthin fiele“. Und — o Schmerz — man stellte nicht nur diese beleidigenden Anfragen, sondern man löste auch die in drohendst abweisendem Tone erteilten Aufgaben auf das glücklichste, „prompt und billig“, wie die Kaufleute sagen.

Ja, es kam die Zeit, wo ihn ein Trunk über den Durst zum Gespötte der Jungen machte und wo die willigsten Dirnen des Kirchspiels nimmer den kleinsten Finger ihm reichten, sondern — einem andern. Eine Zeit, wo sein Auge nicht mehr scharf auslugen und sein Arm nimmer gehorchen wollte, je nun, gar so lange war das nicht her, aber seit dieser Zeit war ihm die Beschaulichkeit eingeschossen, und seit es auf dieser Welt nicht mehr recht mit ihm fort wollte, verlegte er sich auf das „andere Leben“ und da er nicht zweifelte, dort in Gnaden angenommen zu werden, natürlich auf die „ewige Seligkeit“.

Sonderlich ist's schon, daß Leute, die oft für die Welt zu schlecht, oder wenigstens zum übelsten Beispiel waren, sich noch immer gut genug für den lieben Gott halten; oder daß andere, so unverträglich und grillenhaft, daß kein Mensch ihrer begehren möchte, sich in ein Kloster versperren, zur „himmlischen Brautschaft“. Nur soll nicht damit gesagt sein, daß nicht in letztgenannten Mauern manch Herz Zuflucht gesucht, dem in all seinem Hoffen und Träumen die Welt nicht Wort gehalten hat, aber kommt die entsagende Demut wohl da zu dem gleichen Gespann, wenn sie zur geistlichen Hochfahrt kommt?

Ich möchte wohl ein solches Herz fragen, aber es würde schweigen und — brechen.

Aber der Lehnerfranzl schwieg nicht von allen den Herrlichkeiten, deren er sich sicher glaubte; er besuchte fleißig die Kirche, er las in allen Büchern, deren er habhaft werden konnte und in denen etwas stand vom „lieben Himmelreich“, und schließlich wußte er jedem, der es Lust zu hören hatte, mehr davon zu sagen, als selbst der Herr Pfarrer.

Nun geht es aber noch sonderlicher zu auf der Welt, weiß nicht, woher es kommt, aber es ist einmal so, das läßt sich nicht abstreiten; wie einer einmal seinen Himmel sich recht sauber erbaut und ausgezimmert hat, da leidet es ihn nimmer allein drin und wär' der Himmel auch so schmal geraten, daß er nur einen Bettgeher darinnen aufzunehmen vermöchte, so wird er wenigstens den suchen. Größere Etablissements werden natürlich mit mehr Komfort und größerem Belegraum ausgestattet und gibt es da auch mehr Thürsteher und Ordnungsmacher. Nun weiß man zwar wieder nicht, woher das kommt, aber es ist einmal so, gleichwie der Mensch nicht gerne allein ist, nicht einmal im Himmel, so ist es auch ein menschliches Gefühl, daß ein jeder auf seine Kosten kommen will, und ist er erst einig, daß er etwas von seinem Himmelreich zu vermieten gedenkt, so kommt er auch auf einen gewissen Tarifsatz und so viel kostet dann der mit Wolken gepolsterte Sitz und so viel der ordinäre Stuhl. Und nun wird jeder eingeladen, sich das Himmelreich zu betrachten und einzutreten; soweit wäre alles gut, aber, wie gesagt, jeder will auf seine Kosten kommen und da wird einer nicht lange gefragt: Willst du ins Himmelreich? Nein, da heißt es: Du mußt in das Himmelreich und das ist vom Uebel.

Es ist recht nutzbringend auf dieser Welt, daß der Mensch aus allem, was man weiß und wissen kann, seinen Vorteil zieht und daher seinen Beruf nimmt, vom Arzt bis zum Hundedoktor, vom Forstmann bis zum Holzfäller, vom Bergmann bis zum Steinklopfer, vom Maschinisten bis zum Rastelbinder, ja vom Chemiker bis zum Lumpensammler u. s. w.,

aber daß der Mensch auch Vorteil aus dem zieht, was man nicht weiß und wissen kann, das ist mehr scharfsinnig als nutzbringend und war von jeher mehr betrübend als erfreulich.

Was soll mit dem allem gesagt sein? Wenn's so ist, man weiß zwar nicht warum, aber es läßt sich einmal nicht abstreiten, daß jeder, der sich mit dem Himmel abgibt, zugleich ein kleines irdisches Unternehmen damit verbindet, so wird doch nicht der alte Lehnerfranzl eine himmlische Kleinkrämerei betreiben?!

Und warum nicht? Jeder in seiner Art. Da war im Orte eine Bäuerin, gehörte als Dirndl auch zu denen, welche dem Lehnerfranzl den kleinen Finger gezeigt; der war es so gut geworden, einen gutmütigen Burschen zu finden, der sie heimführte, und das mußte man der Baltzerliese nachsagen, sie ist ein braves Weib geworden, und er hat's bis auf seine letzte Stund' nicht bereut, daß er sie genommen hat. Seine letzte Stund' war aber vor kurzem, kaum drei Monate her, und so war sie Witwe geworden.

Schlimmer noch war's, daß sie, obwohl die Ehe lange Jahr' unfruchtbar blieb, zuletzt vor sechs Monaten niederkam — bei ihrem Alter wohl das erste und letzte Kind — und jetzt mit dem armen Würmlein verlassen in der Welt stand.

Das arme Kind, das ohnedies etwas zu spät für die Mutter zur Welt kam, kam also auch zur schlimmsten Zeit. Die Bäuerin hatte keine Augen für ihr Glück, keine Hände, zu schaffen für das kleine Ding. Sie brauchte die Augen zum Weinen, die Hände zum Ringen, und als man ihr Trost zusprach von allen Seiten, da hob sie Augen und Hände zum Himmel, gedachte des Seligen, und wenn ja einer sie auf das arme, verlassene, verwahrloste Kind aufmerksam machte, da sagte sie: „Der arme Wurm! Ich kann ihm wenig mehr helfen, denn ich werde bald hinaufgehn zu meinem Jakob in das himmlische Reich, hier bin ich zu nichts mehr nütze."

Das war gewiß recht fromm gesprochen, aber die Leute ärgerten sich darüber. Und wenn mich einer fragen würde, so würde ich sagen: Gott hatte gewiß seine Freude an diesem Aerger.

Indessen verwahrloste das arme Kind und nebenbei die kleine, aber doch einträgliche Wirtschaft, die Leute waren geärgert und zogen sich ohne weiteres Zureden zurück und das war wieder nicht gut gethan von den Leuten. Nur einer kam jetzt in das Haus, erst ein paarmal in der Woche, dann Tag für Tag, der alte Lehnerfranzl.

Wär' sonst zu einer Witwe im Ort ein früherer Liebhaber so häufig auf Besuch gekommen, die Leute hätten das gewiß recht sündlich und schandbar gefunden, aber da beide über die Jahre der „Löffelei“ hinaus waren, so dachte man allgemein, die Bäuerin würde dadurch auf andere Gedanken kommen, man wollte es selbst dem alten Lehnerfranzl gönnen, wenn er mit ihr die Wirtschaft erheiratete uno rechtschaffen darauf hausen und arbeiten wollte und das alles, damit es mit dem armen Kinde anders würde. Was doch so ein klein unschuldig' Ding über alle Lästermäuler vermag! Und wie die „bösen Leute“ oft gut sind, wenn sich's nur der Mühe lohnt.

Aber dem alten Lehnerfranzl Arbeit zuzumuten, das war wohl ein wenig zu weit gegangen, ihr lieben Leute! Er kam ja nur, weil er hörte, daß sie so gottseliger Gesinnung geworden sei und bald da hinaufgehen wollte zu ihrem seligen Jakob in das himmlische Reich, und da er da oben so gut Bescheid wußte, so wollte er sie nicht ohne Weisung lassen. So kam er denn in der ersten Woche ein paarmal zu plaudern vom himmlischen Reich und nebstbei etwas Kuchen zu essen und ein Gläschen Wein zu trinken. Und als er sah, daß seine Gespräche Beifall fanden, daß er als „Wegweiser in das neue Jerusalem“ bereits unentbehrlich geworden war, da kam er alle Tag', um die einzelnen Stationen der großen Reise eingehend durchzusprechen und — — sich ausfüttern zu lassen. So gut war es ihm schon lange nicht geworden,

aber daß sich alles aufzehrt, wo nichts gearbeitet wird, daß er's einer Witwe und einer Waise von der Schüssel fräße und der Tag nahezu vorher zu bestimmen war, wo er mit einem heuchlerischen „Vergelt's Gott" von der leeren Schüssel weggehen würde auf Nimmerwiederkehr, und wie dann die Schüssel allnächster Tage leer bleiben würde und Mutter und Kind hungernd davor sitzen würden, das bekümmerte ihn wenig, oder, wenn wir ihm viel Ehre anthun wollen, das vergaß er über dem frommen Eifer gottseliger Gespräch- und Gebetstunden!

Nun war den Leuten die Geduld gerissen, sie hatten einmal ausnahmsweise, wie sie meinten, Gnade für Recht ergehen lassen — hatten das Bessere über ihre Nebenmenschen gedacht und gesprochen und sahen sich jetzt getäuscht. Sie schämten sich förmlich ihres guten Herzens, nannten es eine Schwachheit, und wurden, wie es in solchen Fällen geht, ärger wie je, ja einige verschworen es sogar im stillen: Einmal gut gewesen und nie wieder.

Aber hoffentlich werden sie alle wieder einmal eidbrüchig und dann sollen die lieben Englein, was ich ihnen sonst immer, der braven Leute auf Erden wegen, nur höchst ungern gestattet habe, über einen von ihnen mehr Freude haben dürfen als über neunundneunzig Gerechte, und ich will selbst mitthun, wenn sie mich früher unterweisen wollen, wie sich Engel freuen.

Jetzt aber war der Teufel los an allen Enden und Ecken, die Wirtschaft wurde mit den unsaubersten Namen belegt, die Gespräch- und Betstunden in ihrer „Gottseligkeit" arg beanstandet, die Bäuerin alles, nur keine brave Frau, und der Lehnerfranzl dafür alles geheißen, was sich an wortreichen Zusammensetzungen haarsträubender Eigenschaften ersinnen ließ.

Dieses Gewitter mit seinem vernichtenden Grollen und zornigen Aufleuchten konnte nicht unbemerkt über dem Haupte der Bäuerin wegziehen, und als der Lehnerfranzl, der für derlei eine härtere Haut hatte, zunächst zu einer Gespräch-

stund' wieder bei ihr einsprach, fand er sie mit verweinten Augen auf ihrem Stuhle und zugleich zu seinem Mißvergnügen den Steinklopferhanns, den „Ketzer und Spöttler", neben ihr sitzen.

„Grüß Gott . . . miteinander!" sagte der Fromme mit einem aufrichtig bösen Seitenblick auf den unerwarteten Gast; dann sah er sich in der Stube um, da mußte etwas vorgegangen sein! — Da war ja aufgeräumt, und auch das Kind in der Wiege sah so frisch darein, das war offenbar einmal nach langer Zeit wieder gewaschen und gestriegelt worden, und die Bäuerin sah auch nicht so versudelt aus, hatte wenigstens in der Eil' einen reinen Rock übergeworfen und sich die wirren Haare glatt gestrichen; war da der „Geist der Eitelkeit der Welt" wieder eingezogen? Dann ade, du lieb' Himmelreich und ade, du schon so hübsch angewohnte tägliche Atzung samt dem erfreulichen Tröpfchen Wein!

Der Fromme that einen wehmütigen Seufzer.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wie das Zorn- und Schimpfgewitter gerade im Ort am ärgsten tobte, kam auch der Steinklopfer wieder einmal des Weges daher und mußte sich, da er sich früher nicht darum bekümmert hatte, die ganze Sachlage vorschimpfen lassen. Das Schicksal des armen Weibes ging ihm nah, er und ihr verstorbener Mann mochten einander gut leiden und bei sich dacht' er, getröst' ist sie word'n, erbaut ist sie word'n und nix genutzt hat's, gelacht hat sie aber noch nicht!

Und so sann er hin und her, wie er's anstellen möchte, ihr zu helfen, verfiel aber auf nichts Rechtes. „Blitz, Dunnerstreich," sagte er, „zersinnt sich einer, kommt er erst recht auf nix. Da faß' ich lieber grad an; hab' ich sie nur so weit, daß sie mir lacht, so ist's richtig, ein lachendes Gesicht vor mir verspart alle Müh', da fällt mir 's närrischste und richtigste Zeug ein." So ging er schnurstracks vor die Hütte der Witwe, klopfte an und trat ein.

Ein Blick zeigte ihm die ganze Schmutzfinkwirtschaft, die dort eingerissen war.

„Grüß dich Gott, Baltzerlies," sagte er, „einmal, hab' ich mir denkt, müßt' ich dich doch heimsuchen."

Sagte sie: „'s ist schön von dir, Steinklopfer, daß d' dich auch einmal umschaust, mein Alter hat noch die letzte Zeit oft von dir g'red't."

Sagt der Hanns drauf: „Gott tröst' ihn, dös freut mich, mir hab'n uns allzeit gut z'samm' vertrag'n."

Drauf fangt die Bäuerin zum Weinen an. „Daß d' heut kommst," hat s' unter Schluchzen vor'bracht, „das zeigt, daß d' mir Freund gesinnt bist. O, mein Gott, mein Gott, was s' über mich für Reden führ'n . . ."

„Wenn nur nix Wahr's dran ist," tröst' sie der Steinklopfer.

„Kein Tipferl," sagt sie und legt die Hand aufs Herz, „aber völlig verfeinden thut sich jeder mit die Leut', der mit mir red't — und doch bist zu mir kommen, vergelt dir's Gott. Sag aber, Hanns, was halt'st denn dein Hut in der Luft und legst ihn nit af 'n Tisch und was setzt dich denn nit nieder?"

„Na, weißt Bäuerin," sagt der Hanns, „viel is an mein' Hut net z' ruinieren, aber mutwillig riskier' ich 'n doch nit und leg 'n do in den Schmier h'nein."

Da hat die Bäuerin kein Wörtel g'sagt, is rot worden und hat mit ihrem Vortuch die Tischplatte sauber abg'wischt.

„Leicht möch'st mir 'n Sessel a a bissel abstaub'n," sagt der Hanns.

Die Bäuerin thut auch das und der Steinklopfer setzt sich und wie er sitzt, so fahrt er so mit 'm Fuß über 'n unsaubern Stubenboden, da is gleich der Staub aufg'flogen und der Mist hat unter seinen Sohlen geknistert. „Ich siech schon," sagte er, „du bist heut noch nit zum Auskehr'n kommen, laß dich nit aufhalten, derweil d' mit 'm Besen hantierst, können wir ak'rat so gut reden, als ob d' neben meiner sitzest."

Da holt die Bäuerin den Besen und kehrt aus.

„No," sagt der Hanns, „was du riegelsam bist, du zeppelst um wie a jung's Reh, nimmt man dich von rückwärts, könnt' man glauben, d' jüngst' Dirn' schwänzelt durch die Stub'n." Da war's der Bäurin doch, trotz aller Kümmernis, als müßt' sie ganz still vor sich hinlachen, aber sie unterdrückt's und sagt: „Du bist a narrischer Ding."

„Dös sag'n eh' dö mehrern," sagt der Steinklopfer. „Aber, Liesl, mein' Treu', du warst allmal a rechte Schafferin, selb' hat dir a dein Mann bei Lebzeiten viel tausendmal nachg'sagt und dich drum belobt und wie er kein' zweite hätt' finden können, die ihm 's Seine so z'samm'halt'. Drum hat er wohl a in Frieden seine Augen zu'than, wenn er gleich sein arm's Waserl da z'rucklassen mußt', denn du wirst ihm nix verwirten, ehender bleibt ihm amal mehr, als der Vater hinterlassen hat."

Da war der Bäuerin, als ging ihr ein schneidiges Messer durch die Brust. „Jesses und Joseph," sagt s', „na, na, Steinklopfer, er is zur Unzeit versturb'n, ich taug' auf derer Welt zu nix mehr."

„War nit übel," sagt der Hanns. Wie er aber das desperate Gesicht der Bäuerin sieht, denkt er, da mußt umsatteln, sonst kommst vor Traurigkeit selber nit auf. Sagt er: „Aber sag mal, Bäu'rin, wo hast denn dein Klein's, möcht' doch sehn, ob's dem Selig'n a weng gleichschaut."

Da schaut ihn die Bäuerin groß an. „Aber z'neben deiner steht ja die Wieg'n, wo's drein schlaft."

„Jesses, Jesses!" sagt der Steinklopfer und bückt sich tief herab, wie einer, der nicht weiß, ob er seinen Augen trauen darf. „Das wär's? Ich hab' schon lang sinniert, was das sein möcht', und hitzt is dös dein Kind! Möch'st es nit a bissel säubern, daß man's anschau'n kann?"

Da hat die Bäuerin erst ein trotziges Gesicht gemacht, dann hat sie gesagt: „Du schaffst aber heut viel an in meiner Hütten!"

„Gang mir a schwer, wann ich's in der meinigen sollt'," lacht der Steinklopfer. „Weil wir aber grad dabei sein,

möch'st mir nit a Glasel Kornbranntwein schenken, a bissel Herzstärkung kunnt' ein'm net schaden, du hast wohl lang 's Kleine verabsäumt und dös hat sich nit brav aufg'führt, es riegelt ein'm d'Seel auf."

Jetzt ist die Bäuerin ernstlich bös worden. „Wann d' mich bloß heimsuchst, daß d' mich h'runtermachst, wär' mir glei' lieber, du warst nit kommen."

Sagt der Hanns drauf: „Begehr nit auf, gib mir mein' Herzstärkung, so mach' ich dir a Kindsdirn' und wasch' dir 's Kleine."

Drauf hat die Bäuerin wieder lachen müssen und wie sich der Hanns dann nach der Herzstärkung übers Kind hermacht und hat's waschen wollen, wie man ein' Holzkübel scheuert, und wie das gründlich bös geworden ist und gegreint und gestrampft hat und wie ihm der Hanns wieder zugeredet hat mit dem Spruch vom seligen Vater: Ob d' haltst oder net! da hat die Bäuerin doch lachen müssen und ganz laut noch dazu; völlig erschrocken ist sie darüber und hat um sich geschaut, ob es niemand hört, aber das Kind hat sie dem Steinklopfer aus seinen Fängen genommen und hat's selbst gewaschen und wie das bei der Mutter war und der Steinklopfer hat ihm immer im Spaß gedroht, daß er wieder mit dem Striegel käm', da hat das Kind gelacht wie toll und die Mutter hat gelacht und der Steinklopfer hat die närrischsten Gesichter nach beiden geschnitten.

Und wie das abgethan war, da hat der Steinklopfer sich im Zimmer umgeschaut, hat gesagt: „Na, hitzt sieht's doch brav und manierlich aus und braucht sich kein anständiger Besuch zu beklagen, wenn d' jetzt noch ein' saubern Rock überwerfen und a bissel Ordnung mit deine Haar machen möch'st, — denn du tragst a Frisur, Bäu'rin, wie die Sunn' im Kalender aufg'mal'n is — so hätt'st mir alle Ehr' an'than, und ich wär' z'frieden."

Nachdem auch das geschehen, sagte der Hanns: „Na, so meint man doch wieder, man ist bei eng wie vorzeit und kunnt' der Jakob — Gott tröst 'n — glei' bei der Thür h'rein

kommen und sag'n: „Heim sein mir wieder, ob's halt' oder net.“

„Jo, mein armer Jakob!“ sagt die Bäuerin, und wie sie und der Steinklopfer wieder niedersitzen: „Jetzt red aber von was G'scheiten!“

„Ja, ja,“ sagt der, meint aber, 's wär ihm lieber von allem andern eher zu reden, als was etwa die Bäu'rin g'scheit nennt.

Und all' zwei sind lang still gesessen und gerad zur Zeit ist die Thür aufgegangen und der Fromme ist hereingekommen.

„Grüß Gott . . . miteinander!“

„Auch so viel,“ hat der Steinklopfer g'sagt und hat den Willkomm' recht ehrlich gemeint, denn mehr zur Rechtzeit hätt' ihm keiner kommen können und kein Erwünschterer schon gar nicht als der alte Lehnerfranzl.

Da hat der Fromme wehmütig geseufzt; warum, haben wir vorhin gehört. Dann aber ist er zornig worden und hat barsch den Steinklopfer gefragt: „Was machst denn du da?“

„Bissel Ordnung!“ hat der gesagt.

„Geh zu denen, die dich rufen,“ hat der Alte drauf gesagt.

Und drauf der Steinklopfer: „Grad dö mich brauchen, rufen mich oft nöt.“

Mittlerweil' war die Witib wieder melancholisch worden und hat sich jetzt ins Mittel gelegt. „Wartelt's nit miteinander,“ hat sie gesagt, „ös seids mir all' zwei lieb und wert, mein Seliger war immer mit 'm Hanns gut, du (den Lehnerfranzl hat sie gemeint) darfst mer 'n nit in mein' Haus verunehr'n. Er is a billiger Mon, und wenn ich dich bitt', du sollst mir vom ewigen Leben was d'erzählen, so kennt er schon a a Art und hört manierli zu.“

Der Lehnerfranzl warf einen Blick, der besagte, daß er das sehr bezweifle, auf den Steinklopfer, schüttelte den Kopf und sagte: „Und spott halt, und spott nachher!“

„Nachher, möglich, aber a erst nachher. Fang nur an, beim wievieltesten Himmel seid's denn letzthin stehn blieb'n?" so sagte der Steinklopfer und lehnte sich in seinen Sessel zurück.

Der alte Lehnerfranzl faltete die Hände, blickte salbungsvoll zu den Balken auf, die querüber an der Decke der Stube hinliefen, und verfiel in tiefes Nachsinnen.

Er dachte aber in diesem Augenblicke nicht an das Himmelreich, sondern nur, wie er den Steinklopfer wegbringen möchte, und da hatte er einen frommen Wunsch, der mehr an das Gegenreich der Seligen gerichtet war, daß nämlich jenen der Teufel holen möchte, natürlich mit Zulassung Gottes.

Der Steinklopfer aber war im Innern von den freundschaftlichen Gesinnungen des Lehnerfranzl ganz durchdrungen, und wurde durch den stillen verzweiflungsvollen Aerger desselben in die heiterste Laune versetzt. Er fing an, sich höchst bedenklich hinter dem Ohr zu krauen, faltete gleichfalls die Hände und sah ebenfalls salbungsvoll in die Luft und sagte in dieser Stellung: „Lehnerfranzl, sag mir einmal, um welche Zeit herum hast denn du die letzten Nachrichten aus 'm Himmel kriegt?"

Keine Antwort.

Der Steinklopfer aber fuhr, ohne sich zu rühren, fort: „Weißt, ich möcht' nicht gern, daß einer wider Wissen und Willen die Leut' irrführt und Sachen sagt, wo er freilich selbst nicht weiß, daß sie schon lang nimmer wahr sein. Von was für ein' Himmel verzählst denn der Baltzerin, vom alten oder vom neuchen?"

Diesmal brummte der Lehnerfranzl in die Luft: „Dumm's G'red', 's gibt doch nur ein': vom alten, natürlich! Möchts ös Ketzer 'leicht gar ein' neu'n einführ'n?"

„No, so is's richtig so, wie ich mir denkt hab'," sagte der Steinklopfer, „du weißt halt nix davon, daß vor etwa drei Monat' alle alten Himmel kassiert worden sein!"

Da zuckte der Lehnerfranzl zusammen, rückte die fromm gefalteten Hände voneinander und ballte sie zu sehr weltlich schlagfertigen Fäusten und richtete den Blick, aber nicht salbungsvoll, auf den Sprecher. „Du Höllenbraten!" schrie er, „wo steht das geschrieben, wo is's geoffenbart? Halunk'! Red!"

„Was braucht's geschrieben zu stehn," sagte sehr gelassen der Steinklopferhanns, „hab' ich's doch von ein', der dabei war."

„Der dabei war? Du Narr, wer kann dabei gewesen sein, der's wieder hätt' auf der Welt aussag'n können? Wer denn?"

„Geduld dich a bissel, alles nach der Reih', nix durcheinander, so geht's nach der Ordnung. Vor a drei Monaten ist der Baltzer-Jakob — Gott hab 'n selig — verstorben, und kurz drauf, wie's eng erinnern werd'ts, is a armer Teufel von Handwerksbursch ins Ort kommen, siech und elendig, und den hat man so h'rumkugeln lassen — um ‚Gotteslohn' — in ein' Heuschober (so wie damal mich auf 'm Steinbruch, wie mir gleich übel 'gangen is) und hat sich kein Teufel um ihn umg'schaut und so hat er a paar Tag hin'zog'n und is verstorben. Am dritten Tag hat man ihn eingrab'n woll'n, na, ös werd'ts eng noch auf den Schrocken entsinna, wie er da auf einmal wieder lebendig wird. Dann hat er sich nach und nach z'samm'klaubt und wie er wieder ganz bei'nander war, is er fortzog'n aus der Gegend. Na, der wird doch dort g'wesen sein? Von dem hab ich die G'schicht', und war auch a Auftrag vom seligen Baltzer dabei, — aber mir hab'n 's immer verschob'n, z'weg'n, ös könnt' die Witib z' stark angreifen."

„Von mein' Jakob?" sagt die Bäuerin halb freudig halb ungläubig.

Da hat der Lehnerfranzl laut aufgeschrien: „Lies', laß dich nit bethör'n um dein Seelenheil, das ist wieder eine von dö höllischen Lugengeschichten, mit denen er die Leut' verwirrt!"

„Möch'st ein'm nur du nit ins Handwerk pfuschen mit die himmlischen G'schichten, wobei dir weniger um die Leut' als um das Ihre is! Uebrigens is mein' G'schicht' wohl a net besser und a net schlechter als a andere und kann man s' wohl anhör'n. Und was die Botschaft an die Balzer-lies angeht, so mein ich, du wart'st 's ab, ob sie meint, es wär' verlog'n und aus seiner Art, oder ob sie's dafür nimmt, es hätt' ihr seliger Mann zu ihr g'red't. Und no kusch dich, los zu oder laß's bleiben, für dich reu't ein'm die Müh', daß man sich eins ausdenkt, und für dich is's a net."

5. Die G'schicht' von dö alten Himmeln.

Nämlich hat der Handwerksbursch g'sagt, wie er von sein' Begräbnis als a Lebendiger wieder z' Haus' 'kommen is in sein' Heuschober. Grüß dich Gott, bucklete Welt, hat er g'sagt, hon schon g'meint, wir wär'n fertig miteinander, und fahr' a grad nit vor Freud' aus der Haut, daß wir hitzt wieder weiter miteinand' fortwursteln söll'n, aber um dös, was i alser Toter erlebt hab', reut's mich nöt, daß ich auf der Welt war, nöt', daß ich versturb'n und a nöt, daß i wieder lebendig word'n bin. Nur lustig. Halt's oder halt's nit!

Sikra h'nein, sag' ich, woher hast dös Sprüchel?

Sagt er: Von ein' Bauern, den ich da drent' troffen hab', Balzer-Jakob heißt er, acht Täg' vor meiner war er verstorb'n.

Is alles richtig, sag' ich. Hast 'n im Himmel troff'n?

Ja, Himmel, sagt er, wann's mehr ein' gab!

Du Höllenbraten, sag' ich, warst doch selb' drenten und bringst solche Lugen aus. Halunk'!

Sagt er: Halt 's Maul, laß dir verzähl'n und nachher red! Wie ich da übri komm', hab' ich gleich g'merkt, da is was los; dö Seel'n — es war'n lauter frisch verstorbene, von a acht, höchstens vierzehn Täg her, alle ohne Unter-

stand, — sein durcheinand' g'rennt wie Ameisen, wenn man in ihren Haufen h'neinstört. Ich frag' nach, was g'schehn wär', sagen s', der himmlische Herr hätt' die Himmel inspiziert und sider gestert wär'n s' alle versperrt.

So wie man halt im Gedräng' leicht a Ansprach' find't, so bin ich auf 'n Baltzer 'troffen und der hat mir verzählt, wie dös alles her'gangen is.

Vor undenklichen Zeiten, manche meinen gar gleich nach der Schöpfung der Welt, hätt' der liebe Gott a Reis' g'macht; dö so sag'n, berufen sich drauf, wie er die Welt so sorglich eing'richt' hätt', daß sie sich von selbsten schon a Weil' forthelfen könnt'; na, is's so oder nit, g'wiß wird sein und grundg'scheite Leut' sein schon lang drauf käma, daß unser lieber Herr a auf dö andern Stern' was zu schaffen und zu verrichten hätt' und so is er halt a gute Weil ausg'wesen und wie er wieder heimkommt, so find't er alle Wolken angeräumt mit lauter Himmelreicher; wie sich's die Menschen derweil erricht' haben.

No, er schaut nach in allen Himmeln; in türkischen hat er hinein'schaut, wo dö Muselmänner fleißig g'raucht haben, sein dabei in die Jasminlauben g'sessen und hab'n sich da gleich dö Pfeifenröhrln schneiden können, und is alle Tag zu ein' jeden ein' Jungfrau auf B'such 'kommen.

Pfui Teufel! hat der Gottvater g'sagt, is das ein Himmel? Und, sagt er zum Erzengel Michel mit 'm feurigen Schwert, daß d' mir dö Menscher gleich ausjagst, ich hab das Läppeln und Täppeln doch nur g'stift' und verlaubt, daß mir die Leut nit z' weni werd'n auf der Welt, so a Löffelei ohne Zweck stund' mir an.

Dann schaut er h'nein in unsern Himmel, wo die Selig'n auf dö Wolken herumliegen und Lobgesang und Harfenspiel war. Sagt er, da is's schon solider, aber langweilig, dös halt' kein' Christenseel' auf die Dauer aus.

Und so is er alle Himmel durch'gangen, a den hannakischen, wo die Bauern an ein' Bach voll Met g'leg'n sein, und über 'n Berg h'runter sein ihnen dazu d'Knödln ins Maul

g'rollt. Kurz, der Gottvater hat g'sagt: Sein dös Himmeln? Wann s' ma unt' a bissel g'scheiter werd'n, verlangt sich eh' kein' Seel h'nein, dös is alles Menschenwerk und folglich nit ewig! Und also hat er die Himmelreicher zug'sperrt. Und dann hat er g'sagt: Also soll es sein, dö Menschheit soll sich ohne Himmel behelfen. Jeder soll seine Pflicht vorerst auf Erden redlich erfüllen, eh' er nachfragt, was nachher kommt und mit ihm geschieht! Und wer da gelebt hat kreuzbrav und grundehrlich auf Erden, der braucht mein Gericht nicht zu fürchten und mein' Lohn nit zu erbetteln, der wird auch im guten Vertrau'n die Augen schließen, daß, wie auch mein B'schluß ausfallt, ich, der Allvater, weiß, was mein' Kindern frommt und taugt.

Dazu haben die Engel „Amen“ g'sagt. —

So hat mir der Handwerksbursch verzählt, daß ihm der selige Baltzer verzählt hätt'!

Und wie s' no so reden, kommt ein himmlischer Bot' und sagt zu dem Burschen: Du mußt's nit in Uebel aufnehmen, aber den Wirrwarr heroben wirst g'sehn hab'n; der Todesengel hat sich an dir vergriffen, was kein Wunder is, denn du heißt „Huber“, er hätt' ein' andern nehmen sollen, schau also dazu, daß d' wieder auf die Erden h'nunter kommst!

Da hat sich der Huber aufmachen wollen, der selige Baltzer aber hat g'sagt: Schau Huber, bei der Gelegenheit, wann d' wieder abi kimmst, thust mir ein' G'fallen, halt's oder halt's net?

Es halt schon! hat der Huber g'sagt.

Geh zu mein' Weib, hat der selige Huber drauf g'sagt, und sag', ich laß' s' schön grüßen und sag ihr, was mein' Hoffnung is. Sag ihr: ich hoff', wie sie war, wird s' a für ihr Lebzeit verbleib'n, sie soll um Gotts will'n auf ihr Hauswesen schau'n wie früher, damit's nit heißt, ich hätt' s' vielleicht erst zur Arbeit und Reinlichkeit antreiben müssen, wo sie doch mein' brave Hauswirtin war, so ihr Gott vergelt und ihr weiter Kraft und Stärke gäb'! Und nur recht soll sie wirken und fürs Kind soll s' sorgen, damit das nit

an der Mutter irr wird, sundern sich denkt: Hab' so a brave Mutter, wird wohl der Vater a brav g'west sein! Was mich ins Grab hinein g'freun möcht'! Und aufzieh'n soll sie das Kind durch ihr Beispiel und das war bisher und so soll sie's auch ferner bestehen lassen: redlich die Pflicht auf Erden erfüllen, ohne Nachfrag', was nachher kommt und g'schiecht, kreuzbrav und grundehrlich. Halt's oder halt's net!

Da is der Huber lebendig wor'n — i weiß nit, ob sich der Baltzer selig ausg'red't hat . . .

„'s halt' schon," sagte die Bäuerin, welche dem Steinklopfer die eine freie Hand reichte, denn am andern Arm trug sie das Kind.

„Ketzerlump," sagte der Lehnerfranzl, „taugt dir kein Himmel? Die Höll' mit ihrer ewig'n Qual wirst du schon verspür'n. Du bist 'm Teufel sicher." Damit rannte er auf und davon und hat sich auch später nimmer blicken lassen.

Zufällig oder nicht trafen sich der Steinklopfer und der alte Lehnerfranzl gegen Abend im Walde; der letztere hatte es sicher nicht darauf angetragen, denn es wurde ihm nicht ganz wohl bei dieser Begegnung. Der zehnte mag's nicht leiden, daß man ihn so mir nichts dir nichts dem höllischen Erbfeind zuspricht, und wenn's in seine Macht gegeben ist, so tränkt er's gewiß dem Gelegenheitsmacher des Teufels ein, und wer wollte das wohl jetzt dem Steinklopferhanns verwehren? Ja, wenn nur der Ferdl dagewesen wär', da hätte seinem alten Vater leichter ums Herz sein mögen, aber der „Himmelsakermenter" saß um die Zeit für sicher im Dorfwirtshaus oder . . . weiß der Himmel, wo sonst!

Nicht umsonst ging das im Geiste dem alten Lehner vor, denn der Steinklopfer hatte sich richtig vorgenommen, extra für ihn auszutipfeln.

6. Eins vom Teufel.

„Lehnerfranzl,“ sagte der Hanns, „is mir lieb', daß ich dich treff' —“

„Hm,“ brummte der Alte, was ebenso gut heißen konnte: „Mir auch,“ oder gleichwohl das gerade Gegenteil davon.

„Er war bei mir,“ fuhr der Steinklopferhanns fort, „und laßt dich schön grüßen.“

„Wer?“ fragte der Lehner.

„Na, der Teufel,“ sagte der Steinklopferhanns. „Seit d' verwichen zu mir g'sagt hast, wann mir kein Himmel taugt, wurd' mir d'Höll' mit ihrer ewigen Qual nit ausbleib'n und ich wär' 'm Teufel sicher, hab' ich kein' ruhig' Nacht mehr g'habt, so fürchtig is mir bis in die Seel' h'nein word'n.“ —

Gott sei Dank, hat sich der Lehner denkt, er verzählt mir nur wieder eine von seine dummen G'schichten.

Vergang'ne Nacht war's, ich sitz' auf mein' Bett, die Thür war nit versperrt; na, du weißt, ich versperr' niemal die Thür, forttrag'n kann mir kein Mensch was, 'leicht trifft sich's doch einmal und bringt mir einer was h'rein.

Ich sitz' also auf mein' Strohsack, thut sich die Thür auf und kommt der Höllische herein. Magst dir denken, daß ich net wenig erschrocken bin und g'meint hab', hitzten is's vorbei, er holt dich und abi geht's in' Erdboden, weiß wieviel tausend Meilen, wo der fiedige Schwefel brennt.

Aber der höllische Zuspruch thut nix dergleichen, nimmt sich mein dreiharets Stockerl aus 'm Eck füri, setzt sich an mein Bett, und wie er da sitzt, sagt der Teufel: Grüß Gott!

Sikra h'nein, wie ich g'sehn hab, daß der Seel'nkramer so höllfreundli war, denk' i, da mußt auf der Hut sein, der führt was im Schild.

Der aber lacht und sagt: Brauchst kein Hirnschmalz auf=z'wenden, ich kenn' ja deine Gedanken, und mußt mich net so dumm halten, da d' mir eh' sicher bist, daß ich mir no viel Müh' um dich gab.

Selb' hat mich g'margerlt, sag' ich: Der Teufel is dir sicher, net i!

Bitt' dich gar schön, sagte er, laß dö Sponponaden und mach dich net groß, da sein no ganz andere Leut', weißt, Großkopfete, dö mir a net auskönnen und dö viel weniger G'schichten machen, als wie du, g'ring's Mandel.

Wann i dir z' g'ring bin, sag' i, so steh halt nit auf mi an.

Sagt er: Dös thu i eh' net; aber ös könnts mir ja doch nit aus, ös armen Hascher. Seid's ja doch alle dressiert vom Kind auf, daß 's hübsch vertraglich mit mir lebts. Meinst denn, es wär' nach 'm Gottvatern sein Sinn, daß ös all' Ostern die Sünd'n abbeutelts wie der Hund d'Flöh, daß danach wieder neuche zuspringen mögen; oder 's Kir=führten in schön' Summerszeit, wo da und dort a Mandl und a Weibl z'ruckverbleibt und sich ins Grüne verliert; oder wann alle Heiligen anrufts, allemal in ein' Brummer, daß man einschlafen könnt' drüber? Des arme Waserln, dös g'lengt nit da auffi, aber es lebt sich unschenierter dabei und was verbleibt eng danach über — da ös doch sunst nindascht auswüßts — als daß 's mir in mein' Höll' rennts und eng a bissel abwarmts. Man kriegt völlig a Erbarmnus über eng und wann's a nit recht er=laubt is von der himmlischen Polizei, so muß mer engs doch stecken, daß's mit der Höll nit gar so arg is, wie's die Leut' machen — — Sagt er: Greif mich amal an, Hanns.

Ich greif' zum Bett h'raus und tapp 'n ab, hat der Kerl a feine Woll' und is drunter wutzerlfett.

Na, sag' ich, du bist fest beinander, was ein' wundert, wenn man denkt, daß d' in der ewigen Marter und in der Pein ohne Aufhör'n und End' bist.

Sixt, sagt der Teufel, dös is's ja, daß's allweil so gleichmächtig fortgeht, drum g'wöhnt man's und kriegt a harte Haut.

Drauf hat der Teufel „B'hüt Gott" g'sagt und is 'gangen, und ich bin, weil's schon amal nit anderscht kommen kann und doch so is, alser weng vertröster z'ruck blieb'n. Aber, hat der Teuxel g'sagt, eh'nder er 'gangen is, ein' G'fall'n könn'st mir doch erweisen, wann d' den Lump wieder siehst, dem ich früher die sündigsten Stückeln hab nachsehn müssen und der jetzt so über mich schimpft, den alten Lehnerfranzl, dann thu mir die Freundschaft . . .

Jetzt fing einer zum Laufen an, denn es knackte und krachte im Gezweig, der andere mochte aber nicht zurückgeblieben sein, denn das Laufen hatte mit einmal ein End' — —

In der Nacht kam der Ferdl heim und fand seinen Vater im Bette liegen, den Kopf hübsch in Tücher gehüllt. „Was ist Euch denn?" fragte er.

„Der Steinklopfer is über mich 'gangen," sagte der Alte mit weinerlicher Stimme.

„G'schieht Euch recht," sagte der gute Sohn. „Ist's ums Himmelreich her'gangen? Denk' mir's. Ich wollt', er hätt' Euch 's aus 'm Kopf verschlag'n, weil Ihr doch anderen nur jede Freud' damit verleiden wollt!"

's kommt vor, daß ein oder der andere Himmelsvermahner das thut, aber es waren auch nicht „unschuldige Freuden", die der Lehnerferdl meinte, und doch mußte sich der Alte das von seinem Jungen sagen lassen; der war sein „Jugendspiegel", und er gefiel sich nicht darin; traurig ist nur, daß der Spiegel, der den Eltern die Thorheiten ihres Lebens zeigt, dabei selbst nicht rein verbleiben kann!

Mittlerweil' stieg unser Steinklopferhanns, nachdem er also dem Teuxelsauftrag gerecht geworden war, den Steig zu seinem Steinbruch hinan und er sang:

„Ich fürcht' net 'n Teufel,
Ich fürcht' net dö Höll'.
I bleib' mer stets gleich,
Ob a kummt, was d'r wöll.

Kreuzbrav und grundehrli'
Auf all unsern Weg'n,
Was frag' i viel weiter?
Es kann uns nix g'schehn!"

Der Verschollene.

Eine Geschichte.

(1878.)

In der Handschrift Anzengrubers lautet der ursprüngliche (später durchstrichene) Titel: Geschichten aus zweiter Hand. Nacherzähltes von L. Anzengruber. Daran schloß sich die folgende (nachher gleichfalls getilgte) Vorbemerkung:

„Man hört hie und da manches, das des Aufzeichnens wert ist, und da thut man gut, nichts daran zu künsteln, nichts durch unnützen Aufputz zu verderben, sondern es möglichst so wiederzugeben, wie man es empfangen hat und es einem noch in den Ohren liegt. Titel sind nie welche dazu gesagt worden, so mögen sie auch wegbleiben. Hat der Leser einmal eine Geschichte bis zu ihrem guten oder üblen Ende inne, so mag er sich ebenso wohl ein Bild ausdenken von dem, der sie erzählt hat, als auch ihr einen Namen geben, unter welchem sie ihm noch besser gefällt, und das gibt vielleicht mehr Unterhaltung als Rätselraten und Rebuslösen."

A. d. H.

Da ist vor Zeiten einmal ein Mann durchs Tirolerland gegangen und nimmer zum Vorschein gekommen. Nur Gott wußte, was aus ihm geworden. Er war von „da draußen“, wie man schon längst in Oesterreich sagte, wenn man Deutschland meinte und nun erst seit kurzem in aller Wahrheit so sagen mag.

Der Verschollene war ziemlich bei Jahren und bei Vermögen. Nach der Herzensmeinung der lieben Angehörigen hätte der alte Herr wohl bleiben können, wo es ihm taugte oder nicht taugte, wenn er nur überhaupt irgendwo geblieben wäre; aber sich dergestalt ins Hochgebirge zu versteigen, daß man auch nicht mit dem kleinsten Stückchen mehr vorfindlich bleibt, das war doch recht leichtsinnig und rücksichtslos gegen die Verwandtschaft. Die kleidete sich freilich sofort in Schwarz und wand Flöre um die Hüte, aber das Gericht meinte, das wäre kein Beweis, daß der Vermißte nimmer am Leben sei, mehr als ein Dutzend saldierter Rechnungen für bezogene Trauerwaren zähle in der Angelegenheit der einzige Totenschein, war der nicht zu beschaffen, so mußte die schöne Erbschaft liegen bleiben, — ich glaube die Gerichtsherren sagten — dreißig Jahr. Ei, du lieber Gott, was war da dem Gram und Herzeleid für ein gar weites Ziel gesteckt! Mittlerweile konnte manch einer, wenn auch nicht übers Hochgebirg, den gleichen Weg nehmen wie der liebe, alte Herr Onkel, oder was er der Sippschaft eben war.

Vorerst hatte man die Geschichte in allen Zeitungen verlauten lassen, und dabei war der Verschollene angegangen worden, falls er noch am Leben sei, seiner tiefbekümmerten Familie tröstlichen Bescheid zukommen zu lassen. Nun,

es war doch tröstlicher, daß er beharrlich schwieg. „Der gute Mann ist tot,“ sagte die Verwandtschaft. „Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür,“ sagte das Gericht, „aber wir brauchen die Gewißheit!“

Obwohl unter einem jedermann höflichst ersucht wurde, mitzuteilen, was etwa über den Verbleib des alten Herrn Aufklärung schaffen konnte, so hatte sich doch niemand gemeldet. Da that die Familie ein übriges und schrieb einen Preis aus, den der gewinnen sollte, der für bestimmt sagen konnte, welches traurige Schicksal den verehrten Verschollenen betroffen. Man sieht, es war ein ehrlicher Handel. Die Familie verlangte für ihr Geld ein „trauriges Schicksal“, das mochte sich jeder gesagt sein lassen, und einen etwa noch lebenden Onkel ein Haus weiter zu Kauf bieten.

So ein Preis lockt Leute, die sich darauf verstehen. „Pah.“ — sagte ein Polizeiagent, und das war einer der geriebensten, — „und wenn er schnurgerade Gott zugelaufen wäre, so muß er dabei den Weg doch mitten durch die Leute genommen haben. Ich will mir die Sache ansehen.“

Damit schnürte er sein Bündel und ging, sich die Sache anzusehen. Er reiste den nämlichen Weg, den der Verschollene gegangen. Da war kein Wirtshaus, keine Keusche, keine Almhütte, wo er nicht eingesprochen hätte, kein Senner, kein Wurzelgraber, kein Geißjung', den er nicht befragt hätte; von der Stelle, wo der alte Herr das Hochgebirge betreten, folgte er Schritt für Schritt dessen Spuren.

Da traf er endlich auf eine elende Keusche, in der hatte der Verschollene zur Nacht geherbergt und am Morgen darauf hat man ihn in eine wilde Schlucht hineingehen sehen. Der Keuschler und sein Weib hatten ihn gesehen, ein Senner wollte ihn noch begrüßt haben und einem Schafjungen war fast so, als möcht' er sich entsinnen, da wär' einer, ganz der Beschreibung nach, hineingegangen. Aber auf dem gleichen Wege hat ihn niemand zurückkehren und am andern Ende keiner herauskommen sehen. In der Schlucht dürfte er also verblieben sein.

Da stand der Agent auf dem schmalen, steinigen Wege, inmitten ungeheurer Felsenwände. Zwischen ein paar Steinblöcken strebten mächtig hohe Tannen empor und deuteten höhnisch gegen Himmel: „Der weiß es!“ Ein kleines Wässerchen schoß eilig dahin, gurgelte manchmal an den Steinen, die ihm den Weg verlegten, aber es sagte nichts aus.

Damals soll auch ein schöner Morgen gewesen sein, gerad wie heute. Der Agent ging die Schlucht auf und nieder, er beäugelte jeden Stein, die ließen ihn machen. Er ging stundenlang, denn er machte den Weg von einem zum andern Ende mehreremal, aber er blieb mutterseelenallein und da konnte er wohl merken, daß man schnurgerade Gott zulaufen kann, ohne dabei den Weg durch die Leute zu nehmen. Eben war es just nicht zu gehen, aber um sich zu Tode zu fallen, dazu war's nicht angethan, und gesetzt, es wär' dem alten Mann aus Schwäche ein Unfall zugestoßen, man hätte ihn doch aufgefunden. Es sah ganz danach aus, als wär' er einem bösen Boten begegnet, der ihm den kürzesten Weg nach dem Himmel gewiesen und ihn buchstäblich aus der Welt geschafft hat. Und wenn jetzt so ein riesenstarker Aelpler daherkäme, möchte es für einen jungen kräftigen Menschen nicht gar geheuer sein, geschweige denn für einen alten gebrechlichen. Der Agent fuhr mit der Hand nach der Tasche und fühlte mit einiger Beruhigung, wie der Lauf der Pistole kalt durchschlug, welche er mitführte, um nötigenfalls ein paar Löcher in eine fremde Haut zu schießen, ehe es ihm an die eigene ginge.

Nun hatte er sich die Sache angesehen und er gestand sich, die sah recht verdrießlich aus. In der Schlucht war kein Unfall, sondern ein Verbrechen geschehen und der Leichnam verschleppt worden. Das stand bei ihm fest, aber damit zugleich die Erkenntnis, daß nahezu alle Aussicht, den Preis zu verdienen, verschwunden sei. Er war während der Suche wohl darauf gefaßt gewesen, den Vermißten als Opfer eines verbrecherischen Angriffs aufzufinden und er hatte schon zu mehr als einem Ermordeten den Mörder „stellig“ gemacht,

aber es war dabei immer alles — wie er sagte — unter Leuten vorgegangen; wenngleich der lose Faden zehnmal riß, eine nichtig scheinende Aussage, oft aus dem Munde eines Kindes, knüpfte ihn wieder an, zuletzt wurden die Kreise immer enger, mitten durch liefen alle Fäden nach einem Punkte und da saß dann groß und breit, wie eine Spinne im Netz, frei und offen vor aller Augen der Schuldige, daß man ihm auf den Kopf hin sagen konnte: „Du bist es!“ Hier aber war nirgends anzuknüpfen und stünde er selbst vor der Leiche des Ermordeten, diese konnte von niemand agnosziert werden als von dem Mörder, von dem geständigen Mörder, denn hier fand der Verdacht keinen Boden und die Anklage keinen Beweis.

Aergerlich stieg er von den Bergen nieder, nahm den kürzesten Weg nach der breiten Landstraße und gedachte, dahin zu gehen, woher er gekommen; das war aber doch von etwas zu weit her, um es in einem Strich unter die Füße zu nehmen und so mußte er sich wohl dazu verstehen, zeitweise Rast zu halten. Gegen Ende des ersten Tages seiner Wanderschaft erreichte er ein größeres Einkehrwirtshaus und entschloß sich, daselbst zu übernachten. Am frühen Morgen darauf trat er reisefertig in die Gaststube.

„Schon wieder fort?“ fragte der Wirt.

„Ja. Bin nicht herumstromenshalber ins Tirolerland gekommen. Was bin ich schuldig?“

„Nit der Red' wert.“ Der Wirt nannte einen geringen Betrag und schickte sich an, auf eine Papiernote herauszugeben; er zog die Geldlade aus dem Wandschranke, vor dem er stand.

Sehen ist eine Kunst. Mancher holt gleichsam mit den Augen aus einem Winkel Stück für Stück die Gegenstände hervor und übersieht dabei noch eins und das andere, während einer, der's versteht, alles auf einen Blick weg hat.

„Alle Wetter, Herr Wirt, was habt Ihr da für eine abscheuliche Zwiebel?“ sagte der Agent und meinte damit eine Taschenuhr, die in der Lade zwischen verzettelten Papie-

ren hervorstach, in einem tombakenen Gehäuse, plump und groß wie ein Hühnerei.

Der Wirt griff sie heraus. „Ei, der (er gebrauchte einen Kraftausdruck) ärgert mich, so oft ich ihn anseh'. Es ist übers Jahr her, da sind an der Straße die Rekruten vorübergezogen, haben bei mir zugesprochen und eine fette Zeche gemacht und wie's zum Zahlen kommt, muß ich das Ding da mit in Kauf nehmen; um fünf Gulden hab ich sie müssen drein gehen lassen, keine drei krieg ich dafür."

„Mein' es selbst," lachte der Agent, „dem Gewicht nach wird sie keiner kaufen; das wär' noch ein Handel, bei dem für Euch was heraussäh'! Aber vielleicht kennt Ihr den, der sie Euch aufgehängt hat und mögt sie ihm nach der Zeit einmal ums Gleiche zurückstellen."

„Kennt ihn unser Herrgott nicht besser wie ich, so bleibt der beim jüngsten Gericht unaufgerufen."

„Wär' schad," dachte der Agent, „da ihn wohl auch kaum eines auf Erden wird aufgreifen können." Er fragte den Wirt noch eines und das andere. Ob der sich entsinne, an welchem Tage die Rekruten vorüberzogen? Wieviel ihrer wohl gewesen sein mögen? Woher sie gekommen? Wohin sie gegangen? Und schließlich erklärte er, Besonderheit halber die Uhr ankaufen zu wollen, wenn sie um das Geld feil wäre, wofür sie dem Gastgeber aufgehalst wurde, er wende jedoch keinen Groschen mehr daran.

Der Wirt rückte die Rechte mit der Uhr dem Reisenden hin und hielt die hohle Linke ihm entgegen.

Der Handel war geschlossen, der Agent ging seiner Wege und nachdem er noch paar Tagreisen und ebenso viele Nachtlager hinter sich hatte, traf er heim.

Da saß er an seinem Schreibtische, vor sich hatte er die Uhr liegen, der Mantel derselben war geöffnet, innen zeigten sich die Buchstaben J. G. H. eingegraben und außen war in rohen Linien eine Figur angebracht, welche man bei genauerem Zusehen für einen Jäger halten konnte, der in die Luft schoß; dazu würde denn auch der Schlüssel gepaßt haben,

der an einem schmalen Lederriemchen vom Bügel herabbaumelte und am oberen Ende einen ausgreifenden Jagdhund darstellte. Dieser Schlüssel aber fehlte, dagegen zeigte der Ring am Bügel eine glattgeriebene Stelle, wo der Lederstreifen ehemals befestigt gewesen war. Kein Zweifel, das war die Uhr des Vermißten!

An die Verwandten desselben richtete nun der Agent ein langes und breites Schreiben über das Ergebnis seiner Nachforschungen. Er meinte, dasselbe „ganz unmaßgeblich" als ein sehr trauriges bezeichnen zu müssen, um so trauriger, da er die Ueberzeugung hegen konnte, nichts versäumt zu haben und daher ein anderer auch mit nichts Besserem zu dienen im stande sein dürfte. Sicher war der Verschollene, Namens Johann Georg Heinecke, in dem bewußten Engpasse getötet und sein Leichnam verschleppt worden und mutmaßlich war der Thäter ein eben zum Militär ausgehobener, der zu seinem Truppenkörper einrückte; der Versuch aber, denselben ausfindig machen zu wollen, wäre ein ganz aussichtsloses Unternehmen.

Allerdings handelte es sich hier um einen jungen kräftigen Menschen, den man wohl derzeit noch bei Leben vermuten konnte und kaum einen Tagmarsch vom Thatorte war eine Spur von ihm aufgetaucht, jedoch nur, um sofort wieder im Sande zu verlaufen. Der Gastwirt kannte keinen der an jenem Tage bei ihm Eingekehrten, das läßt vermuten, daß sie sich viele Tagreisen weit von fernen Dörfern oder auch einzelnen Weilern zusammengefunden, und der eine, um den es sich handelt, konnte einen weiten Weg zurückgelegt haben, ehe er auf sein Opfer traf. Die Rekruten waren wohl unterschiedlichen Waffengattungen zugewiesen und nach verschiedenen Quartieren einberufen worden, da war keinem nachzugehen, den man nicht genau kannte, da liefen alle Spuren dem Kreuz und der Quere nach übereinander. Die That geschah ohne Zeugen, selbst der stumme Ankläger, der in solchen Fällen die menschliche Gemeine laut nach Sühne aufschreien macht, die Leiche des Gemordeten, war beiseite

geschafft worden, der Thäter ging aus der Heimat in die Fremde; er verließ den Ort, wo er gegen Nahestehende wie Gleichgültige eine gewisse Vertraulichkeit gewohnt war und wo ihn alles zur Mitteilsamkeit reizte, und geriet nach einer Stadt und unter Menschen, welche beide er nicht kannte und mißtrauisch und verschlossen abwartete, was man wohl ihm zu sagen hätte. Als aber lange danach der alte Herr vermißt und ihm nachgefragt wurde, da war Gras über die Geschichte gewachsen, über ein Jahr hatte der Wirt die Uhr im Schrank liegen, wußte es nicht, daß sie mit der Beschreibung übereinstimmte oder hatte nie davon gelesen noch erfahren.

Auf den Fund der Uhr that sich der Agent am Schlusse seines Schreibens etwas zu gute, denn er hielt sich für berechtigt, dieselbe gewiß als „ein teures Angedenken an den edeln Verblichenen“ anzusehen und fragte an, welchem der hochachtbaren Erben er sie einzusenden habe, dafür wurde nur eine geringe Vergütung, etwa das fünf- oder sechsfache des Erstehpreises, gefordert und mit der ergebensten Anhoffnung geschlossen, man werde in Anerkennung gehabter Mühe und Auslagen wohl großmütigst eine entsprechende Entschädigung beifügen.

Die Antwort auf das Schreiben des Agenten lief bald ein. Man anerkannte in ihm einen der gewiegtesten Polizisten, bedauerte lebhaft und wohl auch aufrichtig, daß seine Bemühungen vergeblich gewesen. Nun kam aber etwas, das war nicht ehrlich! Man glaubte aus seinem Schreiben herausgelesen zu haben, daß ihm die bewußte Uhr, vielleicht als ein Zeichen der Erinnerung, wert geworden und obwohl man sich von dem teuern Angedenken an den edeln Verblichenen nur schwer trenne, so wisse man doch keine Art, den Dank für gehabte Mühe und Auslagen beredter auszudrücken, als indem man erwähnte, auch durch ihr Alter sehr merkwürdige Taschenuhr ihm geschenkweise überlasse mit dem tiefgefühlten Wunsche, selbe möge nur glückliche Stunden zeigen.

Der Agent warf den „verwünschten Knödel“, wie er sich ausdrückte, in eine Schreibtischlade, beauftragte den Teufel und seine Großmutter mit der nötigen Reparatur, da sich gewiß kein zeitgenössischer Uhrmacher damit befassen möchte, und nannte die hochachtbaren Erben ein schmutziges Gesindel.

Jahre waren darüber vergangen. Der Agent Anton Wüllfert — mag einmal auch sein Name genannt werden — hatte inzwischen manche Gelegenheit wahrgenommen, sich neuerlich als gewiegter Polizist zu erweisen und da sich kein Anlaß fand, ihn zu erinnern, so hatte er den Verdruß fast völlig vergessen, den ihm der selige Johann Georg Heinecke, wie anzunehmen war, freilich ganz ohne Willen und Wissen, bereitete.

Eines Tages ging der alte Spürer und Schnüffler in einem der Vororte der Stadt durch eine abgelegene Gasse. Kinder trieben sich auf dem Fahr- und Gehwege herum, spielten an den Rinnsteinen und saßen auf den Stufen vor den Gewölbthüren. Wüllfert blieb stehen und sah dem Treiben zu. Mit einmal kehrt er sich ab, tritt in einen nahen Obstladen, kauft Kirschen, beteilt damit im Vorüberschreiten manchen kleinen Schreihals und hält vor einem kleinen Mädchen stille, das an der Erde saß und in dem kleinen Händchen einen Gegenstand spielend hin und her schlenkerte. Zwischen den winzigen Fingerchen schwang ein schmales Lederstreifchen und daran hing ein Uhrschlüssel, der oben über dem Ringe einen Jagdhund in vollem Lauf nachbildete.

Er bot der Kleinen die Kirschen, diese griff freudig danach und von dem nahen Hausthore kam eine Frau mit freundlichem Lächeln herzu.

„Wie heißt du denn?“ fragte der Agent das Kind.

„Sophie.“

„Und wie noch?“

„Rehneder.“

„Kerneder,“ verbesserte das Weib, „das R mag ihr halt noch nit von der Zunge.“

„Wie alt is das Mäderl?“

„Zweiundeinhalb' Jahr wird's mit nächstem.“

„Ein nettes Pauxerl. Ja, seit die schönen Kinder, die tausend Wochen zählen, mir kein Gehör mehr schenken, plauder' ich halt mit den ganz kleinen.“

Die Frau lachte und schüttelte den Kopf; so arg werd' es wohl nicht sein, der Herr sei noch ganz riegelsam.

„Aber,“ sagte Wüllfert, „wird der Vater nicht greinen, wenn du ihm den Schlüssel von seiner Uhr verschleppst.“

„Ach, das dürft' freilich nicht sein, aber der Schlüssel weiß von keiner Uhr, den hat die Sopherl aus 'm Kehricht aufgelesen.“

„Scheint ein uralt' Ding zu sein. Woher das stammt?“

„Ei, meines Mannes Bruder, der paar Tage bei uns war, hat ihn weggeworfen.“

„So. Also vom Onkel hast du das? Wer ist denn dein Onkel?“

„Fedwebel,“ sagte das Kind.

„Ja, Feldwebel war er,“ erklärte die Mutter, „aber jetzt ist er wieder beim Zivile und z' tot froh, daß er einmal seine Zeit beim Militär ausgedient hat. Nein, was so ein Soldat alles durchmacht und zu erzählen weiß, drüber muß man sich nur erstaunen! Wir haben ihn paar Tage bei uns gehabt, bis er in seinen Platz hat einstehen können, er ist gelernter Fleischer und ein gescheiter Kopf; der wär' im stande, einen von Sachen abzureden, die man von Kind auf für wahrhaftig gehalten hat, und so scharf und eindringlich macht er's, daß man ihm kein Wort darauf zu sagen weiß, aber man bleibt halt doch lieber bei der Meinung, die man einmal gewohnt ist. Ja, das muß man ihm lassen, reden versteht er, der Schwager Alois, und ist auch so dem Ansehen nach ein netter Mensch, es wird ihm nit fehlen. Die Kundschaften, die 's Fleisch bei seinem Herrn nehmen, wollen eh' schon bemerkt

haben, daß das Töchterl an der Kassa nit unfreundlich nach dem neuen Aufhackknecht schaut."

„Ja, ja, es gibt mehr als ein Beispiel, daß mancher auf die Weis' sein Glück gemacht hat. Wie heißt denn sein Herr?"

„Feilhauer! Wissen S' den Anton Feilhauer? Er hat sein Geschäft . . ."

„Ei, mein Gott, ich werd' doch 'n alten Feilhauer kennen! Der hat wirklich nur das einzige Kind, nun da kann sich ja schicken, daß man einmal den ‚Anton Feilhauer' ober der Ladenthür herunter nimmt und den ‚Alois Kerneder' hinaufnagelt." Er kneipte die Kleine, die eben den letzten Kirschkern ausspuckte, in die Backen. „Hat's geschmeckt?"

„Sag ja und gib dein Handerl."

„So. Bah! Behüt Gott."

Den Uhrschlüssel mußte das Kind verstreut haben.

„Aus 'm Zimmerkehricht kommt er und ins Straßenkehricht geht er. Komm, Sopherl, ich geb' dir was anderes zum Spielen, was Schöneres, weißt du!"

Dieselbe Nacht schritt Anton Wüllfert in seinem Zimmer erregt auf und nieder, von seinem Schreibtische her tönte das tickende Geräusch einer Uhr, derselben, die jahrelang nicht einen Zeiger gerührt hatte, entweder zugleich mit dem Herzen des Ermordeten still gestanden, oder an dem des Mörders abgelaufen war.

Ein Deckel schloß über dem Zifferblatte, der Agent rührte im Vorübergehen am Bügel, da klang es in leisen Schlägen zwölfmal. Mitternacht! Wüllfert zog seine Uhr und verglich. „Noch nicht halb," sagte er. „Willst du die Zeit einbringen? Gemach, es eilt nicht. Messe ihm billig seine Frist zu, viel hat er nicht mehr, jede Stunde bricht ihm ab."

Dann gedachte er, wie etliche Straßen weit ein Mensch wohl im besten Schlafe liegen mochte, in dessen Träume nichts hineinklang von dem rastlosen Ticken, das hier im Raume webte, von dem heiseren Schlag, keine Mahnung an

das hastende Rucken der Zeiger, deren größerer den kleinen mit fortriß von Stunde zu Stunde.

Der Agent fühlte unwillkürlich ein leises Frösteln und begab sich rasch zu Bette.

Gemach, es eilt nicht.

Wüllfert hatte tags darauf eine Unterredung mit seinem Vorgesetzten, erhielt einen längeren Urlaub bewilligt und verschwand aus seiner Wohnung, welche er der Obhut der Hausbesorgerin anvertraute, niemand wußte wohin.

In dem kleinen Gasthause, das allabendlich von etlichen Fleischerknechten besucht wurde, unter welchen sich auch Alois Kerneder befand, stellte sich um diese Zeit ein neuer Gast ein, von dem die alten Angestammten nichts zu sagen wußten, der aber allen, sonderlich dem Wirte, sehr willkommen war. Der neue Tischgenosse nannte sich Tobias Breiting, hatte, seinen Reden nach, längere Zeit als Soldat gedient, dann im Zivile als Amtsdiener Verwendung gefunden und sich seit kurzem mit einer kleinen Pension und etwas Erspartem zur Ruhe gesetzt. Er war ein überaus gut gelaunter alter Mann, konnte keine griesgrämigen Gesichter und keine trockenen Kehlen leiden, lobte sich lustige Gesellschaft und guten Trunk und wußte zur Heiterkeit und zu fleißigem Trinken mit einem ganz eigenen Talent anzuregen. Es verdroß ihn nicht, stets eine Guitarre mitzuschleppen, womit er die Lieder anderer begleitete und zu welcher er noch öfter selbst sang, er kannte alle neuen Gassenhauer, alle Lieder, welche die Volkssänger in den Wirtshäusern „losließen", alle Couplets, mit welchen die Komiker in den Theatern eben Furore machten, er wußte Tierstimmen täuschend nachzuahmen, ja, er verstand sogar etwas Bauchrednerei und

führte, hinter einem Ofenschirm versteckt, ganze Scenen zwischen zwei bis vier Personen auf, und all das bis zum Kranklachen drollig, kurz, wenn es je einen gegeben, so war das ein ausgemachter Tausendsasa.

Bald, das verstand sich von selbst, durfte er keinen Abend wegbleiben. Er zeigte sich in manchem gefällig, was man von ihm verlangte, nur in einem Punkte machte er Schwierigkeiten, wenn er gebeten wurde, etwas zu wiederholen. Doch auch da fand man bald Abhilfe, man merkte, daß der alte Breiting nachgab, wenn ihm Alois Kerneder zuredete; denn der wäre ein Tiroler, meinte der Lustigmacher, und die möge er gut leiden, die seien aufrichtig und geradeaus. Nachdem man einmal das wußte, steckte man sich immer hinter den Tiroler, und der war nicht wenig stolz darauf, daß, nächst dem Alten, ihm die Wirtshausgäste manchen guten und schlechten Spaß zu verdanken hatten; er suchte daher, trotz der Verschiedenheit des Alters, sich näher mit dem pensionierten Amtsdiener zu befreunden und fand ihn, obwohl der sonst wenig Einreden und gar kein Anordnen vertrug, sehr nachgiebig, das mußte benutzt werden! An einem besonders lustigen Abend trank Kerneder mit dem Alten Bruderschaft und hatte von der Zeit ab das beneidete Vorrecht, das Programm der allabendlichen Unterhaltung frei bestimmen zu können.

Er war sich auch der vollen Wichtigkeit dieser Stellung wohl bewußt, denn es kostete ihm nur ein Wort, so gab sich sein unterhaltender Duzbruder gar nimmer mit der Gesellschaft ab; er hatte sich schon gewöhnt, denselben wie etwas ihm Zugehörendes zu betrachten, vielleicht als eine Art Wundertier, das er gezähmt habe und das sich nur auf sein Kommando mit seinen Künsten sehen läßt. Dafür vergalt er aber dem Alten mit voller Vertraulichkeit und weihte denselben in die ganze Geschichte seines Lebens ein, denn ein so vortrefflicher Freund hatte billig Anspruch, ihn ganz genau, wie von Kind auf, zu kennen.

Mittlerweile hatten die Gäste im kleinen Wirtshause

dreißig frohe Abende verbracht; von diesen vermag aber bekanntlich keiner für sich allein zu stehen und muß sich an den dazu gehörenden Tag anlehnen, womit also nur gesagt ist, daß ein Monat vergangen war, was man freilich billiger mit einer Zeile richten könnte, aber man will es doch auch schön machen und das muß man uns Erzählern zu gute halten, sonst werden wir ungehalten und legen die Feder weg.

Da kam nun ein Abend, an dem wollte es nicht heiter werden. Man war wohl gewöhnt, immer einem das große Wort zu lassen, und das war der alte Breiting; aber diesmal war es ein anderer, den man auch allein reden und machen ließ, obwohl man nichts Besonderes erwartete und ihn lieber draußen gesehen hätte, was man jedoch aus billiger Scheu ihm beileibe nicht merken ließ. Der Eindringling war ein bekannter Polizeidiener, und da man nur nach solchen Leuten ruft, wenn es nicht recht geheuer ist, so machen sie oft die ehrlichsten Leute bange, denen es auch neben den ungerufenen nicht recht geheuer werden will.

Wußte er's, oder wußte er's nicht, jedenfalls war er gegen die Gesellschaft ebenso rücksichtsvoll, wie diese gegen ihn und ließ sich nichts merken und that vielleicht darum nur um so gesprächiger. Anfangs sprach er vom Wetter, von der Mode, wie lästerlich sich jetzt die Frauenzimmer trügen, denn die Frauenzimmer haben sich, wenn man die Männer reden hört, allerorten und allerzeiten lästerlich getragen, einmal, weil die Kleider zu wenig verhüllten, das andere Mal, weil sie die schöne Gestalt, so Gott dem Weibe verliehen, ganz den Blicken entzögen, kurz, sie mögen's machen, wie sie wollen, sie thun nie recht. Dann rückte er mit etwas Stadtklatsch heraus; als aber nichts recht verfangen wollte und er vermutlich nichts anderes mehr wußte, gab er sich, als was er war, und begann von Verbrechen und Verbrechern zu erzählen, was er besser gleich anfangs hätte thun sollen, denn das fanden die Leute doch Aufhorchens wert.

„Meine Herren," sagte er, „heute hat sich ein seltener Fall ereignet, ein Mörder hat sich selbst gestellt."

„Selbst gestellt?“ wie aus einem Munde.

„Selbst gestellt! Ich war bei der Protokollsaufnahme, habe auch als Zeuge unterfertigt, es ist der Mühe wert, die Geschichte anzuhören, denn da sieht man wieder einmal deutlich, daß der alte Gott noch lebt und den Leuten das Gewissen weckt.“

Er rückte seinen Stuhl näher an den Tisch. Kurz vorher hätten ganz bestimmt die beiden Nachbarn rechts und links ihre Sessel ein wenig zur Seite gezogen, aber jetzt schoben alle dieselben herzu.

„Selbst gestellt, wie ich sage, meine Herren. Es war heute gegen Mittag, kommt ein langer, hagerer Mensch mit bleichem Gesicht, eingefallenen Wangen und scheuem Wesen auf das Amt, fragt nach dem Herrn Kommissär; wir weisen ihn zu dem; es vergeht keine Viertelstunde, wird an der Klingel im Zimmer gerissen, wir laufen hinzu, müssen einen von den anderen Herren als Schriftführer hineinberufen und nun ist's losgegangen. Frag' um Frage, Antwort auf Antwort, alles haarklein. Der Kerl hatte, erbschaftshalber, seine leibliche Tante vergiftet und hat das mit Geschick und Glück vollbracht, so daß es seiner Zeit nicht aufgekommen ist; drei Jahre ist's her mit dem heutigen Tag. Wie das nun zugegangen ist, daß es dem Mörder das Geständnis herausgezwungen hat, da spielt sichtbar eine höhere Fügung hinein. Ich will das jetzt erzählen, wie er es selbst zu Protokoll gegeben hat und welch außerordentliche Dinge dabei auch zur Sprache kommen, ich habe nichts dazu gethan und nichts weggelassen, das versichere ich den Herren.

„Der Mensch hatte seiner Tante das Gift nach und nach beigebracht. Sie kränkelte erst eine Weile, er holte den verrufensten Arzt ins Haus, und als sie starb, bestätigte dieser ohne weiteres, daß er sie zu Tode gedoktert habe, das geschah ihm mit den meisten seiner Patienten und er hatte somit guten Grund, es auch hier zu glauben. Die achtundvierzig Stunden über, als die Leiche im Hause lag, war dem sauberen Neffen gar nicht wohl, er fieberte etwas, aber

als sie zu Grabe gebracht war, da atmete er auf und dachte, nun wär' alles gut. Er trat das Erbe an, war ein nettes Stück Geld und ein kleines Häuschen, darin blieb er wohnen, nur daß ihn nichts an die Verstorbene erinnere, stellte er alle Zimmergeräte um und ließ nichts an dem Flecke, wo es gestanden; doch um sich recht einzugewöhnen, fand er's für nötig, sich ein wenig Mut zu machen, und dazu nahm er von Zeit ab manch guten Schluck, was sich denn auch bewährte, und so saß er unangefochten auf dem ungerechten Gut, bis der Jahrestag des Mordes herankam. Er verließ an selbem Tage die Wohnung mit frühem Morgen, blieb gut vierundzwanzig Stunden weg und kehrte erst mit nächstem Frührot heim, und wie er in sein Zimmer tritt, dasselbe, wo die Verstorbene aufgebahrt wurde, da wird's ihm finster vor den Augen, die Wände sind schwarz ausgeschlagen, die Fenster verhangen und inmitten der Stube steht der Sarg und darin liegt leibhaftig die selige Tante; man kann sich wohl denken, daß er da hinter sich faßte und nach der Thürklinke griff, aber langsam hebt sich die Tante im Sarge empor, setzt sich auf, reckt den Arm und droht ihm mit dem Finger; da ist er an der Thür zusammengebrochen und gelegen, er weiß selbst nicht wie lange. Wie er wieder zu sich selbst kommt, scheint die Sonne ins Zimmer und ist alles gewesen, so wie er's sonst immer gefunden. Nun denkt er, was weiter? Du hast dich eine ganze Nacht über herumgetrieben und viel getrunken, warst nicht recht bei dir."

„Das denk' ich auch," sagte Alois Kerneder über den Tisch.

„War falsch gedacht," entgegnete der Polizeidiener. „Nächsten Tag hielt er sich nüchtern, that nur ein paar Gänge zu etlichen Bekannten und kehrte mit einbrechender Nacht heim. Der Mond scheint hell ins Zimmer, unser Patron nimmt nichts Sonderliches wahr; wie er aber auf das Bett zuschreitet, das im Mondlicht milchweiß daliegt, und streift die Decke von den Polstern herab, da liegt das fahle Totengesicht der Tante vor ihm, er aber macht schleunig

‚Kehrt euch‘ und wischt durch die Thüre, verbringt wieder eine Nacht außer dem Hause, denkt, es hat mir eben von gestern noch im Sinn gelegen und das Mondlicht hat mich genarrt.“

„Er war nicht dumm,“ warf Kerneder ein.

„War's auch nicht, aber unserm Herrgott war er doch nicht gescheit genug. Das war so ein Deuterchen: ‚Du, geh in dich, was es dich auch kostet, mach lieber freiwillig Ordnung, eh' es gröber kommt!‘ Und 's ist gröber gekommen. Das Jahr darauf hat er die verstorbene Tante öfter zu Gesicht gekriegt, als ihm lieb war. Er hat das so erzählt, plötzlich in lustigster Gesellschaft hätt' ihn eine Unruh' befallen, eine Furcht nach Hause zu gehen und regelmäßig, so oft ihm das widerfahren, sei auch das Gespenst zur Stelle gewesen; entweder saß es an einem Nähtischchen beim Fenster und richtete sich langsam bei seinem Eintreten empor, oder es lag im Bette und gehabte sich wie die Sterbende beim Verscheiden, zum öfteren sah er es wieder aufgebahrt, und je näher der zweite Jahrestag des Mordes kam, je häufiger wurden die Erscheinungen. Da dachte er's mit einemmal los zu werden, schnürte sein Bündel und machte sich auf und davon. Das Häuschen mit allem da h'rum und darin ließ er durch einen Mäkler verkaufen, reiste etliche Monate landein landaus durch die Welt und zog zuletzt hierher nach der Stadt. Nun hielt er es schon für gewonnen. In der völlig neuen Umgebung erinnerte ihn nichts an die Ermordete, das Gespenst hatte sich nimmer blicken lassen, seit er von dem Thatorte weg war, und so sah er ohne Beängstigung dem dritten Jahrestag entgegen, ja er versuchte es, je näher der herankam, desto übermütiger zu werden, trat oft vor seinen Geldschrank hin und sagte in der Stille: ‚Das hab' ich nun einmal und das kannst du mir nicht nehmen,‘ — dazu schlug er ein Schnippchen — ‚mach dir also keine Ungelegenheiten.‘ —

„So trieb er's, bis nur mehr eine Woche auf den dritten Jahrestag fehlte, das war vom heutigen gerechnet, gerade

vor acht Tagen. In letzter Zeit hatte er schmutzige Geldgeschäfte unternommen, welche man gemeiniglich durch Vermittler betreiben läßt, so daß die armen Schuldner zwischen Geldgeber und Agenten eingeklemmt und um so gründlicher ausgepreßt werden. Selbe Nacht vor einer Woche nun kommt er nach Hause, besinnt sich, er habe einem Vermittler auf den morgenden Tag Geld zugesagt, geht zu dem Schrank, schlägt dort wieder sein Schnippchen und lacht eines vor sich hin, nimmt eine Tausendguldennote heraus, geht zu seinem Schreibtisch und denkt sie in ein Couvert einzusiegeln; da ist es ihm, als knarrte die Thüre in ihren Angeln, obwohl er sie gut verschlossen wußte, leise kam es an ihn heran, eine magere eisig kalte Hand greift nach der seinen, in der er sofort alle Kraft verliert, und diese gespenstische Hand rückt die seine mit dem Geldbrief in das Licht, hält sie dort fest, bis das Papier verflackert und die Asche auf den Sekretär langsam herniederfällt. Erst als ihm das Licht die Finger sengt, fährt er mit einem Schrei zurück und sieht sich allein, aber daß er nicht geträumt hat, das beweist ihm das Häufchen Asche auf dem Tisch. Das Grauen, das ihn befällt, kann er nicht verwinden, er kriecht unter seine Bettdecke, zieht sie über den Kopf und liegt schlaflos bis zum Morgen. Wie die Sonne in das Zimmer scheint, wagt er sich aus den Federn. Behutsam, als fürchte er jemand aufzustören, öffnet er den Geldschrank, nimmt eine gleiche Note wie gestern, legt sie auf den Schreibtisch, brennt eine Kerze an und beginnt zu siegeln, da knarrt wieder die Thüre, leise mit trippelnden Schritten hört er's an sich herankommen, der kalte Schweiß bricht ihm aus, rasch will er den Brief aus der Hand fallen lassen, da tönt ein kurzes heiseres Lachen hinter seinem Rücken, seine Finger werden steif, kneifen wie eine Zange in das Papier und werden damit ins Licht gerückt; bis auf das letzte Stümpfchen, dessen Brand ihm die Nägel vergilbt, hält er es aus, dann öffnet er die Hand und sinkt in den Stuhl zurück und unter der Thüre, die sich zu schließen scheint, sieht er die verstorbene Tante, sie

macht ihm einen Knicks, so tief, wie man wohl aus Spott thut, dabei verzieht sie aber keine Miene, ihr Gesicht sieht nach ihm her, leichenfahl, mit gebrochenen Augen und geöffnetem Munde.

„Von Stund' ab war es aus. Er versuchte es, unter die Leute zu gehen, aber es war ihm immer, als ginge das Gespenst hinter ihm her. Wenn er, um ein Gespräch anzuknüpfen, auf jemand zutrat, so sah er die Erscheinung diesem zur Seite stehen oder über dessen Rücken gucken, er merkte, daß seine Verstörtheit auffiel und schloß sich in seine Stube ein.

„Eine fieberhafte Angst trieb ihn an, die Probe zu machen, ob er das Gespenst denn jedesmal herbeirufe, so oft er den Geldschrank öffne, und es erschien jedesmal und dann war er genötigt, Geld zu verbrennen, um es wieder los zu werden, denn darauf verschwand es, anfangs schnell, dann immer langsamer und langsamer, so daß er in Verzweiflung Note um Note aufgriff, sie in das Licht hielt und Schritt für Schritt die fürchterliche Erscheinung mit gutem Papiergeld ausräucherte, bis sie weg war und er sich über den Schaden, den er angerichtet, wie rasend in die Haare fuhr. Aber er konnte es nicht lassen, nachzusehen, wie sein Reichtum von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde zusammenschmolz. Schrankthüre und Zimmerthüre klappten zugleich auf, der Spuk war wieder da und ohne Besinnen griff er wieder zu, äscherte ganze Hände voll guten Geldes ein und sah mit himmelschreiendem Entsetzen den Augenblick herankommen, wo er nichts mehr im Schrank haben werde, um die gräßliche Gestalt wegzubannen und diese bei ihm verbleiben würde. Und das geschah am Morgen vor dem dritten Jahrestag, als gestern; stumm verblieb das fürchterliche Ding, das nicht lebend und nicht tot war, tagüber auf seiner Stube und als die Nacht herankam und es sich in den starren Zügen des Totengesichtes zu regen begann, als wollte es aufblicken und zu reden anheben, da stürmte er hinaus und rannte im Düster und Dunkel fort, aber immer rückte das

Gespenst hinter ihm her, mit gleichen Füßen über den Boden gleitend, als zöge er es nach. Zwei Meilen von der Stadt brach er zusammen und ein paar Schritte vor ihm stand der Spuk still, ruhig auf einem Flecke ausharrend bis zum Frührot, da raffte sich der Mensch auf, schleppte sich nach der Stadt zurück und stellte sich selbst auf dem Amte. Nun, meine Herren, was sagen Sie zu der Geschichte?"

Man sagte verschiedenes. Einige behaupteten, sie sei gar erschrecklich und sie würden wohl heute nacht davon träumen, andere meinten, sie sei ein rechter Fingerzeig und eine Warntafel für gottlose Gemüter; dahin aber einigten sich alle, daß es unterdem sehr spät geworden und Zeit zum Nachhausegehen wäre.

Unter der Thüre fragte Alois Kerneder den Polizeidiener, ob auch ein Arzt dabei gewesen.

Der Polizeidiener fragte seinerseits, was ein solcher dabei hätte thun sollen.

„Den Menschen untersuchen," antwortete Kerneder, „denn es steht zehn gegen eins zu wetten, daß der krank ist, vielleicht nie im Leben einen Hund, geschweig' eine Tante, vergeben hat, das Ganze sich nur einbildet und die Herren vom Amte nach kurzer Freude den Verdruß erleben, statt einem Mörder einen Narren gefangen zu haben."

„Das wird sich ja zeigen."

Man trennte sich.

„Tobi," sagte der Fleischerknecht zu Breiting, „wir gehen zusammen; ich denk', heut brauchst mich ohnehin." Damit nahm er den Alten unter dem Arm. Der Spaßmacher schien wirklich nicht ganz fest auf den Beinen.

Als die Schritte der anderen verhallt waren, sagte Kerneder: „Heut abend waren die Gänshäut' wohlfeil. Was sagst du dazu, Tobi? Mit solchem Zeugs macht man Hasenköpfe fürchten, nicht Kerle, wie wir sind."

„Uns nicht, wie wir sind," sagte schwerfällig der Alte.

„Ich will dir noch eins sagen, Tobi. Wenn der Narr die ganze Mordgeschichte nicht bloß im Fieber geträumt hat,

wenn er wirklich seiner Tante den Garaus machte und hinterher zum Kreuze kroch, dann ist er der erbärmlichste Feigling und es geschieht ihm ganz recht; was einer nicht zu tragen vermag, das soll er sich nicht aufladen."

Breiting blieb stehen, zog seinen Arm aus dem seines Führers und tippte ihm mit dem Zeigefinger auf dem mittleren Rockknopf: „Loisl, das kann keiner tragen!"

Kerneder lachte auf, es war nur ein kurz abgestoßener Laut. „Warum nit?"

„Das wär' ein übermenschlicher Kerl, der das zu tragen vermöcht'! Allen Respekt! Aber so, wie heut erzählt worden ist, schnappt wohl jeder über. Das ist eine Fügung."

„Tobi, sei kein alter Esel! Du lebst doch schon lang genug auf der Welt, daß du wissen könntest, es spielt keine Fügung ins Leben hinein. Thu und treib, was du magst, es spielt keine Fügung hinein, sag' ich dir, von keiner Seite, und wär' ich an des Narren Stelle gewesen, nicht zur Polizei, in die Apotheke wär' ich gegangen, Blutegel hätt' ich mir setzen lassen und Latwergen eingenommen, das führt die Gespenster säuberlich ab und zieht sie aus dem Blut, wo sie allein sitzen. Das wüßt' ich, hätt' ich's auch nie in einem Buche gelesen. Ich hätt' mich nicht einschüchtern lassen."

„Woher solltest auch du solche Anfechtungen haben? Was weißt du davon zu reden? Solange du Soldat warst, Loisl, sind Friedenszeiten gewesen, sonst hätt' sich wohl im Feld eine Gelegenheit schicken können, einen oder ihrer mehr auf das Korn zu nehmen. Es ist das gruslich genug, doch da heißt's, was du nicht willst, daß dir geschieht, das füge den andern zu und das ist Pflicht, aber wo es Verbrechen wird, wo ich herfall' über einen, der mir wehrlos und unbereit über 'n Weg läuft, das ist doch ganz etwas anderes."

„Pah, es treibt sich wohl mancher in der Welt herum, der seinen Mann auf dem Gewissen hat und den es nicht mehr beschwert, als hätt' er eine Fliege erschlagen."

„Das ist ein dummes Reden von dir, Loisl. Wir können uns nicht hineindenken, wie so einem zu Mut ist."

Wieder klang jenes kurze Lachen. Kerneder legte seine Hand schwer auf die Schulter Breitings. „Alter, du hast keine Ahnung, wie gut ich mich da hineindenken kann."

„Paperlapap, zwischen Hineindenken und Hineindenken ist ein gewaltiger Unterschied. Vorher macht man sich Gedanken und hintennach kommen ganz andere von selbst, und dann merkt man, daß das vorherige nicht das rechte Denken gewesen ist. Ah, red, so ein' wie du sagst, den gibt es nit, kann's nit geben."

„Hannsnarr, wer sagt dir das?"

„Den müßt man mir erst aufweisen, eh' ich's glaub'."

„Aufweisen müßt' man dir 'n?"

„Das müßt' ein schmiedeiserner Mensch sein."

„Nun, dann bin ich so ein schmiedeiserner Mensch!" sagte der Fleischerknecht, sich aufreckend, so lang er war.

„O, hoho, aus Rechthaberei wirst mir noch aufbinden wollen, du hättest einen umgebracht!"

„So sicher, wie du mich da vor dir stehen siehst, hab' ich's auch gethan und frag' nichts danach."

„Hab' ich's nit gesagt?" Der Alte schüttelte sich vor Lachen, und als er nach und nach wieder zu Atem kam, sagte er: „Du hast wohl gemeint, ich würd' gleich vor Schreck zur Seit' springen, daß d' mich brav auslachen könnt'st? Nein, mein Lieber. Den will ich auf 'm Kraut fressen, den du umgebracht hast."

„Wenn ich ihn zur Stell' hätt', die Red' sollt' dich reuen."

„Wie hat er denn geheißen, der nämliche?"

„Seinen Namen hab' ich ihm nicht abgefragt."

„Wo hat man ihn denn seiner Zeit aufgefunden?"

„Den findet kein Mensch auf."

„Das denk' ich selbst!" Der alte Spaßmacher brüllte vor Lachen.

Kerneder packte ihn mit einem harten Griff am Oberarm. „Du Hund, du, wofür hältst du mich? Meinst du,

ich flunkere?" Er gab ihn wieder frei und fuhr halblaut fort: „Ich sag', was wahr ist. Wie ich als Rekrut hab' einrücken müssen, da bin ich bergüber herab der Straße zugewandert. Fuchsteufelswild war ich, daß ich von Haus und Eltern fort gemußt hab', obendrein war ich damal just kein Sparmeister und meine Leute sind so arm gewesen, daß sie mir nur ein paar Groschen haben mitgeben können; die waren am ersten Tage verthan und noch einen hatte ich zu gehen, bis ich auf die Straße traf, und dann konnte ich, solang der Weg lief, neben übervollen Burschen hertrotten, und mich hänseln und necken lassen. Das lag mir im Sinn, als ich am nächsten Morgen in eine Schlucht einbog. Schon von weitem sah ich ein kleines Männlein auf mich herzukommen, dachte mir, den gehst du an, der schenkt dir wohl ein paar Gulden. So wär' mir's lieb gewesen und darum bildete ich mir ein, so würde es auch geschehen. Als der aber herankam und ich ihn anredete, da näselte er was, das ich nicht verstand — es war ein Ausländer — und wollte an mir vorbei. Ich vertrat ihm den Weg und da griff er ein paar Kreuzer hervor; mir schoß das Blut ins Gesicht, ich hatte wohl bemerkt, wie er dabei ängstlich nach allen Seiten umsah und dann nach mir her, das entschied alles, was werden sollte. Eine heillose Wut überkam mich. Sollte ich wie ein Bettler abziehen, weil der mir gegenüber ein Knauser war? Zu Mord und Totschlag war ich ja ausgehoben worden, und da steht ein Kerl, der für Leib und Leben fürchtet und das selbst nicht höher anschlägt als ein paar Kreuzer. Thu' ich ihm danach, bleibt mir allemal ein Ueberschuß! So griff ich ihn und erwürgte ihn mit seinem eigenen Halstuch, leerte seine Taschen und zog den Leichnam über einen kleinen Bach, der dort floß. Im Frühjahr ist der wildes Wasser und wäscht am Fuß der Felswände förmliche Gruben aus, in eine solche zwängte ich den Körper; in der Nähe lehnte an einem Felsblocke, darauf Tannen standen, eine mächtige Steintafel, vielleicht unlängst heruntergebrochen, die stand so, daß ich mich nur anzustemmen brauchte, um sie

fallen zu machen, sie schwang über, schlug Steingebröckel an den Kanten herunter, schloß die Höhle dicht zu und als sie lag, rieselte das Wasser darüber weg; wie sie jetzt eingekeilt liegt, bringen sie keine fünf Mann in die Höhe. Dann ging ich meiner Wege. Das ist die Geschichte, wahrscheinlicher als die närrische von vorhin. Du magst sie nun glauben oder es bleiben lassen."

„Glaub' sie schon," sagte langsam der Alte.

„Nun, dann glaub auch, daß ich nichts danach frage, vielleicht weil ich Fleischer und an Blut gewöhnt bin, ob von Rind oder Mensch, das gilt gleich. Ich erinnere mich, daß ich ein paarmal davon geträumt habe, wie denn alles, was man erlebt, einem im Traum vorkommen kann, worauf aber wach kein vernünftiger Mensch etwas gibt. Freilich muß man sich sicher wissen. Wärst du ein so schlechter Bruder, wie du ein guter bist, und wolltest jetzt schnurstracks aufs Polizeiamt rennen, ich hielt dich nicht mit dem kleinen Finger; da ließe sich nichts erweisen, nicht, wie der geheißen hat, noch wo er liegt ..."

Breiting richtete sich auf, er schien einen halben Kopf höher als sonst. „Seinen Namen kann ich dir sagen und an der Stelle war ich, eh' ich noch an dich hab' denken können, jetzt weiß ich mir auch den Mann aufzufinden." Er zog eine Uhr hervor, deren Schlüssel an einem Lederriemchen baumelte, er ließ sie schlagen, es war drei Uhr morgens. „Kerneder, kennst du die? Die hast du damals dem Wirt an der Landstraße an Zahlungsstatt überlassen und den Schlüssel hast du vor nicht ganz sechs Wochen hier bei deiner Schwägerin verstreut."

Der Fleischerknecht war völlig nüchtern geworden. Er stand starr, dann schrie er auf: „Höllenhund, elender, wer bist denn du?"

„Der Polizeiagent Anton Wüllfert, von dem du vielleicht schon gehört hast und der dich jetzt, mit oder ohne Fügung, das gilt auch gleich, in Haft nimmt. Alois Kerneder, du bist mein Gefangener!"

Bei diesen Worten traten aus dem Schatten der nächsten Häuser einige Männer hervor und auf die beiden zu. Der Fleischerknecht machte einen raschen Seitensprung, lief ein paar Schritte; einen Augenblick sah man in seiner Hand ein Messer blinken, dann taumelte er und fiel denen, die ihn haschten, schwer in die Arme. Mit einem sicheren, kräftigen Stoß hatte er sich ins Herz getroffen.

Anton Wüllfert that es sehr leid, daß der „schöne Fall" nunmehr nicht zur Verhandlung kommen könne, aber er tröstete sich damit, daß er jetzt in der Lage sei, mit den hochachtbaren Erben des seligen Johann Georg Heinecke eine erfolgreichere Korrespondenz anzuknüpfen.

Darin wird er wohl recht behalten haben und in anderm behält er's auch, ob die Sühne für eine geschehene That mit oder ohne Fügung sich einstellt, das gilt gleich, am wohlsten wird immer dem zu Mute sein, der weder eine Fügung noch einen Zufall zu fürchten braucht, der sich weder mit Blut noch mit fremdem Eigen, weder mit Gewaltthat noch mit Gemeinheit besudelt und dem man dereinstens auf dem Sterbebette über der stillen Brust die reinerhaltenen Hände faltet.

Der Hoisel-Loisel.

Eine Räubergeschichte.

(1881.)

In der Amtsstube des Gemeindehauses eines kleinen Landstädtchens schritt der vielmögende Bürgermeister auf und nieder, ein noch junger Mann, er hatte die Rechte studiert, sich dann auf die Oekonomie verlegt, und war ein „recht gemeiner Herr", wie die Bauern sagten, und damit meinten, ein leutseliger.

Im Auf- und Niederschreiten wandte er manchmal ungeduldig den Kopf nach dem Gemeindeschreiber, der mit fiebernder Hast alle Laden seines Schreibtisches aufzog und die darin befindlichen Papiere durcheinander warf, offenbar suchte er nach etwas, das sich um so weniger finden lassen wollte, je ängstlicher danach gekramt, geblättert und leise geflucht wurde.

Der Bürgermeister hielt in seinem Gange inne und nahm wirklich die Miene eines „Gestrengen" an, als er sagte:

„Grumbacher, Sie verlegen doch einmal alles. Die letzte Nummer des Evidenzblattes muß man doch zur Hand haben."

Der Schreiber senkte den Kopf, warf aber seitwärts einen sehr mißgünstigen Blick nach der Thüre, in deren Nähe ganz gleichmütig der Mensch stand, um dessenwillen er sich alle diese Mühe geben und den Verweis gefallen lassen mußte.

Es war das ein ziemlich alter Bursche in etwas vorgeneigter, demütig-zutraulicher Haltung, die Kappe hielt er in der Rechten, er brauchte sie nur vorzustrecken, so befand er sich in jener „Fechterstellung", in welcher er gleichzeitig der Hartherzigkeit der Menschen entgegentrat und sich der Armut zu erwehren suchte. In der Linken hielt er einen Zwangs-

paß, der ihm noch nicht abgenommen worden war. Ein solches Dokument verpflichtet den Besitzer, sich auf dem kürzesten Wege nach seiner Heimat zu begeben, ganz abgesehen davon, ob er sich nach derselben sehnt, und ist auch just keine Empfehlung für dort.

„Nun, haben Sie's endlich?" sagte der Bürgermeister, indem er ein bedrucktes Blatt aus der Hand des Schreibers in Empfang nahm. Er begann auf selbem nachzusuchen.

Manche freut es, ihre Namen in einer Zeitung erwähnt zu finden und sie mögen behaglich zuhören, wenn ihnen ein anderer solches daraus vorliest, das ist aber bei dem Evidenzblatte nicht der Fall; denn dieses ist so eine Art Wohnungsanzeiger für jene, welchen die Polizei oder das Gericht ein oder mehreremal auf kürzere oder längere Zeit ein freies Quartier verschaffte. So oft so ein Name im Laufe der Jahre wiederkehrt, steht auch immer gewissenhaft dabei, wievielmal der Betreffende schon früher die Wohlthat eines solchen Unterstandes genossen, auf wie lange und wodurch er sich derselben würdig gemacht, so daß zuletzt die Evidenzhaltung eines ordentlichen Spitzbuben mehr Zeilen erfordert als ein Heiratsantrag, in welchem ein alternder Junggeselle oder eine verblühte Jungfer ihre guten Eigenschaften herausstreichen, mag er noch dazu in Versen abgefaßt sein. Aus dem Gesagten dürfte zur Genüge hervorgehen, daß noch keiner, dem ein Sicherheitsbeamter aus dem genannten Blatte vorlas, dabei sich sonderlich unterhalten habe.

„Nun, Alois Hoisel," sagte der Herr Bürgermeister, von dem Papiere aufblickend, „da steht ja eine ganz nette Reih' von Abstrafungen."

„Lappereien, lauter Lappereien," sagte der Demütige im Tone bescheidenen Einwandes.

„Hm," der Bürgermeister räusperte sich und hob den Finger. „Raub!"

„Na, ja, der Raub," wiederholte der Vagabund mit einem eigentümlichen, geringschätzigen Lächeln. „Der Raub, der steht oben an, aber nachher find't sich nix Schlechtes."

„Ei, der Teuxel! Der Hoisel-Loisel scheint ganz sonderbare Begriffe von Gutem und Schlechtem zu haben. So ein Kapitalverbrechen hat Er sich freilich nimmer zu schulden kommen lassen, davor hat Er sich gehüt', aber sonst ist Er halt doch ein unverbesserliches Individuum."

„Nit 'm Leb'n noch 'm Eigentum gefährlich," schaltete Loisel mit Sachverständnis ein.

„Red' Er nit. Ein Mohr laßt sich nit weiß waschen, noch weiß brennen. Da steht's: Betteln, Vagabondage, Reversion, Falschmeldung, Wachebeleidigung, thätliche Wachebeleidigung, Widersetzlichkeit . . . wiederholt und wiederholte Mal!"

„All's nit gegen 's Leben oder Eigentum."

„So?" fragte der Bürgermeister und las laut und mit Nachdruck weiter: „Boshafte Beschädigung fremden und öffentlichen Eigentums . . ."

„Na ja, Straßenlatern', Wachstub'n- und Zelleneinrichtung, wegen der Disziplin halt."

„Was?"

„No mein, daß ich halt im Disziplinarweg g'straft worden bin, wenn 's Gefängnis nit ausg'reicht hat."

„Was heißt denn das wieder?"

„Ja, sehn S', unterthänigster Herr Bürgermeister, die Geschicht ist halt so. Im Sommer bringt mer sich leicht fort, wann mer sich gleich nit die paar Groschen für ein' Nacht im Massaquartier d'erbettelt, so kann mer doch bei der grün' Bettfrau — im Freien — schlafen, aber im Winter, no mein, was will mer denn da anfangen? Da hab' ich halt allweil was ang'stellt, daß ich die harte Zeit über bin eing'sperrt g'west, und hat die Straf' nit zug'reicht bis h'naus aufs Fruhjahr, so hat's halt ang'stückelt werd'n müss'n; ganz ohne böse Absicht hab' ich mir dann was ausdenkt, etwa 'n Wächter, der mich hätt' vom G'fangenhaus zur Polizei überstell'n soll'n, daß ich den g'haut hab' oder so was, nix Unehrenhafts net. Is mir auch noch allmal g'lungen, daß ich auf die Weis' zu mein' Zuschuß von 'r paar Wochen oder Monat kommen bin."

„No, ich merk', da war Er ja gar nit ungern eing'sperrt?"

„O, du mein, wie S' nur da fragen können, Euer G'streng! Freilich, das muß eins wissen, wie's da drin is! Die Pfleg', wann ein'm was fehlt, die rechtschaffene Behandlung, die regelmäßige Kost, kurz, die Ordnung halt, die Ordnung! Die hat unsereins ja gar nit heraust in der Freiheit und wann nit die schlechte G'sellschaft wär', möcht einer niemal losgehen."

„Nun, ich sollt' doch meinen, daß besser wär', sich durch ehrliche Arbeit fortz'bringen."

„Gott soll mich strafen, wenn ich anfangs anders gedacht hab', aber mein ehrerbietigster Herr, es gibt auch Umstände in diesem Leben. Wie ich wegen dem Raub," — wieder zuckte jenes eigentümliche Lächeln über das Gesicht des Vagabunden — „zehn Jahr' auf mich g'nommen hab', das war eine schwere Dummheit — ganz unbedacht" —

„Wenn Er's nur einsieht."

„Ei, ja wohl, dös schon. No, wie die zehne abg'sessen war'n, mußt' ich meine drei Jahr' Militärzeit nachdienen. Woher ich abg'stellt word'n bin, das hat mer g'wußt, ich war beacht' und bewacht wie ein wild's Tier an der Ketten, wo einer mit 'm Karbatsch' daneben steht. ‚Rühr dich, so schmier' ich dir eine übers Fell, daß dir die Mucken vergehen, wenn dir wieder ein' aufsteigen sollten!' No, ich hab' g'funden, daß's ein Soldat just nit viel besser hat, als ich's g'habt hab', von wo ich herkommen bin; aber ab'gangen ist mir nix, ich hab' mich g'halten, wie sich's g'hört und in meiner Militär-Konduit'listen wird ein hohes Bürgermeisteramt nix Nachteiliges finden."

„Das ist richtig."

„Wie ich aber vom Militär frei 'gangen bin, da waren ein dreizehn Jahrl vorbei, kein Städter bin ich net word'n und kein Bauer mehr g'west! Arbeit hab' ich mir gleichwohl rechtschaffen g'sucht, aber wann eine g'funden? Hat mer doch einer g'sagt, — sagt er: ‚Was, Sie suchen ein'

Arbeit, wo wir g'lernte Arbeitsleut' nur randweis' eine finden und Zwischenzeit mit Weib und Kind hungern müssen? Sie sein ein alleiniger Mann, stellen S' was an, daß S' ins Zuchthaus kommen, 'n Sträflingen schickt mer d'Arbeit zu, ehrliche Leut' heraust finden keine!' — Niederschlag'n hätt' ich 'n am liebsten mögen, wie er dös sagt, wär er nit ingleichen ein armer Hund g'west wie ich. Mer muß nur wissen, wie dös is, wenn der Hunger ein'm weh thut und mer niemand hat, zu dem mer hingehn kann af ein' Löffel Suppen, ziehet jeder die Schüssel verwunderig z'ruck: ‚Was willst denn du da? Ich kenn' dich net!' — Da hab' ich mir denkt, so unchristlich werd'n die Leut' doch net sein, wann mich auch kein einzelner von sö bei sein'm Tisch leid't, so schenken mir doch vielleicht ihrer mehr was auf den Löffel Suppen und hab' mich aufs Betteln verlegt; da war'n aber gleich die Anständ' da, no und dös hab' ich g'wußt, daß's ein' in der Straf' wirklich besser geht, so hab' ich mir halt dann selber die Anständ' g'macht, wie s' mir ang'standen sind, aber wie g'sagt, nix Unehrenhaftes nit!"

„So, so," sagte kopfnickend der Bürgermeister, „nun, da werden wir wohl nit lang warten dürfen, so wird der Hoisel-Loisel dazuschau'n, daß er wieder ein' Anstand hat?"

„Ah, nein, dös is nit. Da wär' ich ja nit erst so weit her'gangen. Ich hab' 'm Herrn Kommissär mein Wort 'geben, daß ich diesmal wirklich heimgeh' und heimbleib'. Ich will mich jetzt zur Ruh' setzen."

„No, 's ist wirklich schon höchste Zeit, daß Er einmal g'scheit wird, alt g'nug dazu wär' Er!"

„Halt ja, halt ja, 'r G'streng!"

„Aber, was wird Er denn jetzt anfangen?"

„Ja, so gleich im vorhinein wußt' ich das wohl nit z' sagen; aber ich denk', aus alter Freundschaft nimmt mich schon eins als Einleger."

„Ist bissel viel verlangt, Hoisel."

„Na ja, es kommt halt drauf an, daß ich eins zur Ein-

sicht bring' und heut kann ich noch nix sagen, aber wir können sich ja später ganz ehrfürchtig drüber reden, Herr Bürgermeister!"

„Bring er doch nit so verkehrte Redensarten vor," lachte der Bürgermeister. „Ich denk' nit dran, daß ich mit 'm Hoisel ganz ehrfürchtig reden werd', sorg Er nur dafür, daß ich's immer im guten kann!"

„Ah ja, freilich, freilich, — wird nix vorkommen!"

„Na, und jetzt geh' Er mit Gott!"

„Oh mein, dös wär' mir eh' recht, wann der sich auf dös Kumpanieg'schäft einließ' und mit mir ging, er möcht' Wunder wirken und ich thät' mit 'm Teller absammeln gehn."

„Hoisel! Hoisel!"

„Nix für ungut! Armer Leut' G'späß nimmt der Herrgott nit für übel, nur der Reichen Uebermut möcht 'n aus 'm Himmel jag'n. Ein G'spaß, nix weiter!" Er hob beteuernd die Hand mit der Kappe in die Höhe. „Keine Lästerung. Bewahr! Wo ich mich zur Ruh' setz', nix nöt mehr, gegen kein' Paragraphen! O, nein! Küß' d'Hand!"

Die Thüre fiel hinter ihm ins Schloß.

„Ein sonderbarer Kostgänger," sagte der Bürgermeister, „fürcht' nur, er bleibt nit lang allein des Herrgotts seiner und fällt der Gemeind' zur Last. Das scheint wirklich bei ihm ein Ehrenpunkt gewesen zu sein, nichts gegen das Leben und Eigentum anderer zu unternehmen, denn von schwerer körperlicher Verletzung, Diebstahl oder Betrügerei kommt in der langen Liste seiner Abstrafungen kein einziger Fall vor. Was war denn das aber mit dem Raub, ist der in hiesiger Gegend vorgefallen?"

„In hiesiger Gegend," antwortete der Schreiber, „an der jetzigen Klosterhofbäuerin."

„Ei, was Sie sagen! An der?"

„So hab' ich mir erzählen lassen, Herr Bürgermeister, denn ich hab' damals noch nicht die Ehre gehabt, der löblichen hiesigen Gemeinde zu dienen. Schier siebenundzwanzig

Jahr' ist's her, die Bäu'rin hat bald darauf geheiratet, aber zur Zeit war s' noch als ledige Dirn auf ihrer Eltern Gehöft; da ist einmal im Wald der Bursch über sie herg'fall'n und hat ihr, trotz Geschrei und Gegenwehr, ein schweres goldenes Kreuz vom Hals gerissen, aber ihre zwei Brüder und der Vater sind dazu 'kommen und haben ihn stellig g'macht. Die Bäuerin hat nit wollen, daß die Sach' vor Gericht kommt, aber der Alte hat kein' Spaß verstanden."

„Weiß mer nit, war der Hoisel damals in Not?"

„Man sagt: nein. Aus purem Uebermut hätt' er's gethan."

„So? Wenigstens macht's der Klosterhofbäuerin alle Ehr', daß sie von der gerichtlichen Verfolgung hat absehen wollen. Ist halt in allen Stücken ein achtbares Weib, das! — Nun also, gut'n Mittag, Grumbacher!"

„'r Diener, Herr Bürgermeister!"

Noch waren die Schritte seines Vorgesetzten nicht verhallt und schon hatte der Schreiber sämtliche Laden seines Schreibtisches versperrt, und seinen Kanzleirock gegen einen anderen vertauscht; er ging mit einer solchen Eile daran, das Amtslokal zu verlassen, daß wohl der Verdacht aufkommen konnte, er schlüge die Ehre, löblicher hiesiger Gemeinde zu dienen, nicht gar zu hoch an.

Ja, die Klosterhofbäuerin war in allen Stücken ein achtbares Weib, niemand wußte das anders zu sagen. Vor etwa sechs Jahren war sie Witwe geworden und obwohl sie da schon im vierzigsten Jahre stand, so war es nicht allein Geld und Gut, oder all der trefflichen Eigenschaften, deren man sich bei ihr versah, die eine oder die andere, was ihr kurz nach Ablauf des Trauerjahrs mehrere „gar schönthuliche" Freier zuführte, sondern auch ihre wohlerhaltene äußere Erscheinung, die hohe üppige Gestalt und das einnehmende Gesicht, das in glatter Völle und in den frischen Farben der

Gesundheit blühte, wie das einer der jüngsten Dirnen. Aber sie schlug alle Bewerbungen aus, indem sie auf ihre beiden Kinder hinwies, welche damals schon ziemlich erwachsen waren und wovon der Bursche nunmehr zweiundzwanzig Jahre und die Dirne achtzehn zählte, dadurch nahm sie nur in der Achtung der Leute zu, denn die Männer, verheiratet oder ledig, hätten keinem Einheimischen, geschweige denn einem Fremden, ein solches Glück gegönnt, die Weiber sehen es gerne, wenn eine ihresgleichen „die Treue bis übers Grab hinaus" bewährt, wenn sich auch die meisten vorbehalten, es für ihre Person anders zu machen, da leider ihr Seliger nicht danach war, und die Dirnen fanden es „groß rechtschaffen" von der Bäuerin, daß diese, die ja schon einmal an der Reih' war, es mit keinem zweiten versuchte und ihnen keinen Ledigen wegnahm, so daß sich in der Stille noch jede auf jeden, als auf ihren ersten, Hoffnung machen konnte.

So stattlich und so groß angesehen wie seine Bäuerin war auch der Klosterhof. Wie leicht zu erraten, hatte das Anwesen seinen Namen daher, daß es einst einem Kloster zugehörte; aber auch, als es nach Aufhebung des letzteren in weltlichen Besitz überging, blieb der Segen Gottes darauf haften und der jeweilige Klosterhofbauer konnte überzeugt sein, daß er die solidesten Baulichkeiten und die fettesten Gründe im ganzen Landesviertel besitze und alle Ursache habe, für die Errichtung der einen und die Aufspürung der andern den geistlichen Herren ein dankbares Angedenken zu bewahren, denn so seltsam es sich anhört, doch ist es eine ausgemachte Erfahrung, wie abgeschieden von allem weltlichen Treiben und abgezogen von allem irdischen Tand solche fromme Ordensbrüder auch dahinleben, wenn eine Angelegenheit sie zwingt, mit der argen Welt Handels und Wandels halber zu verkehren, dann überkommt sie plötzlich die Gnade der Erleuchtung, so daß sie ihres Vorteils besser als Profane walten, nur Gutes geschenkt nehmen und nur Bestes kaufen.

Ein wasserreicher Bach, der wohleingedämmt war, durchschnitt der Quere nach die weitausgebreiteten Gründe und

über den festen Steg, unter welchem er dahinfloß, ging der breite Fahrweg, der ferne aus dem Walde hervorkam, eine lange Strecke inmitten von Feldern und Wiesen sanft hinanstieg und bei den Wirtschaftsgebäuden endete; diesen zur Seite auf einem kaum merklichen Hügel lag das Wohnhaus, der wohlgepflegte Garten hinter demselben rückte bis an das Wasser hinab; zwei weibliche Gestalten schritten dort zwischen den Blumen- und Gemüsebeeten dahin und ergingen sich in dem warmen Sonnenschein, der heute über dem Lande lag, die eine war groß und stattlich, die Klosterhofbäuerin, die andere um vieles kleiner und runder, ihre Tochter. Abseits in einer Laube, für sich allein, saß ein hübscher Bursche, der aus einer Pfeife qualmte, der junge Bauer.

Die beiden Frauen standen still.

„Du lost*), Mutter?“ fragte das Mädchen.

„Wohl,“ sagte die Bäuerin. „Schon die längst' Zeit hör' ich eine Amsel pfeifen.“

„Die hör' ich eben auch und denk' nur wie dumm, ich bild' mir ein, sie thät' fast, als wollt s' ein' Ländler pfeifen.“

„'s kann ja wohl eine zahme sein, die ausgeflogen ist. Ein oder das andere Stückl kann man so einem Tier schon einwerkeln. Laß uns einmal näher hinzugehen!“

Die beiden schritten nun hinab bis an den Zaun, der an dem Bache hinlief, schlichen längs dieser Einfriedigung den Tönen nach und als sie hinter einem dichten Busch hervorlugten, da nahmen sie wohl den Vogel wahr, der so gut zu pfeifen wußte — wie eine Amsel; der Hoisel war's, der sich dort aufs Gras gestreckt hatte, als er jetzt der beiden Frauen ansichtig ward, erhob er sich flink, rückte seine Mütze und streckte sie dar. „Bitt' gar schön!“

Die Bäuerin und das Mädchen lachten laut auf, so lustig kam es ihnen vor, wie ruppig sich der Vogel in der Nähe ausnahm und daß sie nun für den Amselpfiff, der sie hergelockt hatte, bezahlen sollten.

---

*) Losen = aufhorchen.

Die Bäuerin warf eine kleine Münze in die Kappe.

„Vergelt's Gott," sagte der Vogel in der Mause.

„G'seg'n's Gott," sagte die Bäuerin und wandte sich zum Gehen.

„Fix noch mal h'nein," sagte der Bettler, „wie du aber schön sauber geblieben bist, Klosterhofbäuerin!"

Die Bäuerin blieb stehen und sah nicht unfreundlich dazu, wenn's auch nur ein Bettler war, der ihr das sagte.

„Dich kennt mer doch gleich wieder," fuhr der fort, „wie lang mer dich auch nicht g'sehen haben mag. Schauet ich mir nur die Hälfte so viel gegen früher gleich, so möchtest mich wohl auch kennen."

„So? Wie heißt denn?"

Er verzog grinsend den Mund. „Der Hoisel bin ich."

„Jesus!" Die Bäuerin stieß einen schwachen Schrei aus. Keiner in der Gemeinde hätte ihr das verdacht, einem Menschen gegenüber, von dem sie nur zu gut wußte, daß er ein Räuber war.

„Du bist da?" hauchte sie.

„Bleib' auch da. Schön bin ich nimmer, wie d' siehst, aber g'scheit bin ich word'n und ganz g'scheit, gegen ein andersmal, will ich mich auch jetzt mit dir reden, Bäuerin."

Diese war bleich geworden. „Lenerl," schrie sie dem Mädchen zu und lief auf und davon.

Lenerl müßte nicht ein Kind des Klosterhofs gewesen sein, dort geboren und herangewachsen, wenn es sie nicht groß wunder genommen hätte, daß sich ihre Mutter gegen einen Bettelmann so viel vergeben konnte, sie folgte ihr daher nicht nach, dem Amselmann mußte doch erst seine Ungebühr eingetränkt werden, sie stemmte trotzig die Arme in die Seite und schrie ihn zornig an: „Du unnützer Stromer, du, wie kannst du dir herausnehmen, Leut' zu verschrecken, die weit ober dir stehn?!"

Hoisel lächelte gutmütig. „Geh, du fett's Walperl," sagte er.

„Was — —" Der Dirne versagte die Sprache.

„Fett's Walperl," wiederholte er mit freundlichem Blinzeln. „Was willst denn du dich einmengen? Ich und dein' Mutter reden sich schon noch ein andermal. Wenn s' weniger g'schreckt is, wird s' mer schon standhalten. Kannst ihr ja derweil sagen, der Hoisel verlangt sich nix als ein Winkerl zum Unterschliefen, ein Platzerl bei 'n Tisch und zeitweis' ein paar Gröscherln in Sack. B'hüt dich Gott, Mordsdirndl, aus der man leicht zwei macht, ohne daß eine davon schlecht z' teil kommt. Hehehe!" — Damit ging er.

Die Bäuerin war indes in der Laube, wo der Bursche saß, zitternd auf eine Bank gesunken. „No, du mein," sagte der aufspringend, „was ist dir denn? Was gibt's denn?" Er sah nach dem Bache hinab. „Es wird dir doch nit der Landstreicher da unt' so ein' Angst eing'jagt hab'n? Ei, Himmelsakerment, jetzt begehrt er noch mit der Schwester auf. Wart, Halunk'!"

„Da bleibst, Kaspar," rief die Bäuerin. „Laß 'n gehn! Ich will's hab'n, daß du ihn gehn laßt."

Der Bursche zuckte die Achseln. „Meintswegen! Machst ein Wesen weg'n dem Lumpen! Soll er gehn, trifft er eher ins Zuchthaus."

Bebend vor Zorn stürzte jetzt Lenerl herzu, erzählte, daß ihr der nixnutzige Vagabund gar einen Uebelnamen gegeben habe — welchen sagte sie nicht — und was er sonst für kecke Reden geführt.

Diesmal stieg der Bäuerin brennende Röte ins Gesicht, sie wandte sich hastig ab und ging in das Haus, dort saß sie eine geraume Weile in ihrer Stube, an dem Tische, stützte den Kopf mit der Linken und strich mit der Rechten über die Platte; plötzlich erhob sie sich, zog eine Joppe über, steckte ein frisches Tuch zu sich und bald schritt sie auf dem breiten Fahrwege hinter den Wirtschaftsgebäuden dahin.

Erst als sie den fernen Wald erreicht hatte, hielt sie etwas inne und schöpfte Atem, ehe sie in dessen Schatten trat. Der Weg wurde auch dort beschwerlicher und führte ziemlich steil hinan, sie verfolgte ihn nun bedachtsamer. Nachdem

sie eine gute Strecke zurückgelegt hatte, bog sie in einen schmalen Seitenpfad ab, der nach einem Thalgrund führte und hier überkam sie ihre frühere Hast und sie eilte dahin, bis ihr eine ärmliche Hütte in Sicht kam, je mehr sie sich aber derselben näherte, verlangsamten sich wieder ihre Schritte.

Ein paar Kürbisstauden, die an der Erde fortkrochen, und ein schmales Ackerstreifchen, das mit Erdäpfelpflanzen bestellt war, bildeten die dürftige Umgebung der Hütte, der selbst das, was sie schmücken sollte, zum sicheren Verderben werden mußte, die Rankengewächse, die rings an den Mauern hinankletterten und ihre Haftstränge und Luftwurzeln in jede Ritze einbohrten.

Die Bäuerin blieb einen Augenblick horchend vor der Thüre stehen. War überhaupt wer in der Hütte, so war er allein. Sie klopfte an, innen erschallte der Zuruf einer weiblichen Stimme, da öffnete sie die Thüre und trat bei der Botengänger-Traudel ein.

Die Inwohnerin der Hütte stand mit dem Rücken gegen die Thüre, sie beugte sich über den Herd und blies das Feuer an. Entweder kochte sie sich einen Kaffee als Ersatz der Mittagskost, oder sie wärmte sich diese jetzt auf, nachdem sie wieder einmal verspätet dazukam.

In der feuchten dumpfigen Luft zwischen den nackten unfreundlichen Wänden befiel die Klosterhofbäuerin ein leichter Schauer. „Grüß Gott," sagte sie leise.

Bei dem Klange dieser Stimme riß es die Traudel völlig herum. „Ho, Klosterhofbäuerin," rief sie erstaunt, „du bist's? Da sollt' mer doch 'n Ofen einschlagen, aber haben müßt' mer ein'; der Herd ist dazu z' fest."

Es ist eine gang und gäbe Redensart, dort zu Lande, wo diese Geschichte spielt, wenn ein „seltsamer", soll heißen seltener Besuch die Stube betritt, daß man sagt, man müsse oder solle den Ofen einschlagen; gewöhnlich bleibt es bei

dem freundlichen Vornehmen, vorzeit wo alle aus Kacheln bestanden, hätte sich das auch verhältnismäßig ganz leicht bewerkstelligen lassen, heutzutage aber, wo der Blechofen oder gar der aus Gußeisen selbst in Bauernstuben sich vorfindet, machte diese Liebes-Ehr' oder Freudenbezeigung, es ist schwer zu entscheiden, was es vorstellen soll, wohl einige Umständlichkeiten.

Die Botengänger-Traudel war kein Jahr früher oder später auf die Welt gekommen als die Klosterhofbäuerin, jetzt aber, wo sie dieser gegenüberstand, sah sie danach aus, als hätte sie zehn Jahre länger gelebt; die Not, deren sie sich in ihrer Jugend durch harte Arbeit zu erwehren suchte, der sie später als Botengängerin in Sonnenbrand und Frost zu entlaufen trachtete, hatte sie gezeichnet.

Die Klosterhofbäuerin schöpfte tief Atem, ehe sie hastig die Frage hervorstieß: „War er schon bei dir?"

„Wer?" fragte die Traud l entgegen.

„Der Hoisel."

„Der Hoisel? Bist g'scheit?"

„Er ist aber da und will auch bleiben."

„So? Da ist er und bleiben will er? No wohl, da wird 'n der Kuckuck schon auch daher führen."

Beide Weiber blickten eine Weile schweigend zur Erde. Traudel hatte sich auf eine Herdecke geschwungen, da saß sie und drehte einen hölzernen Rührlöffel spielend in den Händen, die Klosterhofbäuerin stand aufrecht und zerknüllte ihr Taschentuch, mit einmal aber beugte sie sich vor und streckte die Arme gegen die Botengängerin aus. „Sieh," begann sie mit zitternder Stimme, „was gemacht hat, daß ich dir all die Jahr' her scheu ausgewichen bin, das führt mich jetzt zu dir. Ich konnt' mir nit helfen, ich mußt' allweil denken, dir käm' die Geschicht' mit dem Raub nit recht richtig vor."

„Ei wohl," die Traudel lachte heiser, „da wär' dir auch nit zu helfen gewest, wenn du anders gedacht hättest, denn ich weiß um alles."

Die Bäuerin schrak zusammen und faltete die Hände. „Um alles, du sagst, um alles, Traudel?“

„Um alles,“ lachte diese wieder. „Ich müßt' ja nit dir und dem Hoisel nachgeschlichen sein, oft genug, wie ich gemerkt hab', daß ihr beide anfangt, falsch und schlecht zu sein, falsch gegen mich — er, weil er mich um deinetwillen verlaßt, du, weil du ihn von mir abredest — und schlecht, weil doch alles zwischen euch nur in Unehr' verlaufen konnt'. Aber ihr habt nie gemerkt, wie oft ich euch nah' um die Weg' war, auch an selbem Abend, im Wald, wo's den Spektakel z'weg'n 'm Raub abg'setzt hat, und so gut wie ihr zwei hab' auch ich g'wußt, daß da von Rauberei kein' Red' war, was dir der Bursch etwa hätt' nehmen mögen, hätt' er im Einverständnis mit dir g'nommen; wie aber deine Leut', ob zufällig, oder auch aufpasserisch, dazu 'kommen sein, da war's der Hoisel, der dich selber ang'lernt hat, zu schreien und dich zur Wehr' z' setzen. Gelt ja, so is's g'wesen? Weiß ich's 'leicht nit? Ganz gehörig hab' ich dir's geneidet, daß er dir z'lieb, ohne zu mucken, die schwere Straf' auf sich nimmt, wie dumm es war, so brav ist's auch gewesen! Drum, wie ich im Gefängnis mit ihm z'samm'kommen bin, hab' ich ihm versprochen, daß ich nix verlauten lassen will, trotz ich all's Wahre aussagen könnt'. Es sollt' ihm werden, wie er's gewollt hat, denn ich hab' das Ganz' für eine Sach' ang'sehen, alleinig unter euch zweien, die niemand andern was angeht. So hab' ich gedacht und so denk' ich heut noch und hab' ich bisher das Maul gehalten, so werd' ich's auch für künftig thun; er selber dürft' sich nit auf mich berufen, wenn er schlecht genug wär', die Geschicht' unter die Leut' bringen zu wollen, aber das darfst du wohl nicht fürchten, ist er dir rechtschaffen genug all die Jahr' her fern 'blieben, wird er doch nit jetzt mit einmal sein' Sinn ändern? Wofür wollt' er's denn thun? Was hätt' er davon?“

„Füttern will er sich lassen,“ fuhr es der Klosterhofbäuerin grob heraus, dann setzte sie ihre Rede in klagender Stimme fort: „Du kannst dir gar nit denken, wie ich er-

schrocken bin, wo er heut mit einmal vor mir steht, wie aus der Erd' g'wachsen und ich 'n erkenn' und er mir sagt, wie er gegen früher viel g'scheiter word'n wär' und derweil' jetzt mit mir z' reden hätt'; grad noch, daß mich die Füß' trag'n hab'n, wie ich vor ihm ausg'rissen bin. Aber durch d'Leni hat er mir Post sagen lassen, daß wir uns schon noch reden würden und er sich Unterstand, Kost und Geld erhofft."

„Ei du mein," kopfschüttelte die Traudel, „da schau eins, wie sich ein Mensch mit der Zeit ändern kann! Freilich wohl auch, es kommt oft g'nug vor und b'sonders 's Elend macht kein' braver. No, aber du hast's, du kannst's thun, daß d' dich mit ihm absind'st."

Die Bäuerin starrte mit großen Augen vor sich in die Luft und die Hand mit dem Taschentuche hob sich vorläufig bis zum Kinn. „Das kann ich aber eben nit," sagte sie. „Käm' ihm der Uebermut, wär' ich nie sicher, daß er nit mehr und mehr begehrte, und ich kann ihm das nit geben, was er sich jetzt verlangt, denn nach dem, was die Leut' davon halten, daß zwischen ihm und mir vorg'fallen wär', glaubet doch keins, daß die christliche Nächstenlieb' so weit ging', und da möcht' ein Verwundern und ein Gered' anheb'n und ein Nachfrag'n und ein Lauern, daß nit einmal ein Schuldlos's davor bestünd' und nit eher möchten sie nachlassen zu spüren und zu fündeln, bis offen daläg', was all die langen Jahr' her unter unsers Herrgotts gnadreichster Fürsorg' verborgen geblieben, bis mein' Ehr' verspielt wär' und ich in meinen alten Tagen dastünd' in Schand und Spott vor den Leuten und vor den eigenen Kindern! Das vermöcht' ich aber nit zu überleben — ich vermöcht's nit!" Laut aufschluchzend drückte sie das Tuch an die Augen.

„Bist wohl auch ein arm's Weib, du!" rief die Traudel, indem sie sich von der Herdecke schwang. „Und ich, ich lass' dich da stehn und stehn." Die Botengängerin schoß nach einem Winkel, aus welchem sie einen Stuhl hervorzerrte und der Bäuerin zuschob. „Da, sitz nieder."

Die Bäuerin stäubte den Sitz ab, das mochte geraten

sein, weniger aber, das Tuch dann wieder an die Augen zu führen, was sie that, als sie jetzt saß und still vor sich hin weinte.

Die Traudel stand ihr zur Seite und schlenkerte verlegen mit beiden Armen auf und nieder. Voll und ganz überkam sie das Mitleid, das der Dürftige für den Reichen empfindet, der ihm in gleich gedrückter Lage, sei es mit gebrochenem Stolze, oder verarmt am Gute, vor Augen kommt; er, der all seine Tage Herrischthun und Besserhaben gewohnt war! „Wie bitter muß dem erst sein, mitzumachen, was unsereins, das nix gilt und nit zählt, sein' Zeit von klein auf mitmacht? Uns gibt man keine Ehr' und wir hab'n kein Gut, kann uns die eine nit genommen werden und 's andere nit verloren gehen." Das schoß der Botengängerin durch den Kopf und zugleich auch, daß sie nun doch wenigstens irgend etwas sagen solle. Sie legte linkisch beide Handflächen aneinander und begann sie zu reiben. „Sag einmal, Klosterhofbäuerin, weil du gesagt hast, du wärst eben dessenthalben zu mir hergekommen, was könnt' denn wohl ich für dich thun?"

Die Bäuerin faßte sie hastig an den Händen. „Das werd' ich dir sagen, Traudel! Ich bin gewiß, der Hoisel sucht dich auf; du hast's vorhin selbst gesagt, du meinst nit, daß er dir wegbleibt; wenn er kommt, so red ihn von sein'm Vorhaben ab, red ihm zu, daß er mein' Frieden nit untergrabt —"

Traudel zuckte die Achseln. „Ja, mein', wenn er wirklich ein anderer word'n is, da kehrt'n wohl niemand mehr auf die gute Seite. Was gibt er da auf ein Reden und gar auf mein's?"

„Grad auf das. Um 's Heilands willen, Traudel, sei christlich, laß 's Vergangene vergessen sein und hab' ein Erbarmnis —"

„Thu nur nit so jammerig, Bäuerin, es geht mer nah', — wer bist du und wer ich? Sag' ich denn, daß ich nit will? All's was ich kann, will ich ja gern thun, um kein Wort soll mir leid sein und so leicht lass' ich auch nit ab

von ihm, zureden will ich ihm wie ein'm kranken Roß. Ich sag' ja nur, ich fürcht', daß er nit auf mich hört."

„O, auf dich wohl. Du warst ja allzeit uns zweien überlegen, auch damal warst du die Bravere und die G'scheitere. Und, Traudel, wenn du mich aus derer Drangsal erlöst, das will ich dir gedenken, laß dir sagen, ich will dir's gedenken."

„'s braucht's nit. Ich verlang' mer nix dafür."

„Ich weiß, Traudel, wohl weiß ich's, daß du dir nix verlangst, aber laß mir mein' Freud' und verschmäh's nit. Wo ich jetzt weiß, daß du zu mir halt'st, is mir schon leichter und ich fühl' mich getröster. B'hüt Gott, Traudel, 's ist Zeit, daß ich geh', nit bei dir, noch auf 'm Weg möcht' ich von ihm betroffen werd'n."

„B'hüt Gott, Klosterhofbäuerin."

Als die Botengang-Traudel allein war, rückte sie den Stuhl an den Herd und langte den Topf vom Feuer. „Was ihm nur mit einmal einfallt, dem alten Herumtreiber?" murmelte sie. „Es ist nit schön und ist nicht recht, nein, wahrlich nit. Jetzt heißt's wohl g'scheit sein! Zum Bereden g'hören allweil zwei: eins, das 's Maul braucht, und ein anders, das drauf hört, und so mitten unter find't sich wohl 's rechte Wort. Schlau und fürsichtig muß mer drein gehn, nit mit der Thür ins Haus fallen, fein warten, bis's der andere selber aufthut und dann hineinschlupfen und ihm zu sein' eigenen Fenster heraus zusprechen. Es soll mir nit gehn, wie 'm Schulmeister, was ein kleiner Freigeist is, die Weghuber-Sepherl vom Wallfahrten abreden wollt' und glaubt hat, er führt schon 's rechte Wort, worauf sich nix mehr sagen laßt, fertig in seiner Tasche mit. ‚Was laufst so weit,' — hat er g'sagt — ‚kriegst wunde Füß' und versäumst drüber Haus und Feld? Ist der liebe Gott nit überall?' Dadrauf hat die Alte g'sagt: ‚Ei mein, 'n Herrgotten geht's ja gar nix an, ich geh' ja zu unserer lieben Frau af 'n Sonnberg.'"

Der Mond war aufgegangen, aber noch stand er nicht hoch, just über den Aehren der Kornfelder. Büsche und Bäume am Saume des Waldes, an den Rändern der stillen Thalgründe und Wiesenplane, oder zu beiden Seiten der breiteren Wege umspielte noch Zwielicht; die schmalen Pfade aber verloren sich, je weiter sie führten, in tieferes Dunkel, bis schließlich der, welcher sie beschritt, von stockrabenfinsterer Nacht umfangen, innehalten und sich, einen Fuß vorsichtig vor den anderen gesetzt, mit vorgestreckten Händen, weiter tasten mußte. Je nach Gemütsart schickte sich der Betroffene darein und wenn es gar arg wurde und Ast um Ast ihm an den Kopf schnellte, so erleichterte er sein Herz entweder durch fromme Stoßseufzer zu Gott und all seinen lieben Heiligen oder durch mehr oder minder kräftige Flüche; das letztere that der Hoisel.

„Soll doch ein Heiligkreuzdonnerwetter darein schlagen! Was für ein Esel war ich, daß ich mir nicht, solange noch Licht war, 'n Weg gesucht hab'? War eine Zeit, wo ich ihn so oft gegangen bin, daß ich mich mit verbundenen Augen zurecht gefunden hätt'. Teuxel, 's is halt doch z' lang her. Geh ich jetzt irr, so komm' ich vielleicht z' tief h'nein, oder z' weit ab und statt 'm Spaß, der Traudel ihre großen Augen und ihr verwundert' Wesen z' sehn, blüht mer was anders! Sternfixhagel, am End' kann ich nachtüber da im Busch und Tann herumsteigen, oder mich mit der Wildsau auf eine Streu legen! Höllmentisch auch schon! No, schau, ho, da mein' ich, ich bin doch recht!"

Die Bäume lichteten sich etwas und als er zwischen den Bäumen durchlugte, da zeigte sich gerade an der Stelle, wo er es erwartete, ein erhellter Fleck, das Fenster der Hütte.

Der alte Bursche schritt auf die Hütte zu und pochte an.

„Wer ist's noch so spät?" fragte es innen.

„Mach nur auf, Traudel. Sollt'st auch schon mein' Stimm' vergessen haben; es ist einer, den d' kennst."

Die Thüre ward aufgeriegelt, der Mann trat ein und

stellte sich, so groß und breit er war, vor die Botengängerin hin.

„Ei, du mein, wen hab' ich denn da?" sagte sie und leuchtete ihm mit dem irdenen Oellämpchen ins Gesicht.

„Den Hoisel als Ganzer," lachte er.

„Jesus!" Die Lampe zitterte in den Händen des Weibes, nicht in gespielter Ueberraschung über den unvorhergesehenen Besuch, der vorausgesagt und erwartet war, sie zitterte wirklich; der Mann sah herabgekommener aus, als Traudel erwartet hatte. Ein herbes Lächeln spielte um ihren Mund, als sie sagte: „No, schön sauber hast dich aber h'rausgewachsen, das muß ich schon sagen, obwohl ich weng Ursach hab', daß ich's bered', denn ich mein' schier, wir schau'n eins 'm anderen gleich."

„Ei ja, Traudel, du bist auch z'samm'gangen, halt ja."

„Was willst du denn aber bei mir?"

„Daß d' mich af 'm Stroh im Geißstall hinter deiner Hütten übernachten laßt, wollt' ich dich bitten, für d' heut'ge Nacht, vielleicht auch für d' morgige, oder noch ein paar, dann find' ich mir schon ein' Unterstand; du mußt wissen, daß ich heim 'kommen bin, weil ich mich einmal zur Ruh' setzen will."

„Zur Ruh' setzen heißt nix thun," sagte Traudel und stellte die Lampe auf den Herd zurück, von wo sie selbe aufgegriffen hatte. „Ja, bist denn du so reich?"

„Kein' Gedanken. Ich komm' nach sieb'undzwanzig Jahr' grad so arm heim, wie ich 'gangen bin; aber dafür sein andre reich."

„Die geb'n nix umsonst."

„Umsonst verlang ich auch nix. Ich weiß so gut, wofür ich's krieg', wie die andern, wofür sie's geb'n. Uebrigens ist das eine Sach', worüber du auch lachen wirst, wenn ich dir davon sag'."

Hoisel nahm ohne Umstände auf dem Stuhle Platz, der vor dem Herde stand. Traudel setzte sich abseits auf einen Schemel. „Na, 's neugiert mich schon," sagte sie.

„No schau, ich denk' halt, wie 's alte Sprichwort geht: ‚Lang 'borgt ist nit g'schenkt!' Wie ich mit der Klosterhofbäuerin steh', das ist dir wohl bewußt. Was hab' ich alles auf mich g'nommen, z'weg'n der ihrer Ehr', ihr'n guten Ruf und noch obendrein ihrer Ruh' weg'n?! Na und jetzt verlang' ich dagegen und dafür halt auch was. Sie wird sich hüten, mir nein z' sagen!"

„Du wirst doch nit jetzt aussag'n woll'n, was lang vorbei ist? Wirst doch nicht so grauslich sein und sie ins Gered' bringen woll'n?"

„Ei, mein, was bös angeht, da kennst mich nit, da bin ich ein noch viel grauslicherer Kerl, wie ich ausschau'."

„Geh zu!"

„Laß 'n Spaß beiseit', 's is mein völliger Ernst. Entweder sie laßt mir nichts abgehn, oder . . ."

„Wenn du so denkst, will ich nix mit dir z' schaffen hab'n. Nit einmal bei meiner Geiß lass' ich dich schlafen. Dort is d' Thür', schau daß d' weiter find'st."

„Narrische Traudel, wie magst denn du da aufbegehr'n? Das ziemt dir doch gar nit. Wie warst du erbost gegen sie, sein'zeit."

„Das war eben sein'zeit und ist jetzt vorbei, wie auch vorbei und lang verwunden ist, wie ihr zwei mir weh 'than habt. So viel Jahr hinterher könnt' ich an einer Bosheit 'gen d'Bäuerin kein G'fallen finden; gar eine, wie du sinnst, brächt' mich ganz auf ihr' Seit'."

„O, jetzt kommt 's Weiberz'samm'halten!" lachte Hoisel.

„Ja, ganz recht, jetzt kommt 's Weiberz'samm'halten, wie's immer kommt nach einer Zeit und Weil', wenn's dumm' jung' Blut keins mehr verblend't und mer mit klare Augen der Mannsleut' Treiben betracht' und nur mehr nach Recht und Billigkeit fragt. Kommt euch ja selber zu Gunsten. Ihr mögt falsch sein gegen die ein' und die andere von uns, noch rechnet mer euch's z' gut, wann ihr nur z'letzt einer getreu verbleibts und ihr Wort haltet. Dagegen aber wirst du kein Weibsleut finden, das den kein Schuft nennt, der

hint'nach eine verunehr'n will, weil's ihm vertraut hat. Daß dein damalig' Spiel 'n Einsatz nicht wert war, das geb' ich zu, und daß's dich späterhin g'hörig g'reut haben mag, das will ich schon glauben."

„Mein's wohl! Höll'sakra, das war aber auch ein Einsatz! Auf ein' Wurf: Ehrlichkeit, d' schönst' Lebenszeit, all's Eing'wohnte und Eing'lebte und kein Zurechtfinden mehr für später! Ja, machte man sich nur Gedanken zu derer Zeit, wo man mit allem Thun so flink bei der Hand is, mer überleget sich's wohl und ging nit blind jeden Weg, ohne z' wissen, wo er hinführt, und erst recht nit, wenn mer davon wüßt'. So dumm thät' ich heut nimmer. Wohl treff' ich mit leerem Sack heim, aber dafür ist da was h'nein 'kommen." — Er legte den Finger an die Stirne. — „Jetzt weiß ich, was ich weiß und dasselbe, was ich weiß, will ich auch ausnutzen."

„Dann muß nix Guts sein, was du weißt, wann das erste, wozu dich 's anstift', ein' Schlechtigkeit is! So ein G'scheitheit kommt, noch so spät, doch allweil z' früh und du hast mir damal, wie du dumm drein 'gangen bist, weitaus besser g'fallen. Ist gleich all's um ein' andere her'gangen, das mußt' ich mir doch g'stehn: ‚Der Hoisel hat da rechtschaffen brav 'than.' Und dasselbe Denken war mir nit unlieb, denn das is auch so ein Stückl Weiberz'samm'halten, daß sich keins möcht' über ein' schämen müssen, dem 's einmal gut g'wesen is; der eignen Ehr' will'n, hört mer nit gern, was ein'm ein eh'maligen Schatz verleid't und worüber einem d' Welt die Lieb' zu ihm verdenken könnt'."

„Versteh', versteh' schon," grinste der Hoisel. „Is doch auch nur ein Schönmachen vor euch selber. Aber mich bekümmert nit, ob's eine freut oder reut, daß s' mir nachg'rennt is."

„Sag dös nit! So wie's war, daß's g'wesen is, war 's noch allweil so, daß du dir inwendig was hast drauf einbilden können. Mach du dir nit das einzig Fleckl, was d' weiß erhalten hast, auch noch schwarz! Wüßt' ich, daß dich nur der leidige Faulteufel dazu treibt, ich saget, laß's

sein, will ich dich halt d'erhalten, nit durch meiner Händ' Arbeit, mit der richt' ich nix mehr, aber mit mein' Füßen, mit dö ich über Berg und Thal lauf'."

„Und denkst, 's ganz' Jahr soll ich mit dir Mehlnocken fressen? Närrische Traudel! Du meinst's gut, aber ich mein' 's besser. Gegen dich hab' ich gut z' machen, nit gegen sie. Laß du mich mein jetzig' Spiel spielen; sollst auch dein' Teil davon haben."

„Meinst du, ich möcht' von ein' Brot essen, wo ein' kein Bissen g'segnet is, sondern jeder verflucht? Meinst du, daß ich in' Sack ein' Groschen stecken möcht', an dem das bittere Aug'wasser einer geängsteten Seel' glänzt? Nie mein Lebtag! Was heißt du dein jetzig' Spiel? Im damalig'n war Herz Trumpf und ehrlich bleibt's es auch. Schlagst du aber jetzt Treffbub' auf, 's Schwarzpeter-Blatt, die Spitzbub'nkarten, is das dein jetzig' Spiel? Dann laß dir aber auch sagen, daß ich dir zutrau', du hast nit erst siebn'undzwanzig Jahr' 'braucht, um auf solche Stückeln zu verfallen und kein' Meil' Wegs her, so viel ihrer sein, um's zu überlegen, das ist dir schon ang'haft't wie Un'ziefer 'm Zigeuner; Arbeitsscheu war's, was dich fort'trieb'n hat, und Arbeitsscheu hat dich fern g'halten, und jetzt, wo d' mittlerweil' der unsaubere Bettler word'n bist, vor dem d'Kinder erschrecken und d'Leut' scheuen, jetzt kommst heim, schlechter wie einer, der Nachtherberg' bettelt und den man in d'Scheun' legen laßt, aus Furcht, er möcht' ein'm s' sonst anzünden, ja, schlechter wie ein solcher, denn als was du fälschlicherweis' 'gangen bist, als das kommst du jetzt wahrerweis' heim, als Räuber, jawohl als Räuber, der ein' 's Messer ins Herz stoßt und drein umkehrt!"

Der Hoisel erhob sich vom Stuhle. „Traudel!" schrie er zornig.

Sie war schon lang vom Schemel aufgestanden und trat jetzt auf ihn zu. „Na, was gibt's?"

Hoisel setzte sich wieder nieder, betrachtete mit blinzelnden Augen die Botengängerin, wie sie da vor ihm stand, von

Kopf bis zu Fuß, dann sagte er ruhig: „Mußt doch nit in ein'mfort alleinig reden, dalkete Traudel! Hör erst, dann red. Laß dir sagen, dann sag wieder. Was weißt denn du, wie ich word'n bin? Red'st da die ganz' Zeit her zu ein'm andern, wie ich einmal einer war, aber jetzt nimmer bin. Für da am Ort bist du ein recht vernünftig' Weibsleut, wann du aber auch über Berg und Thal laufst und tagüber in hundert Stuben h'neintappst, so triffst doch überall auf dieselben Kreuzköpfeln, wo keiner mit seine Gedanken übern Kirchturm h'nausreicht; wer damit bis zum Wetterhahn langt, halt' sich schon für 'n G'scheitern, aber wie's in der Welt zugeht, das wißt ihr allz'samm' nit. Schau du aber jahr'lang mitten innen in einer großen Stadt dem Wesen und Treiben der Leut' zu, wie die sich abbalgen und untereinander auffressen wie 's Getier im Wald, da leucht' dir bald ein, leben und glücklich sein, kann eins nur auf anderer Kosten! Willst mehr Glück als einer, mußt ein' anderm das Sein' wegnehmen und zu dein'm dazuschlag'n, willst's besser haben wie hundert, mußt's Hunderten abjag'n, wie tausend, Tausenden. So thun s' auch ohne Frag'n und B'sinnen. Stuck auf Stuck, wie er's andern Leuten abzwingt, baut sich dort einer sein Haus auf, sieben Stock hoch wachsen s' oft aus der Erd' und je höher er's damit bringt, je mehr steht er in Ehr' und Ansehn, fragt keins, wie viel dadurch ins Elend 'kommen sein. Die Frommen, was unsern Herrgott bitten, daß er ihnen d'Schelmstückeln g'segnet, sein grad so brav wie die, die kein Teixel nach ihm frag'n. Warum soll denn ich grad der Narr sein und dös Zuschau'n nit nutzen und auch mein' Vorteil wahrnehmen, wann's leicht sein kann? Du wirst sagen, es wär' nit schön? Nit schön wär's, wirst halt sagen?"

Traudel schüttelte den Kopf, zum Zeichen, daß sie nichts zu sagen habe.

„Ei, mein," fuhr Hoisel fort, „was frag' aber ich nach 'm Schön'? Ich frag' nur nach 'm Nutzbar'n. Schön is's mir nit vorkommen und kommt's mir nit vor. Wenn du

aber so nebenstehst, und meinst, jetzt und jetzt müßt' der Uebermut der ein'n und der Jammer der andern zum Himmel schrein', oder bis in d'Höll' dringen und doch niemal kein' Zeit was davon merkst; wann du siehst, wie bis auf den Tag, wo s' ein' h'naustrag'n auf 'n Freithof, ob in hölzerner Truhe oder im blechernen Sarg, ein jeder sich unterwind't, was er will und keiner fürcht', nit der Arme, daß ihm unter seiner Holzschachtel, noch der Reiche, daß ihm unter der blechern' Bratpfann' der Teixel ein Feuer anzünd't, da geht dir wohl ein Licht auf, daß gelebt gelebt is, daß das kleine Reichtl Zeit ganz unser is und daß wir uns um kein' Herrgott und kein' Teixel z' kümmern brauchen, wie sich kein Herrgott und kein Teixel um uns kümmert! Wann d' aber nachher betracht'st, was 's Leben heißt und was dran is, dann, mein' liebe Traudel, sagst wohl wie ich: ‚Es zahlt sich nit aus, daß mer gut und brav is!'"

Hätte sich nun Traudel recht eifrig um Gott und die Welt angenommen und ihm vom Lohne des Guten, der Strafe des Bösen und dergleichen mehr vorgeredet, er würde wahrscheinlich dazu das Maul breit gezogen haben, so aber trat sie an ihn heran und sagte: „Schau, Hoisel, dadrüber kann ich mit dir nit streiten, denn ich lang' mit meine Gedanken nit einmal bis zum Wetterhahn an der Kirchturmspitz'. Es mag sich ja all's so verhalten, wie du sagst; mag gelebt gelebt, kein Herrgott und kein Teixel und am Leben nix drum noch dran sein, warum aber stell' ich dann mein' Sinn af 'n Kopf, thu' ein' anderm weh, daß mir gut g'schieht, wann 'sselbe Gutg'scheh'n nit einmal vorhalt' und nach 'm klein winzig' Reichtl Zeit all's miteinander vorbei is? Da strapazier' ich mich nit erst und zahlt sich auch nit aus, daß mer bös und schlecht is!"

Der Hoisel schüttelte nachdenklich den Kopf, das war aber ein Zeichen der Zustimmung. Wie überraschend ihm auch diese Ergänzung seiner Weisheit kam, ebenso einleuchtend war sie für ihn und das Kopfschütteln besagte nichts anderes als: „Nein, 's zahlt sich auch nit aus!"

Am andern Morgen war er aus der Gegend wieder verschwunden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Monate waren ins Land gegangen, da wurde ein kleines zum Klosterhofe gehöriges Grundstückchen eingezäunt, eine Hütte darauf erbaut und als diese unter Dach gebracht worden war, saß mit einmal die Traudel als auf ihrem Eigen darauf. Nun wollten sich die Leute erinnern, daß vor nicht gar lang die Botengängerin ein' mächtigen Papierpack auf den Hof gebracht habe, den sie nur der Bäuerin einhändigen wollte; kann wohl nichts anderes darin gewesen sein, als ein schwer' Stück Geld aus der Lotterie! Ei, die Klosterhofbäuerin kennt sich aus. Wird so ein Glück lautbar, kommen alle Bettler und Borger von fern und nah' und rennen einem die Thüre ein, so hat sie es lieber verschwiegen und die alleinige Traudel ins Vertrauen gezogen und das Verheimlichen war so pfiffig und findig, wie die offenbare Wohlthat an der Alten barmherzig und christlich. Ja, die Klosterhofbäuerin ist halt in allen Stücken ein achtbares Weib, das weiß keiner anders.

Es ist wahr, die Leute sind neugierig und wenn man ihnen über etwas nicht Rede stehen will, kommen sie darüber nicht zur Ruhe und lassen andere nicht zur Ruhe kommen, aber das muß man sagen, sobald sie sich einbilden, sie wären von selbst hinter die Sache gekommen und wüßten so gut oder gar besser um selbe, als der, den sie eigentlich angeht, dann achten sie mit lächelnder Großmut das Schweigen dessen, der ihnen ja doch nichts zu sagen hätte, als was sie ohnehin schon wissen; gelingt es, sie zu diesem lebhaften Spiele der Einbildungskraft anzuregen, so ist man auch aller Fragen ledig. Nun, der Klosterhofbäuerin war das gelungen; durch den mächtigen Papierpack, den sie sich von der Traudel unter großem Wichtiggethue zutragen ließ und der nicht wertvoller war, wie bedrucktes Papier eben ist, worüber verschiedene Ansichten herrschen; doch in der Leute Augen erklärte der Gewinst die Großmut gegen die

Botengängerin und alle die Heimlichkeit bürgte für den Gewinst.

In der Hütte, die also, ganz ohne Frage, der Traudel gehört, spricht alle Sonntage ein Mann zu, den man aber auch manchmal unter der Woche mit der Kraxe auf dem Rücken dort vorbeigehen sieht; findet er die Thüre zu und die Fenster verhangen, dann zieht er weiter, trifft er aber die Botengängerin daheim, dann fragt er nach, wie es ihr gehe und ob er ihr nicht etwa einen gar schweren Pack irgend wohin tragen könne, für einen solchen Ausnahmsfall macht er sich auch in derselben Gegend zu schaffen, für gewöhnlich sucht er im benachbarten Kreise sein Brot. Der Mann ist der Hoisel, der sich auch auf die Botengängerei verlegt hat, die seinem angewohnten, unsteten Wesen am besten zusagt und da er so hübsch Vergnügen und Geschäft zu vereinen wußte, so nimmt ihm niemand die Stromerei, die er erwerbshalber treibt, übel; nur, daß er eine andere Angewöhnung nicht los werden kann, finden die Leute an ihm auszusetzen, er zieht nämlich noch immer gar zu gern vor jedem, der ihm in den Weg läuft, die Kappe, geschähe es aus Artigkeit, so möchte ihm das niemand verdenken, er aber denkt wohl, Grüßen ist Höflichkeit und Danken ist Schuldigkeit und die hätte er, weil er ein armer Mensch ist, der das Seine braucht, immer lieber gleich bar heraus.

Traudel versuchte es oftmals, ihn davon abzubringen, sie rechnete ihm die Einbuße vor, die er dadurch in der Leute Meinung erlitte und die wenigen Kreuzer nach, die er damit gewönne und meinte, daß sich auch das nicht auszahle, er aber setzte die feste Ueberzeugung dagegen, wenn sich irgend etwas auf der Welt auszahle, so wäre es eben das — Betteln!

Eine Geschichte
von bösen Sprichwörtern.

(1884.)

Manche Sprichwörter sind danach, es dürfte sie der Teufel den Leuten in den Mund gelegt haben, daß ihnen die Sünde leichter eingehe, wie gewissenlose Wirte Bleizucker, Farbstoffe und Spiritus dem Weine zusetzen, um ihn „süffiger" zu machen.

Solche Sprichwörter sind: „Der Mensch lebt nur einmal," — „Einmal ist keinmal," — „Kommt Zeit, kommt Rat," und andere mehr, die alle den Leichtgeherzten das Gewissen geschmeidig halten, indem sie vom Thun und Lassen des Menschen den Gedanken an die Verantwortlichkeit fernrücken und in scheinbar ganz unverfänglicher Schalkheit zur Stunde der Versuchung ihm zuflüstern: „Greif zu, dummer Peter!"

Freilich, die Sprüche können nichts für ihren Gebrauch, so wenig wie der giftige Fingerhut und die Tollkirsche für das Ueble, das sie etwa anstiften, verantwortlich gemacht werden können; die legen es ja auch nicht darauf an, den Menschen an Leib und Gesundheit zu schädigen, so wenig sie davon wissen, daß sie in den Rezepten der Aerzte als Digitalis und Belladonna vorkommen und zu heilsamen Tränken verbraut werden. Es hätte ja den besten Schick und die rechte Art, wenn einer bedächte: der Mensch lebt nur einmal auf der Welt, daher soll er's so rechtschaffen und ehrlich, daß dies eine Mal sich auch auszahlt, daß seine Mitmenschen nicht denken, es wäre dies eine Mal schon zu viel gewesen, sondern daß sie ihm nachsagen, er wäre ihnen zu Leid hinweggegangen. Dächte einer so, und hielte er sich danach, der Segen seines Angedenkens käme noch seinen Kindern zu gute. Besänne sich einer bei allem Guten und

Rechten, das er unternimmt: „Einmal ist keinmal,“ und stünd' nicht an, es zu wiederholen, dann läge mehr als dreifacher Segen in den drei Worten. Sagte sich ein anderer bei allem unbedachten Thun, zu dem ihn Haß, Eifersucht und sonstige blinde Leidenschaften anreizen wollen: „Halt da! Kommt Zeit, kommt Rat!“ Der Mann wäre klug und rechtgesinnt.

So aber bedenkt, besinnt und sagt sich kaum einer, der obige Sprichwörter im Munde führt. „Der Mensch lebt nur einmal auf der Welt,“ eifert jeden an, zuzugreifen, wo etwas zu holen, an sich zu rapsen, was zu haben ist; was wäre der Fuchs für ein Esel, der Gans den Kragen, den sie ihm darreckt, nicht umzudrehen, was der Marder für ein Hase, den beschlichenen, schlafenden Hühnern nicht das Blut auszusaugen? Was steckt denn auch Verfängliches dahinter, sich der Freuden des Lebens zu bemächtigen, mögen auch andere ein wenig darunter zappeln müssen? Danach frägt freilich keiner, was eigentlich hinter den gepriesenen Freuden des Lebens stecke, und ob es sich lohne, ihretwegen ein anderes zappeln zu machen?

„Einmal ist keinmal,“ sagt der Saufaus, der seinen Rausch heimbringt. „Einmal ist keinmal,“ sagt das liederliche Weibsbild, so oft es außer Haus läuft, oder inner vier Wänden Uebel thut. „Einmal ist keinmal,“ sagt der junge Dieb, so oft er seine Finger nach schlechtbewachtem fremden Gute streckt, und insofern ist dieses Sprichwort wohl ein Wahrwort, denn bei dem einen Mal bleibt es keinmal.

„Kommt Zeit, kommt Rat,“ wird oft gesagt, wo der rechte, der beste Rat zur Hand liegt und diese aus Faulheit oder Bosheit nicht danach greifen mag.

Es war da in — Mooskirchen wollen wir den Ort nennen — ein häbiger Bauer, nahe den Vierzigen, sein Leb'lang' ist der ein lustiger Bruder gewesen, als Knecht

hatte er es durch seine allzeit fröhliche Laune der Bäuerin, bei der er zuletzt im Dienste gestanden, angethan und die wohl acht Jahre ältere, noch gut erhaltene und besser bestandene Witib geheiratet. Zwar sahen die angesessenen Bauern den neuen, vom Knechte zum Herrn gewordenen Standesgenossen anfangs scheel an, auch murmelten sie, wenn er im Wirtshause aufzog und groß that, etwas von einem Lumpen, der mehr Glück habe, als er verdiene, und er konnte es nicht gut überhören, denn sie murmelten das nicht in ihre Bärte, die meisten hielten ihr Kinn glatt, und für die wenigen, die ein kurzes Bartbüschel an den Ohren trugen, wäre das Hineinmurmeln sehr beschwerlich und kaum durchführbar gewesen. Der Wiesner Jakob aber fragte nichts danach und lachte und schwänkte sich in kurzer Zeit in ihren Kreis hinein, und sie ließen den närrischen Teufel, dem man nicht feind sein konnte, schließlich gerne als ihresgleichen gelten.

Auf dem Hofe des lustigen Bauern diente von Kind auf ein junger Bursche, der Sohn blutarmer Taglöhnersleute, denen die Bäuerin wohlwollte; als der junge Mensch zum Militär mußte, baten seine Eltern, die Bäuerin möchte ihnen doch die Gutthat erweisen, die Schwester des Soldaten, ein eben mannbares Dirndl, aufzunehmen, damit sie nunmehr die von der Schüssel wegbekämen. Die Bäuerin verstand sich dazu, und ein paar Tage, bevor der Bruder einrücken und Abschied nehmen mußte, traf das Mädchen an dem neuen Unterkunftsorte ein.

Der Rekrut war ein fast menschenscheuer Bursche, er galt für einen, der sich viel unnütze Gedanken mache, zu denen er selbst kein freundlich' Gesicht zog; nie hatte man ihn mit einer Dirne schäkern sehen und nur dann lachen, wenn ihm irgend etwas zugestoßen, das ihm ganz wider den Strich ging. Bis zu dem Tode des ersten Mannes der Bäuerin und dem Dienstantritte des Wiesner Jakobs beachtete man die Sonderlichkeiten des jungen Knechtes wenig; von dem Tage aber, wo der lustige Schwerenöter, der gar bald An-

laß hatte, sich als künftigen Bauern aufzuspielen, den Fuß in die Wirtschaft setzte, war es vorbei mit den ruhigen Zeiten für den „verdangelten Sauertopf“ und das andere Gesinde eiferte dem „kreuzfidelen“ Oberknechte und später dem neuen Herrn nach, in mehr oder minder unfeinen Späßen, Stichelreden und Schelmstücken; der aber, auf den alle boshaften Streiche angelegt waren, erregte schließlich noch den Aerger der anderen dadurch, daß er sich von seinem Aerger so wenig merken ließ.

Nur einem Menschen schloß sich der junge, ernste Bursche an, und das war ein armer, alter, buckliger Flickschneider im Dorfe, der nebenbei auch Musik betrieb, indem er an Sonntagen in der Kirche auf dem Chore und zur Faschingszeit auf den Tanzböden die Geige strich. Oft saßen nach Feierabend in der dumpfen Werkstube die beiden ungleichen Gesellen beisammen, und der junge lauschte mit Andacht dem gerade nicht künstlerischen Spiele des alten. Was verschlug auch ein Griff daneben, wenn das Ganze ehrlich gemeint war?

Viel schwerer fiel dem angehenden Soldaten der Abschied von diesem seinem Freunde, als von der Schwester, die in seinen Augen, eben weil sie eine Dirne, doch nur eine Art untergeordnetes Geschöpf war. Mit der Rosel machte er wenig Umstände, er sagte ihr „Behüt Gott!“, ermahnte sie, brav und rechtschaffen zu bleiben und reichte ihr die Hand, schalt sie — da ihr Thränen ins Auge traten — ein dummes Ding, das flehne, wo es nichts zu flehnen gäbe und nur Sorg' tragen sollt', daß sich dazu nicht anderweit ein Anlaß fände.

Der Bucklige mußte ihn aber ein paar Wegstunden außer Orts begleiten; auf ihn sprach er lebhaft ein, gedachte aller alten Erinnerungen und erklärte, wie er sich seiner Zeit auf das Wiedersehen freue; in Gesundheit und Zufriedenheit, setzte er hinzu. Endlich mußte er den müden Alten doch den Heimweg antreten lassen. Er schüttelte dem Freunde mehrmals die Hand.

„B'hüt Gott, Thomas! B'hüt Gott und" — er zog die Stirn in Falten und flüsterte ihm zu — „willst mir noch eine Lieb' thun, so schau auf mein' Schwester!"

Der Alte blickte erstaunt auf. „Je, was wird da auch viel z' schau'n sein? Beim Wiesner Jakob is die gut auf- g'hob'n."

Der Junge sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an. „Meinst? No, nix für ungut, sollt' ich dich gleichwohl un- nötig bemüh'n, aber thu doch, wie ich dir sag'!"

„Wie d' willst, wie d' glaubst, ich halt' dir schon d'Augen auf. Mein' Hand drauf!"

So schieden sie.

Auf dem Gehöfte des Wiesner Jakob wuchs die kleine Rosel zu einer gar netten, drallen Dirne heran. Die Burschen sagten ihr, wie sauber sie werde, und eines Tages, als sie mit dem vollen Wasserzuber unter die Stallthür trat, strammen Ganges und die runden Arme, trotz der Schwere des Ge- fäßes, so nervig und prall emporgehalten, da hörte sie auch den Bauer sagen: „Schau, wie die sauber wird!"

Von der Zeit ab schäkerte er auch mit ihr wie mit den anderen Dirnen auf dem Hofe, just nicht gar fein, eben nach Bauernart, aber sie hatte des kein Arg; alle ließen es sich gefallen und lachten dazu, und Unrechtes konnte nicht dabei sein, da selbst die Bäuerin, wenn sie dazukam, ihren Spaß daran hatte.

Rosel war ehrlicher Leute Kind und — wie das gewöhn- liche Redensart — christlich auferzogen, leider fährt aber bei den Leuten die Heilslehre häufig ebenso übel wie die Heil- kunde, was für diese die Quacksalberei, ist für jene der Aber- glaube, die wenigsten fragen danach und achten darauf, aus welchen Anfängen und Anlässen Sünden und Krankheiten erwachsen und sie befallen, sondern erst, wenn der Schaden ausgebrochen ist, soll ein Trank, ein Pflaster, eine Salbe

oder eine Reliquie, eine Messe, eine Wallfahrt alles wieder wettmachen.

Als die Dirne auf Wiesners Gehöft kam, war sie nicht besser, nicht schlechter, nicht klüger, noch frömmer wie viele, aber so eitel wie die meisten, und unter diesen vielen und meisten braucht man just nicht allein Bauerndirnen zu verstehen. Was sie vor den anderen Mägden voraus hatte, das war ihre unverdorbene Jugend; aber gerade das, was sie hätte schützen sollen, das unerfahrene kindliche Wesen, ward ihr Verderben.

So schießt denn dem noch lange keine tausend Wochen alten Kinde mit einmal der spitzbübische Gedanke durch den Kopf, wie gar nicht übel das wäre, bei dem Bauern allen anderen den Rang abzulaufen und da auf dem Hofe etwas vorzustellen. Sie dachte sich das so lustig, wie sie die anderen alle ärgern und den Bauern zum besten haben wollte, und nun begann sie, wenn er in seiner ungeschlachten Weise sie neckte, sich zu zieren; sie suchte durch Uebelnehmen, Aufbegehren, Maulen und Trotzen zu erproben, was er sich wohl von ihr gefallen lassen würde.

Er aber lachte nur dazu, das Gleiche that hinter ihrem Rücken das Gesinde, bei dem es nun für ausgemacht galt, „die Rosel wär' ganz närrisch in 'n Bauern g'schossen"; an sie aber schlich man heran, zog bedeutsam die Augenbrauen empor und raunte ihr zu: „Man merke wohl, der wär' schon ganz aus der Weis' in sie verliebt."

Bei einem Bauern, der streng und stramm seine Wirtschaft leitet und auf Zucht und Ehr' im Haus und unter dem Gesinde hält, hätte die Dirne zu derlei gefährlichem Spiel weder Anlaß noch Zeit gefunden; auch ein minder Gestrenger würde wohl Ehrbarkeit halber, um sich vor dem Gesinde nichts zu vergeben, der Jungmagd das ärgerliche Wesen bald verleidet haben, aber der Wiesner Jakob, der seinem Anwesen nicht viel anders, wie als ehemaliger Großknecht vorstand, der fragte wenig nach dem Schicksamen und war nicht der Mann dazu, sich und anderen einen Spaß zu

verderben, er drückte gerne ein Auge zu, wo er einen solchen um die Wege glaubte.

So nasführten sich denn die beiden Leute eine geraume Weil' über, bis der alte Fuchs dachte, ob es nicht eigentlich doch das lustigste wäre, wenn er dem jungen Gänschen ernstlich an den Kragen ginge?

Je, lustig wohl, schön just nicht!

Die armen Taglöhnerleut' hatten das unbescholtene Kind auf Treu' und Glauben daher an Ort geschickt und vermeinten es in bester Obhut, und was konnte alles für Verdrießlichkeit, Ungelegenheit und Ueberlast aus einem Mißbrauche dieses Vertrauens entstehen?

„Ei ja!" sagte sich der Wiesner. „Aber den Teufel auch (er hatte nicht unrecht, den dabei heranzuziehen), bin ich's nicht, so ist's ein andrer. Entgeht mir der Spaß, möcht's mich mein Lebtag reuen." (Viele Leute bereuen die begangenen Sünden nicht halb so oft und aufrichtig, wie die unterlassenen.) „Man muß auch nit immer gleich aufs Aergste denken, was folgen könnt'; weiß ich doch von mir und andern, wie oft wir Schiefrig's angefaßt haben, und 's ist allzeit glatt abgelaufen; machet' sich da ein's Gedanken, höret sich alle Freud' auf, und der Mensch lebt nur einmal auf der Welt!"

So war der Bauer mit sich ins — unreine gekommen.

Welcher Beschmeichelungen, Bethörungen, wohl auch Einschüchterungen er sich gegen die Dirne bediente, mag unerzählt bleiben; genug, er spielte falsches Spiel und — sonderbar — derselbe Trumpf, mit dem er die arme Magd ihrem guten Engel abgewann: „Einmal ist keinmal," sollte ihm den Teufel vom Leibe halten. „Einmal ist ja keinmal!"

Er versuchte auch sofort gegen Rosel fremd zu thun und sich von ihr fernzuhalten, aber sie war zu stolz, sich das gefallen zu lassen und findig genug, um es herauszuhaben, daß sie, wie der Handel nun liege, den Bauern, der aus Feigheit vor ihr davonlief, wohl auch zwingen könne, ihr — ebenfalls aus Feigheit — wieder nachzulaufen. Bei den

kurzen Begegnungen, wo er ihr nicht ausweichen konnte, trug sie bald leidig und traurig, bald frech und aufdringlich eine Vertraulichkeit zur Schau, die ihn erschreckte und einschüchterte und schließlich veranlaßte, sich mit ihr wieder auf guten Fuß zu stellen, und in kurzer Zeit merkte er an der Schlauheit, mit der sie ihn gegen Leute, die ihr nicht zu Gesicht standen, aufzuhetzen wußte, an der Entschiedenheit, mit der sie ihren Vorteil über ihn verfolgte, daß es die eitle Dirne eigentlich darauf abgesehen habe, ihn, so lang und breit er war, in die Tasche zu schieben.

Da hörte nun doch für den Wiesner Jakob aller Spaß auf, er begann zu bangen und zu sorgen. Das konnte nimmer länger so fortgehen. Wohin sollte es auch führen? Es mußte ein Ende damit haben! Er aber wußte ihm um so weniger eines zu finden, da sich mit einmal in das Ganze ein neuer Knoten hineinverfitzte.

An einem frühen Morgen kam ihm die Jungmagd in den Garten nachgeschlichen, warf sich ihm an den Hals und that ein Geständnis, das unter zweien Leuten, die sich in Treuen und Ehren angehören, helle Freude hervorzurufen pflegt, wobei das Weib beschämt und der Mann fast etwas großthuerisch vor sich hinblickt und die beiden lieben, verlegenen, gar ein wenig verblüfften Gesichter mit gesundem Rot sich färben; hier stammelte sie es in herzbeklemmender Angst und er hörte es mit erschauerndem Schreck und beide starrten sich bleich und sprachlos an.

Eine geraume Weile standen sie so, der Bauer mit niedergeschlagenen Augen und die Dirne ratlos zu ihm aufblickend, da machte er sich von ihren Armen frei, strich sich das schon ergrauende Haar von der schweißtriefenden Stirne und sagte: „Laß gut sein; bereden und überlegen wir's später, noch eilt's nit. Kommt Zeit, kommt Rat!"

Damit ging er hinweg.

So geht es ja für gewöhnlich. Wenn einen die Folgen einer That plötzlich scheu machen, die er ohne Kopf begangen, so hat er den nicht erst darüber zu verlieren; daß er ihn

aber in solcher Lage wieder fände, gehört zu den seltensten Ausnahmen.

Und wie nahe hätte auch da noch der rechte Rat gelegen, Bauer, wenn du nicht mit Eigensucht, Leichtsinn, Schwänken und Schnurren vollgestopft gewesen wärest, wie eine Kinderpuppe mit Sägspänen, sondern auch Herz im Leibe gehabt hättest! Das würde dir zugerufen haben: „Nun du es sträflicherweis' einmal arg gemacht hast, so verhüte doch, daß es ärger komme! Beruhige die Dirne über die nächste Zukunft, die ihr bevorsteht, treib sie nicht zur Verzweiflung, zieh ein anderes unschuldiges Wesen nicht mit hinein in ihren Verderb, beruhige sie über die Zukunft des Kindes, das ja doch dein Kind ist!"

So hätte, wie die Dinge nun einmal lagen, doch das Uebel noch leidlich ablaufen können.

Aber es dünkte ihm närrisch, einer solchen „verhöllten" Geschichte wegen tief in den Sack langen zu sollen. Pah, mehr als einer war auch nicht gewissenhafter, und mehr als eine schickte sich gemach in das, was kam und läuft heute noch auf der Welt herum. Am besten, man läßt das die Weibsleute allein ausbaden, so kommt ihnen mit der Zeit auch Rat.

Er ließ es die Dirne auch allein ausbaden. Der Bäuerin war mittlerweile das Wesen und Treiben der Jungmagd doch unlauter vorgekommen; sie drang bei dem Bauern auf deren Entfernung, und der Wiesner, dem dies ganz erwünscht kam und der dadurch gleichzeitig den Verdacht seines Weibes zu entkräften suchte, überließ es der Alten, Rosel Knall und Fall aus dem Hause zu jagen.

Der war ihre Zeit immer näher und näher gekommen, aber fremder Rat weggeblieben und eigenen fand sie keinen. Derjenige, der ihr zu raten berufen, ja verpflichtet war, wußte jeder Begegnung auszuweichen, und jetzt, wo sie, auf die Straße geworfen, mit trockenen, unsteten Augen nach dem Gehöfte starrte, saß er gar nicht daheim, war nach „auswärts" gelaufen und kehrte wohl nicht früher wieder, bis er dachte, daß nun alles geschehen und vorbei.

Wohin nun? Zu den Eltern?

Ihre Finger, die das Tuch mit den wenigen Habseligkeiten hielten, krampften sich bei dem Gedanken ineinander. Nie konnte sie so, wie sie war, es wagen, unter die zerlumpten, nach Brot schreienden Geschwister, vor die durch Not und Elend verhärteten und erbitterten Eltern zu treten; sie mußte fürchten, Mißhandlungen zu erliegen.

Nur der Bauer, er allein, war an allem ihrem Jammer schuld. Hätte sie ihn nie mit Augen gesehen, ihr wär' all das gebrannte Herzeleid, alle Demütigung vor sich selbst und vor der Welt, unter der sie zur Stunde litt, erspart geblieben. Sie hatte allerdings recht, auch dann recht, wenn er etwa dagegen gehöhnt hätte, wenn er nicht, so wär' es eben ein anderer gewesen, der sich ihre Unerfahrenheit zu nutz' gemacht, denn daran konnte sie wohl zweifeln, ob ein anderer in gleichem Falle auch so an ihr gehandelt haben würde.

Man sah es vom Gehöfte aus, wie sie drohend gegen dasselbe den Arm schüttelte, dann ging sie langsam hinweg über die Wiesengründe und verschwand im nahen Walde.

Nach Mitternacht machte eine lohende Brandröte ganz Mooskirchen lebendig und durcheinanderlaufen. Der nahe dem Wiesnerschen Hofe auf freiem Felde stehende „Stadel" brannte lichterloh. Es war das ein Gebäude aus Riegelwänden, mit einem Bretterdache darüber und Heu- und Strohvorräten darin. Als die Leute herzugerannt kamen, war nichts mehr zu retten; so blieben sie denn gaffend und plaudernd in der Nähe der Brandstätte stehen und sahen dem Feuer zu; gerade als sie am eifrigsten darüber stritten, ob letzteres gelegt oder durch die Feuchtigkeit des Heues veranlaßt worden sei, brach unter fürchterlichem Gekrache das Dach ein, die Wände barsten und trümmerten hinterher, und aus dem dampfenden Geschütte stoben die Funken, dann leckten noch hie und da Flammenzungen hervor, endlich stieg nur mehr ein schwarzer Qualm auf, der vor dem Winde her in die Heide hinaustrieb.

Gleich nach dem gewaltigen Lärm war man ein wenig

eingeschüchtert und raunte sich nur Bemerkungen zu, die diesmal nicht mehr dem Feuer, sondern den davon Betroffenen galten. Man bemitleidete die Bäuerin, die händeringend und heulend die Brandstätte umkreiste, und fand, daß der Wiesner Jakob, der das arme Weib so allein verzagen ließ, doch ein gar zu ausbündiger Lump sei; statt der armen Seel' ihre Bekümmernis tragen zu helfen, liege der Süffling im Bette und schlafe seinen Rausch aus, denn im Wirtshause war er heute von vielen gesehen worden und früh dahingekommen und spät davongegangen.

Als es nichts mehr zu schauen gab, verloren sich die Leute allmählich, wobei sie wieder lauter wurden; dagegen wurde die Bäuerin, die bisher am lautesten gewesen, nachdem sie gesehen, daß kein Span und kein Halm übergeblieben, ganz stille und schlich langsam nach dem Hofe zurück.

Am nächsten Morgen machte man eine grausige Entdeckung; inmitten der Brandtrümmer fand man einen verkohlten und verstümmelten weiblichen Leichnam. Die herbeigerufene, gerichtliche Kommission war bald in der Lage, die aufgefundenen Ueberreste für jene der Jungmagd Rosel zu erklären, die Verstümmelungen rührten offenbar von dem stürzenden Gebälk und Mauerwerk her; nach den Zeugenaussagen des bei Wiesner bediensteten Gesindes, sowie aus den Ergebnissen der ärztlichen Beschau war es nur allzu wahrscheinlich und naheliegend, daß die über ihre Wegjagung erbitterte Dirne den Schupfen aus Rache in Brand gesteckt, wobei sie entweder selbst den Tod in den Flammen gesucht habe, um der drohenden Schande zu entgehen, oder durch Zufall verunglückt sei. Im Pfarramte, zu welchem Mooskirchen gehörte, schloß man sich dieser letzten, milderen Auffassung an, welche der Verunglückten ein Grab in geweihter Erde sicherte. Der Wiesner Jakob gewann durch sein Verhalten in dieser traurigen Angelegenheit wieder etwas an Ansehen bei den Leuten, man nannte ihn einen leichtsinnigen, aber guten Kerl, da er der Toten nichts nachtrug, sondern alle Kosten für deren Beerdigung bestritt, die in aller Stille

vor sich ging. Zur zweiten Mitternacht nach jenem Brande sah schon der weite Himmel mit seinen blinkenden Sternen und der fahlen Mondsichel auf das Grab der Jungmagd hernieder.

Als man den auffallend kleinen Sarg in die Grube gesenkt hatte, war auch der bucklige Flickschneider dabei gestanden. Er hielt die Augen zu Boden gesenkt, und oft schauerte er zusammen, als ob ihn das Fieber schüttelte, so daß ihn die Nächststehenden befragten, was ihm sei. Er sagte, es fehle ihm nichts.

An dem Grabe sah man ihn zuletzt, dann war er aus dem Dorfe verschwunden.

Am zweiten Morgen darauf sah man ihn in einer kleinen Garnisonsstadt in der Kantine der Kaserne des dort stationierten Infanterieregiments; der Bruder Rosels befand sich an seiner Seite.

Außer den beiden war kein Gast in der Stube, der Wirt war hinter dem Schanktische eingeduselt und nickte vor sich, unzählige Fliegen trieben ihr unflätiges Wesen und jagten in dichten, surrenden Schwärmen von Ort zu Ort.

Der Soldat starrte schweigend auf die Tischplatte, der Bucklige beobachtete ihn mit ängstlichen Blicken, plötzlich erfaßte er mit beiden Händen die Rechte, die jener mechanisch nach dem Weinglase ausstreckte. „Veit," rief er, „Veit, du wirst mir's nie und nimmer verzeihen können!"

„Was denn?" fragte der Soldat erstaunt aufblickend, „was kannst denn du dafür? Die Rosel, obwohl meine Schwester, war halt auch nit g'scheiter wie die meisten. Ich hab's doch nit so g'meint, wie ich dich damals gebeten, auf sie zu schau'n, daß ich dich für sie verantwortlich machen möcht'. Will eine ein' Dummheit begehen, hilft alles Abmahnen und Hüten nix. Mein Gott, das arme Mensch war halt vorwitzig, und nun is's vielleicht besser für sie," — er verzog wehmütig lächelnd den Mund — „daß ihr 's vorzeitig'

End' erspart hat, völlig zu erleben, was noch nachkommen wär'. Gott tröst' s'!"

„Nein, nein, Veit," keuchte der Flickschneider, die Hände abwehrend schüttelnd und dann ineinanderringend, „du weißt nit alles. Wär' ich nit von Mutterleib her so ein verhöllter, elendiger Krüppel, die Rosel lebet vielleicht heut noch!"

„Bist irr'?"

„Gar nit, Veit, gar nit. Aber bedenk, es is doch ein schrecklich' End', was die Dirn' g'nommen hat, ich mußt' dich doch erst vorbereiten, ich mußt' doch erst wissen, wie d' dich hineinschickst in das G'schehne, eh' ich dir reden kann, was ich mutmaß' vom Hergang." Er neigte sich vor und flüsterte: „Das war kein Selbstmord, — das war kein Verunglücken, — das war ein anderes."

„Thomas!" schrie der Soldat erschreckt auf.

Der Alte hielt die Hand vor den Mund und winkte mit den Augen nach dem schlummernden Wirte hinüber, dann fuhr er leise fort: „Hör mich an, du weißt, wenn ich beim Fenster auf 'm Werktisch sitz', so zähl' ich 'm ‚goldenen Hirschen' gegenüber die Gäst' in die Stuben und weiß auch, wer trocken vorüberläuft. An dem Tag, der ihr letzter auf 'm G'höft war und auf Erden sein sollt', hab' ich die Rosel so gegen Abend fünf Uhr, mit 'm Bündel unterm Arm, eilig daherrennen gesehn, beim Hirschen fährt s' mit einmal, wie nit g'scheit, zum Hausflur h'nein und steht und paßt, und auch gar nit lang, so kommt von der andern Seit' der Wiesner Jakob ang'stiegen. Er mocht' wohl im Nachbarsort schon 'n Wein verkost't haben, denn er hat ein brennrot' G'sicht g'habt, die Weste war aufgeknöpft und 's Halstuch gelockert, aber 'm Gang nach hat man ihm nix nit ankennt. Er biegt in 'n Thorweg beim Hirschen ein und is nit schlecht z'samm'ng'fahren, wie da mit eins die Dirn' auf ihn zustürzt. Hart am Leib, grad unter d'Augen hat s' auf ihn eing'red't, da stoßt er s' von sich weg, sie aber hält 'n beim Arm zurück. Ang'schaut haben sich die zwei Leut' so bös-

artig und wild, als möcht' eins 's andere am liebsten vergiften. Die Rosel hat ein paarmal hinter sich g'wiesen, nach 'm Wiesnerschen Anwesen zu, und der Bauer hat mit 'm Kopf gedeut't wie einer, der, weil's schon sein muß, ja sagt; dann waren s', eh' ich noch von dem Stich, den ich grad gethan hab', aufschau'n konnt', auseinander.

„Nach Feierabend hab' ich mich vor d'Thür aufs Bankel gesetzt und mein' Pfeifen g'raucht. Ein'n um 'n andern hab' ich drüben aus 'm Wirtshaus kommen und heimgehen g'sehn, nur 'n Wiesner Jakob nit, der is verblieb'n. Ei, denk' ich mir, Lump, so sauf, bis nix mehr in dich h'neingeht. Heb' mich vom Sitz, geh' ins Haus und leg' mich zur Ruh'. In der Nacht werd' ich munter, just wie der Wächter die elfte Stund' ausschreit, gleich darauf hör' ich 'n herankommen und mit wem, der vorm Haus auf mein' Bankel g'sessen sein muß, zu streiten anheb'n, und an der Stimm', die 'n sich fortscher'n heißt, wo er nix z' suchen hätt' und 'n nix anging, erkenn' ich d'Rosel. Jesses, fallt mer ein, der Hascher weiß sich für d' heutig' Nacht kein Unterstand. Ich fahr' also aus 'm Bett 'raus, beginn' mich anzuzieh'n, ich wollt' nebenan die alte Berghoferin wecken und die Dirn' h'reinnehmen zu uns. Während ich mich noch beeil', daß ich ins G'wand find', kommt drüben der Wiesner aus 'm Hirschen, an mein'm Fenster huscht's vorüber ihm nach, und wie ich endlich 'n Rock über-g'habt hab' und auf d'Straß' hinaustret', seh' ich schon ein gut' Stück vor mir die zwei Leut' daherrennen. No, heraus war ich einmal, so bin ich ihnen nach. Ich g'steh's frei, wie ich mir da Zeit, Gelegenheit und alles Geschehene zusamm'-gereimt hab', is mir schon bang g'west, sie gingen nit auf guten Wegen. Mit dem Tornister, den mir unser Herrgott schon in der Wiegen auf 'n Rücken g'schnallt, und 'm schwachen G'stell, auf das er mich g'setzt hat, war mir's nit möglich, daß ich sie einhol'; die Dirn' is flink ausg'schritten und der Bauer hinterher auf 'n Füßen, als hätt' er 'n Tag über nix wie lauter Wasser getrunken. Daß s' aber irgend wohinzu nach ein'm Ort trachten, war mir klar, und da konnt' ich

doch wohl an sie h'rankommen, und wann's gilt, bei der Hand sein.

„Nit wahr war's, Veit, nit wahr! Ein' Flinkern, ein' weniger G'schreckten, ein' ganzen Mann hätt' ich aus 'n Federn auftrommeln und ihnen nachjagen sollen, nit, daß ich elend's Halbmandel mich 'n langen Weg abmüd' und am Ort dasteh', selber ein' Beistand benötig'nd! Daß ich mich in derselben Nacht auf mich allein verlassen hab', wird mir für all mein' noch übrige Lebzeit schwer auf 'm Herzen liegen; aber die Eil' bedenk, Veit, und die Hast, in der alles vorg'gangen is, und daß ich doch — um Jesu willen — nit g'faßt sein konnt' auf ein' solchen Ausgang, daß ich mir nit denken konnt' . . ."

Der Soldat schüttelte den Kopf und sprach: „Red nit herum, erzähl weiter!"

Der Bucklige seufzte tief auf: „Ach, ich wüßt' nit, was ich d'rum gäb', wann ich nicht erlebt hätt', was jetzt kommt! Du weißt ja, daß die Straßen außer 'm Ort um das Wiesnersche Gehöft eine Beugung macht, dahinter lauft s' wieder grad fort wie eh'nder, dort münd't auch der schmale Steig ein, der über d'Wiesen nach dem dreimal verfluchten Stadel führt. Bis zu der Wegbeugen hab' ich d'Rosel und 'n Bauern im Aug' behalten, dort sein s' verschwunden, und wie ich hernach außer Atem an Ort komm', war weit und breit, nit auf Straßen noch Steig, ein' lebendige Seel' mehr zu sehn. Wunder g'nommen hätt's mich wohl, wenn der Wiesner die Dirn' auf 'n Hof g'führt hätt', aber wo s' sonst sollten hingekommen sein, konnt' ich mir nit gleich denken; so bin ich denn längs 'm Zaun ums G'höft g'schlichen, ob ich nichts erlausch'. Nichts — nichts war zu vernehmen, noch zu sehen, im Baumgarten haben verschlafene Vögel in den Aesten g'flattert, durch d'Rückwand vom Stall hab' ich Rind und Roß pfnauchen g'hört, ein' Viertelstund' mocht' ich mich schon herumgetrieben hab'n, just wollt' ich mir einreden, ich wär' a Narr und nix Arg's um die Weg' g'west und denk' auf d'Straßen hinvor und heimz'gehn, denn ich bin

hinterm Haus am rückwärtigen Zaun g'lehnt, da macht mich wieder, wie schon früher an der nämlichen Stell', ein Lärm aufhorchen, als ob nit unweit, aber auch nit nah', zwei streiteten, und wie ich noch 'n Hals reck', hör' ich über d' Wiesen her ein' Schrei, der mir durch Mark und Bein g'gangen is, dann noch ein' — diesmal deutlich vom Heustadel h'rüber — darauf war alles still. Ich wußt's, auf 'n ersten Ruf hätt' ich zustürzen sollen, aber 's Herz hat mir geschlagen, als wollt's zum Hals h'raus, und die Füß' haben mir versagt, am Zaun mußt' ich mich anklammern, um nit hinz'fallen vor Schreck, und wie ich da noch mit Müh' mich aufrecht halt', kommt der Wiesner querüber, 'n kürzesten Weg, vom Schupfen dahergerannt, die Augen heraus, das Haar wirr; mir war, als hätt' ich auch Blutflecken gesehn an ihm; keine zwei Schritt von mir springt er mit ein'm Satz über 'n Zaun, und in dem Augenblick hat sich alles vor mir im Kreis zu drehen angehoben, und ich war nimmer bei mir. Wie ich wieder zur Besinnung komm', schlagt drüben auch schon 's helle Feuer zum Dach hinaus. Nit lang, so war alles um und um schwarz vor zugelaufenen Leuten, ich aber bin völlig krank heimg'schlichen, kein' Aug' hab' ich seither nachts zugebracht, ich hab' nur abgewartet, wie die Herren vom Gericht die Sach' sich zurechtlegen werden, dann bin ich her zu dir."

„Ich dank' dir, Thomas," sagte der Soldat, sich ruhig vom Stuhle erhebend und dem Alten die Hand darreichend. „Du kannst doch dein Erzähltes beeiden?"

Der Bucklige nickte.

„Gut, dann komm mit."

„Wohin?"

„Recht suchen!"

Der Wiesner saß in seinem Baumgarten an einem rohgezimmerten Tische, die Pfeife war ihm ausgegangen, er hatte den Kopf auf die Rechte gestützt und schien nach-

zudenken. Mit einmal rief es über den Zaun: „Gut'n Abend, Bauer!"

Wiesner blickte auf und entfärbte sich ein wenig, der Grüßende war ein Landjäger. „Auch 'n guten Abend," murrte er diesem zu. „Was gibt's denn?"

„Nichts. Auf der Streif' sind wir."

„Auf der Streif'? Wo habt 's denn euern Kameraden g'lassen?"

„Der plaudert im Hof mit der Bäuerin."

„Und ös*) da mit mir. No, mit 'm Plaudern werdet 's wohl keine Spitzbuben fangen, die laufen derweil unang'halten auf der Straßen vorbei."

„Mein Gott, die H'rumstromer, die kommen ein'm nit aus und die Ang'sessenen, die laufen ein'm nit davon. Der Mensch kann nit allweil fleißig sein, er will ein wengerl rasten auch. Verlaubt's schon." Der Gendarm schwang sich über den Zaun und setzte sich neben Wiesner, der, mißtrauisch und abgünstig blickend, auf der Bank zurückrückte.

„Schaut, und wenn man auch feiert," fuhr der Landjäger fort, „so kann man doch 's Leiern nit lassen, das bringt so 's Geschäft mit sich. Da war ich jetzt, weil ich mir nix G'scheiters zu thun wußt', auf der Brandstatt da drüben" — er wies nach dem in Trümmern liegenden Stadel — „und hab' richtig in dem Geschütt' was gefunden." Er zog ein pakfongenes Feuerzeug aus der Tasche und legte es auf den Tisch.

„Das is ja mein," sagte der Bauer, die Hand danach ausstreckend.

„So? Seit wann verloren?"

„Das b'sinn' ich mich nit, 's liegt doch kein Wert drauf. Gebt's her!"

„Bewahr', 's is ein Corpus delicti."

„Der Schmarr'n? No, nur anschau'n lassen. Vielleicht irr' ich mich gar."

---

*) Oes = ihr.

Der Landjäger hielt ihm das Büchschen ganz nahe unter die Augen, und als der Wiesner sagte: „Is eh' so, war niemal mein," drehte er es rasch um.

„No, schau, Bauer, 's is doch merkwürdig, daß da auf 'm Schildplattel mit ein'm Messer eingekratzt die Buchstaben J. W. stehn. Doch das wird sich schon weisen, wem's ang'hört hat."

Der Bauer fuhr von der Bank empor und schrie, auf den Tisch schlagend: „Was wollt 's damit sagen? Ich frag' . . ."

Der Landjäger war gleichfalls aufgestanden und faßte ihn am Arme. „Sei g'scheit, Wiesner Jakob, ich verlang' nit, daß d' dich h'neinred'st, sorg du lieber, wie d' dich herauszureden vermagst; mitnehmen werd'n wir dich wohl müssen."

Vom anderen Ende des Gartens her funkelte im Abendschein ein Bajonett.

„Mitnehmen? Mich?" tobte der Bauer. „Möcht' wissen, auf was hin? Weil ihr da ein' Quark auffindet, wie 'n Tausend' in Säcken mittragen!"

Der zweite Landjäger war hinzugekommen, er legte ein kleines Bündel auf den Tisch und sagte, mit seinem Kameraden einen Blick wechselnd: „Gefunden."

Der Bauer starrte auf das Päckchen. „Und was is das?" keuchte er, danach den Arm ausreckend. „Was wollt ihr mir da wieder enttragen, ihr Dieb' —"

„Nichts, wie ein' Weste und ein Hemd, die d' eh' nimmer tragen wirst, weil Blutfleck' drauf sein."

Da schlugen dem Bauern die Zähne aneinander, er sank auf die Bank zurück, und im Nu waren ihm Handschellen angelegt. Die beiden Landjäger hoben den willen- und kraftlosen Menschen über den Zaun, führten ihn eine kurze Strecke, da stand ein Wagen bereit, auf den wurde der Gefangene gesetzt, rechts und links von ihm nahmen seine Wächter Platz, und das Gefährt schoß schnell dahin.

Erst nach einer geraumen Weile kamen Leute, welche näheres zu erfahren hofften, aus dem Dorfe herzugerannt

und brachten die Nachricht von Wiesners Verhaftung auf dessen Hof. Die Bäuerin hatte just einen Pfannkuchen über dem Feuer, welcher den beiden Landjägern zugedacht war, deren Zuspruch sie sehr ehrenvoll fürs Haus hielt; da sie nun aber nichts anderes hinter dem Vorgange zu mutmaßen vermochte, als „wieder so 'ne Bauernseccatur von seit' der Gerichtsherren“, so nahm sie scheltend die Pfanne vom Herde, trug sie nach ihrer Stube und aß sie unter Wachebeleidigungen und mit gutem Appetite rein aus.

Die Lust zum Schelten wie zum Essen würde der armen Alten vergangen sein, hätte sie die Wahrheit geahnt; als diese ans Licht kam, hatte sie schwer genug daran zu tragen und ward ihres Lebens nimmer froh.

Als der Jämmerling zum Verhöre vor den Richter gebracht wurde, zerfloß er in Thränen; er behauptete einzusehen, was für ein Schuft er gewesen, und heulte über das Los, das ihm bevorstand; es ist aber höchst wahrscheinlich, daß ihn, wie die meisten herzlosen Missethäter, mehr die Aussicht auf den Galgen, als die Einsicht in sein Inneres so weich stimmte.

Nachdem ihm vorgehalten worden, was das Gericht in Erfahrung gebracht hatte, erzählte er auch, was man sonst zu wissen wünschte, den Hergang.

Als er jenen Tag unter die Einfahrt des „goldenen Hirschen“ trat, wo die Dirne ihm auflauerte, stürzte diese mit den Worten auf ihn zu: „Ah, da bist ja! Weißt du davon? Wann nit, so sag' ich dir's: Dein' Bäu'rin hat mich heut fortgejagt. Da bin ich jetzt, wie ich geh' und steh'. Was fang' ich nun an?“ Darauf habe er ihr bedeutet, daß ihn das nichts angehe und sie weggestoßen. Hierauf wurde er von ihr am Arme zurückgehalten, und sie verlangte von ihm, daß er hinauf nach seinem Heustadel käme, wo sie sich aussprechen wolle. Das habe er ihr, um

sie los zu werden, zugesagt, auch, daß er sie nicht allzulange warten lassen würde; worauf sie sich entfernte. Er ging in die Wirtsstube und hatte, als er diese als letzter Gast verließ, völlig auf die Dirne vergessen gehabt; plötzlich sei die, wie aus dem Boden gewachsen, neben ihm gestanden und dann unter fortwährenden Schimpfreden und Drohungen neben ihm des Weges dahergelaufen.

Bei seinem Gehöfte bog der Wiesner ab und ging (wie er zu Protokoll gab) der Dirn' „zulieb und um auszuforschen, was die gegen ihn plane", nach dem Stadel. Hinter ihnen beiden verrammelte er die Thür, indem er eine Egge dagegen lehnte, er that dies absichtslos, denn obgleich ihm schon öfter unterwegs über die Reden der Dirne die Fäuste gejuckt hätten, so dachte er doch nicht daran, sich an ihr zu vergreifen, hoffte vielmehr, am Orte würde des Geschimpfes ein Ende sein und die Rosel „gescheit mit ihr reden lassen".

Auf sein Zusprechen, sich zu schicken und hineinzufinden, worein sich Hunderte und wobei eigentlich nichts um noch an sei, habe ihm die Dirne höhnisch ins Gesicht gelacht; trotzdem ihm da zu Mute geworden, ihr eher Arges als Liebes zu thun, hätte er doch an sich gehalten und gefragt, wie er Frieden mit ihr machen könne.

Hierauf erklärte sie, daß er damit zu spät käme; nach dem, was heute vorgefallen, dem Ausjagen und dem feigen Versteckenspiel mit ihr, traue sie ihm nimmer, gäbe es keinen Frieden mehr zwischen ihnen, sondern nur Streit. Sie drohte, vorab der Bäuerin alles zu verraten, dann in die Gerichte zu gehen und für ihr Kind einen Unterhalt zu verlangen wie für einen jungen Prinzen, und dafür sollte er weder Dank von ihr, noch Ruhe vor ihr haben, sie würd' es nicht müde werden, seine Schlechtigkeit unter die Leute zu tragen und diese wider ihn zu verhetzen, solange er lebe und solange sie leben bleibe!

Da habe ihn eine heillose Wut überkommen, daß die Dirne, so nichts Besseres wär' wie irgend eine andere auch,

einer solchen einfältigen Dummheit halber, ihn nicht nur am Gut schädigen, sondern auch seinen Hausfrieden untergraben, seinen Ruf zernichten wolle! Seiner nicht mehr mächtig, langte er nach einer Heugabel und schwang deren Stiel, dachte wohl, nur die Dirn' durch sein wildes Wesen einzuschüchtern; als aber die mit breitgezogenem Maul an ihm vorüber zur Thür ging und dort die Egge anfaßte, um hinaus und weg zu wischen ... da habe er den ersten Schlag nach ihr geführt.

Sie brach schreiend zusammen.

Nun war's einmal so weit, und da ist's dem Wiesner durchs Hirn gefahren: „Soll sich einer 's ganz' Dasein von einer solchen boshaften Kreatur verleiden und verschänden lassen? 's ganze, denn sie will's, solang' sie lebt, und wär' im Vorteil als die jüngere. Der Mensch lebt nur einmal auf der Welt — wehr dich darum — und was ihm zu Trotz, lebt auch nit öfter und danach kehrt es nit wieder und beißt nimmer, und wenn einer das Aergste unternimmt, einmal ist keinmal, wenn er sich nit dabei erwischen läßt, und dafür, es zu verbergen, daß es nix ans Licht bringt, kommt Zeit, kommt Rat!"

Nochmal holte er aus, da that sie einen zweiten Schrei, und er schlug zu. Nun habe er Zündhölzer angebrannt, um zu sehen, ob sie noch atme, und da er sie tot gefunden, warf er den Leichnam ins Heu und brannte dieses an. Hierauf entlief er aus dem Schupfen. Den buckligen Flickschneider habe er wohl wahrgenommen, aber in der Aufregung nicht gewußt, sei es ein wirklicher, lebender Mensch oder nur ein „Einbilden".

Nach der Beerdigung Rosels wär' ihm gewesen, als fiele ihm ein Stein vom Herzen, und er habe bei sich beschlossen gehabt — wenn es nicht aufkäme — ein anderer Mensch zu werden und sich fürder auf keine „Dummheiten" einzulassen.

So kurz wie der Hergang, war auch der Ausgang; der Wiesner Jakob wurde zum Tode durch den Strang ver-

urteilt und — da das Gericht die Verführung des seiner Obhut anvertrauten Mädchens und dessen herzlose Hinschlachtung als besonders erschwerend betrachtete, — auch nicht zur Begnadigung empfohlen.

Als man ihn ausführte, da mochte er wohl aus tiefgeängstigter Seele wünschen, das eine Mal, das er auf der Welt lebte, auch so gelebt zu haben, wie Leute, die sich vor Augen halten, daß dieses eine Mal nicht keinmal, sondern für allemal sei, sich durch diese Einsicht an ihrer Ehre aufgefordert fühlen, strenge gegen sich und milde gegen andere zu sein, und darin wohlberaten sich finden bis zu der Stunde, wo keine Zeit mehr kommt und es keines Rates mehr bedarf.

's Moorhofers Traum.

Ein lehrreiches Lesestück.

(1884.)

Der Moorhofbauer war ein rechter Streithansl; wieder einmal hatte er im Wirtshause sich die guten alten Zeiten über den grünen Klee gelobt, wogegen freilich der alte Schulmeister dies und das und eins und 's andere aufzählte — war eine lange Litanei gewesen — und zum Schlusse noch bedauerte, daß bisher immer und allzeit den Bauern Ab- und Aufhilfe nur von anderweit gekommen wäre und sie niemals was Rechtes hätten dazu thun wollen.

Das wär' auch ganz Rechtens gewesen — schrie der Moorhofer auf den Alten ein — und für einen Schulmeister hätt's gar keinen Schick, da mit dreinzureden, denn der sei nicht wie ihrer einer und verständ' 'n blauen Teuxel, was 'n Bauern anginge! Alle Ab- und Aufhilfe möcht' geblieben sein, wo sie wollte, hätt' man lieber alles gelassen, wie's vormaleinst war, hätt' keiner anders gethan wie die Urehneln, so wär' heuttags noch die gute alte Zeit im Land. Das sag' er — der Moorhofbauer — und wer es anders wüßte und meinte, der solle es nur sagen! Damit schlug er in den Tisch, daß die Gläser tanzten.

Er war bekannt dafür, daß er von seinesgleichen keinen Widerspruch ertrage, und so blieb es denn um den Tisch und in der Stube mäuschenstill, denn es wollte sich keiner der Gefahr aussetzen, sich etwa mehrere solcher Schläge, wie der Moorhofer zur Probe einen in den Tisch gethan, auf den Rücken zu laden; so sah sich denn der Bauer noch einmal im Gefühl der Rechthaberei die rings sich Duckenden und Gebenden von oben herab an, zahlte und ging.

Bald streckte er sich recht behaglich im Bette, denn er hatte nicht weit nach seinem Hofe. Als er so stille lag im

Halbdusel, stritten sich in seinem Kopfe, unter dem Einflusse eines leichten Räuschchens, seine eigenen Gedanken mit der Einrede des Schulmeisters, denn etwas von derselben war doch hängen geblieben. Der Moorhofer schimpfte schließlich den Alten im Geiste zusammen, gab ihm viele Namen, nur keine guten, und erklärte alles für dummes Zeug, nur die gute alte Zeit nahm er aus und die Urehneln ... dann schnarchte er und begann zu träumen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Moorhof war der Moorhof — ei ja — denn unmittelbar in der kleinen Thalmulde, an welcher er angebaut war, und wo jetzt eine saftige Wiese lag, stand Wasser und gärte der Boden und trug Sumpfpflanzen, und wieder war's der Moorhof nicht, denn das feuergefährliche plumpe Strohdach, das auf der Hausung lag, mochte ihm nicht gefallen, indes die selber auch nicht, das Ganze sah wie ein großer Schweinekoben aus, und da der Moorhofer sich just über die liederliche Wirtschaft ärgern wollte, trat ein Mann aus dem Hause, zog eine magere Mähre aus dem Stalle und spannte sie vor einen Pflug.

Auf dieses alte Bäuerlein trat der Moorhofer zu. „Gut'n Morgen, Vetter," sagte er.

„Han? G'lobt sei Je' Christ!"

Dem Moorhofer kam vor, er höre einen Hund bellen. „Was?" fragte er und erriet dann, was der andere sagen wollte, und erwiderte: „In Ewigkeit! Warum," forschte er, „trocknet ihr das Moor da nit aus?"

„Han koan Zeit."

„Nun, das wär' nit schlecht. Was habt ihr denn anders zu thun, als zu arbeiten."

„Z' rowoten. V'reh kimmt 'n Guatsherrn 's Ocka' vor d'r mein'!"

„Warum macht ihr denn 's Haus da nit wohnlich?"

„Han koan Geld, muaß zehnten."

Ei freilich, hatte der Moorhofer von Robot und Zehent schon reden gehört, und es war ihm, als näselte jetzt der

Schulmeister dazwischen von Acker-, Hand- und Fuß-, Stück-, Jagd- und Spann-Fronde, von Kirchen- und weltlichem, großem und kleinem, Sack-, Blut- und Rott-Zehent ...

So war's also, daß einer vor lauter Arbeit für fremde Leute mit der eigenen gar nicht aufkommen konnte und vor lauter Abgabe an fremde Säckel nie etwas in den eigenen bekam!

„Fix h'nein," sagte der Moorhofer, „da seid ihr ja gar keine Bauern, nur zaghafte Knecht'!"

„Bischt wuhl a grußer Herr, du?" höhnte der Alte.

„A größerer leicht wie du. Was hast denn da für ein' Pflug? Die Schar is so grad und seicht, die greift kaum in' 'n Boden ein."

„Besser 'n."

„Wär' kein' Kunst. Wie kommst denn mit dem Handwerkszeug da auf? Wie stehn denn eure Felder?"

„No, guat, guat schon, wenn oan' koan Wildschod'n betrifft, oder der Guatsherr nit drüber jagt, reicht's schun für Wei' und Kin'."

„Wo hast denn dein Weib?"

„In d'r Hütt'. 's liegt 's gonz' Johr in Fieba."

„Begreif' ich, in dem Loch und am ung'sunden Wasser. Was sagt der Bader weg'n ihr?"

„Brauch' doch koan', ollmol, wenn sa s' recht beutelt, spricht mer oan' Fiebaseg'n über sö."

„Der wird helfen! Hast auch a Kind?"

„Freilich, a Mänsch, will heurad'n itzt, is zun Guatsherrn h'nauf, red'n, weg'n dem sein' Rächt af d'Brautnacht; 'leicht nimmt 'r fürs Dörndl a poor Säck' Körndl," grinste der Alte.

„Sakra, so was laßt ihr euch g'fall'n? Längst hätten wir sich zusamm'g'than, a G'schrift afg'setzt an dö Herrn ganz oben —"

„'s konn jo koana schreib'n."

„No, so wird mer euch doch das Schriftstuck g'wiesen hab'n, das euch zu all der Unterthänigkeit verpflicht't?"

„'s konn jo koana läsen."

„Himmelherrgottsakerment! Ich siech schon, ös lebts nit nur wie 's Vieh, ös seids auch so dumm wie 'sselbe!"

„Wos?" greinte der Alte. „Gäht's d'r bessa, sei fruh, oba begähr' du 'gen mi nöt af, ich bin dein Urehnl!"

Moorhofer erhielt in diesem Augenblicke eine so wuchtige Ohrfeige, daß er darüber erwachte. Nur eines schien ihm noch zu Gunsten der guten alten Zeit zu sprechen, und er glaubte, den schlagendsten Beweis dafür erhalten zu haben, daß die Menschen damals viel kräftiger waren; leider stellte es sich aber sofort heraus, daß sein Weib, das er diese Nacht schon einmal durch sein spätes Heimkommen und jetzt wieder durch sein Geschnarche aufweckte, ihm die Maultasche hinübergereicht hatte.

Er nahm sich vor, nicht mehr in den Tisch zu schlagen, wenn die Rede auf die guten alten Zeiten käme, und des Schulmeisters Ausspruch gelten zu lassen, daß jetzt, wo jeder selbst dazu sieht, wie er seine Sache fördere und vorwärts bringe, der Bauer nicht zurückbleiben dürfe.

Gedichte und Aphorismen.

Vorbericht der Herausgeber.

Ludwig Anzengruber hat seine Gedichte weder für eine besondere Buch-, noch für diese Gesamtausgabe durchgesehen und geordnet. Wir waren deshalb bemüßigt, die vorliegende Auswahl nach unserem eigenen Ermessen zu treffen.

Von den ungedruckten Gedichten der ersten Periode (1859—1863) haben wir außer den in der Einleitung mitgeteilten, biographisch bedeutsamen, nur zwei aufgenommen, welche Anzengruber selbst, wie er uns gelegentlich sagte, bemerkenswert erschienen. Dem „Lied vom Leiden" hat er 1867 wohl noch die erste Stelle in den „Gedichten" zugedacht; späterhin, 1884, nannte er es jedoch ein „gutgemeintes, aber minder gelungenes Opus", aus welchem deshalb nur die folgenden zwei bezeichnenden Strophen herausgehoben sein mögen:

— — — — — —

O Leid, so allgewaltig du,
Das in Palast und Hütte wohnt
Und jeden trifft und keinen schont,
Du nahest dich und trittst herzu,
Ob überrascht, ob schon bereit,
Du bist doch Leid und bleibst doch Leid,
Bleibst doch Leid!

— — — — — —

Ja, Leid, du allgewalt'ge Macht,
Der Mensch bleibt stets von dir bedroht
Von Schmerz, von Neid, von Sorg', von Not.
Das Menschenherz aus seiner Nacht
Erweckst du, machst es groß und weit,
So hat sein Gutes auch das Leid,
Ja, das Leid!

Dagegen glaubten wir die Gedichte, welche Anzengruber seit dem Jahr 1870 in Zeitschriften, Kalendern, teilweise auch in dem Sammelbande „Kleiner Markt. Novellen, Skizzen und Gedichte (Breslau, Schottländer, 1883)“ veröffentlichte, fast ohne Ausnahme in die gesammelten Werke einreihen zu sollen.

Die „Einfälle und Schlagsätze“ endlich geben wir als Proben aus Hunderten, von Anzengruber nur teilweise gesichteten Aphorismen, in welchen sich der Dichter „über Welträtsel und Verwandtes“, „über Litteratur und Verwandtes“, „Politisches“, „über Liebe und Ehe und Mädchen und Frauen“ sehr unumwunden und kernig, nur in seltenen Fällen aber zensurfähig äußerte.

Wien, im Mai 1890.

A. Bettelheim. V. Chiavacci. V. K. Schembera.

Aus meiner Werdezeit.

(1859—1864.)

Des Bettlers Lied*).

Hab' Flicken nur, kein ganzes Kleid,
Hab' Sorgen stets, kein halbes Leid,
Doch mag ich nicht zu Grabe gehn,
Die Sonne scheint zu froh und schön,
Wenn sie es gar so ehrlich meint,
Mir auf den breiten Rücken scheint,
Weiß nicht, was ich drum gäbe,
Weil ich nur lebe!

Sitz' Sonntags vor der Kirchenthür,
Da spenden Jung' und Alte mir,
Manch Kinderköpfchen, spielzerzaust,
Drückt mir das Pätschchen in die Faust
Und schaut mit großem frischen Blick
Nach mein'm „Vergelt es Gott" zurück.
Der Herr viel Glück ihm gebe,
Weil ich nur lebe!

---

*) Anm. zur dritten Auflage. Die erste Niederschrift dieser Verse findet sich als Einlageblatt in einem handschriftlich erhaltenen, vom Anzengruber-Kuratorium kürzlich erworbenen Heft: „Gedichte und poetische Versuche von Ludwig Gruber 1863" mit dem Datum: Warasdin 1864.

Dann kehr' ich in der Schenke ein
Und trink' mein Gläschen goldnen Wein
Und spielt es durch die Adern leis',
Da klingt in mir die alte Weis' —
Da schleich' ich mich zum Waldeshang,
Vergess' all Sorg und jeden Bang;
Mein Lied ich froh erhebe,
Weil ich nur lebe!

Da kriecht die Ameis' übers Blatt,
So hurtig, seh' sie niemals matt,
Da schlägt der Fink, da glitzt der Tau,
Dort drüben singt des Försters Frau, —
Nun blinkt durchs Laub der Abendstern,
Grau winkt das Dörflein in der Fern',
Wüßt' nicht, daß sich's begäbe,
Wenn ich nicht lebe!

Das blinde Kind*).

Es sitzt das Mädchen trüb im Leid,
Es tastet an dem Schmuck die Hand,
Sie streift das lichte Feierkleid,
Des Farbenschein ihr unbekannt;
Des Lichtes Quell ist ihr verstopft,
Ihr Aug' kennt keiner Farbe Wahl,
Es kennt nur Luft, die leise tropft,
Kennt nur des Schmerzes wilden Schwall.

*) Anm. zur dritten Auflage. In dem S. 253, Note, erwähnten handschriftlichen Heft erscheint dieses Gedicht aus Bruck a. d. Mur datiert.

Sie sitzt geschmückt wie eine Braut,
Sie tastet an der Mutter Arm,
Sie liebt der Stimme milden Laut,
Den Odem, der sie streifet warm:
„Zur Gnadenmutter innig fleh,
O, klag der Himmlischen dein Leid:
‚Gib Heilige, daß ich dich seh'
In aller deiner Herrlichkeit.'"

Das Kind gehorsam falt' die Händ',
Es faßt's die Sehnsucht nach dem Licht,
Den Blick ins leere Nichts gewend't,
Mit bebend leiser Stimm' sie spricht:
„O Gnadenmutter, hold und rein,
O gib dem Aug' des Sehens Gab'
Und lasse das Geschaute sein
So lieb, wie ich Gefühltes hab'!"

Sie blickt so angestrengt aus sich,
Als wollt' sie selbst sich schau'n im Traum,
Der Laut von ihren Lippen wich
Und lautlos bleibt's im leeren Raum.
Da plötzlich ruft's: „Ich seh' die Frau
Mit goldner Krone mit dem Kind.
Von meinem Auge weicht das Grau,
Ich sehe, ich bin nicht mehr blind!"

„O sprich, du stummes Bild zu mir,
O sprich, ich fasse deine Hand;
O laß der Freude Laut von dir,
Nach Wort und Form nur bist bekannt.
Doch spreche nicht, — wenn ungelenk'
Des Schauens Kunst auch mir noch ist —
Ich seh', das Auge spräch' und denk',
Dein Aug', o Mutter, mich begrüßt!"

Sie halten beide stumm sich lang,
Als wenn sie ob des Sehens Lust
Verlernt der Sprache süßen Klang,
So voll des Dankes ist die Brust.
Und als der Dank zum Laut sich preßt,
Da klingt er ungebärdig wild,
Doch falten sich die Hände fest
Gelobend gar ein herrlich Bild.

Der Gnadenmutter sei geweiht —
Ihr, die so himmlisch sanft und mild,
Ihr, die erlöst sie aus dem Leid —
Von eigner Hand ein kunstvoll Bild.
Bei Tageslicht*), bei Kerzenschein
Mit greller Seide stickt das Kind,
Und als das Bild im heil'gen Schrein —
— — — — — — — — —
Da war die Arme wieder blind!

---

*) In der S. 254, Note, erwähnten Niederschrift: „Bei Tagesstrahl".

Alte Weisen.

Die Lieb' ein Traum.

Tief im Walde sitzen zwei,
Leis' umrauschet von den Bäumen,
Und es sprudelt hell der Quell
Und sie flüstern, kosen, träumen.

Weh', du süßer Liebestraum,
Wenn wir dein erwachen,
Wie es auch geschäh' — o weh —
Ob mit Weinen oder Lachen!

Volksweise.

(April 1882.)

I.

Was ist es mit dem Leben
Doch für 'ne arge Not,
Muß leiden und muß sterben
Zuletzt den bittern Tod.

Kam ich doch auf die Erden
Ganz ohne Wunsch und Will',
Ich weiß es nicht von wannen,
Und kenn' nicht Zweck noch Ziel.

Es tritt die bunten Auen
Nur einmal unser Fuß,
Für kurze Zeit nur tauschen
Wir Händedruck und Gruß.

Und was uns auch von Freuden
Und Leiden zugewandt,
Das mehret und das mindert
Sich unter Menschenhand.

Drum lasset uns in Freundschaft
Einander recht verstehn
Die kurze Strecke Weges,
Die wir zusammen gehn.

II.

Wie vieler deiner Freuden
Hab' ich umsonst geharrt,
Wie wenig deiner Leiden
Hast du mir, Welt, erspart!

Die einen wie die andern
Ich hätt' sie gern gemißt,
Weil doch ein planlos' Wandern
Das arme Leben ist.

Und ruhen wir am Ziele
Im tiefen Erdenschoß,
Dann gleichen ihre Spiele,
Wer darbte, wer genoß.

Verderbet nicht den einen
Der Freuden frohen Schein
Und seht ihr andre weinen,
Verschärfet nicht die Pein.

Daß keine wehmutreiche
Erinn'rung euch betrübt,
Und man an euch die gleiche
Geduld und Treue übt!

Stilles Bescheiden.

Bei ihres Anblicks Lieblichkeit, —
Der alle Sinne mir berücket,
Der mich beseligt und entzücket
Und doch zu tiefst bedrängt mit Leid —
Nie werd' ich nur mit einem Blick
Der Herrin meine Lieb' gestehen,
Nie ihre Gegenliebe flehen
Und stumm ertragen mein Geschick!
Ein Frevel wär's an holder Frau,
Wenn ich den eitlen Glauben hegte,
Daß mich, nur mich allein, bewegte
All ihrer Anmut reiche Schau.
Nein, nein, ich bin der einz'ge nicht,
Den ihre Nähe froh beseelet!
Der letzte wär' ich, den sie wählet;
Ich steh' im Banne harter Pflicht,
Nicht Jugendkraft, noch Wohlgestalt
Vermag mir mehr das Wort zu führen,
Ich kann vielleicht durch Lieder rühren,
Doch Mitleid wehrt der Lieb' Gewalt.
So faff' ich denn den einen Mut,
Es im Beginne schon zu enden.
Wie käm' zu eines Bettlers Händen
So hohes überreiches Gut?
Ergeben will ich meine Last
Auch fürder stumm des Weges tragen,
Es soll kein Blick der Herrin sagen,
Wie mächtig es mich stets erfaßt

Bei ihres Anblicks Lieblichkeit,
Der alle Sinne mir berücket,
Der mich beseligt und entzücket
Und doch zu tiefst bedrängt mit Leid.

Ich sinn' der alten Fabel nach.

(April 1882.)

Ich sinn' der alten Fabel nach,
Die ernsthaft uns belehret,
Daß alles, was gewesen war,
Dereinstens wiederkehret.

Zwar wiederkehrt nach langer Frist,
Nach vierzigtausend Jahren,
Dann aber auch genau, wie wir's
Das erste Mal erfahren.

Nun ist mir so, als hätt' ich dich
In einem frühern Leben,
Unholdes Liebchen, schon gesehn
Und mich dir ganz ergeben.

Und du, du hättest alle Treu'
Und Lieb', die ich empfunden,
Mit herbem Spotte mir gelohnt
Und tiefen Herzenswunden.

Mir tönt, ach, so vertraut und doch
Ernüchternd deine Sprache,
Mich höhnt, wie einmal schon gehört,
Die silberhelle Lache.

Ich liebend ohne Hoffnung und
Du herzlos ohne Reue,
Es ist als wie ein altes Spiel,
Das wiederkehrt aufs neue.

Ein altes Spiel — wir können dreist
Die Wiederholung wagen,
Du bist im Quälen wohlgeschult
Und ich für das Ertragen.

Und überläuft's mir oft das Herz
So bang und maienfröstlich,
Dann deucht mir — albern wie sie ist —
Die alte Fabel tröstlich!

Scheiden.

Wer in hilflosem Jammer
Sein Liebstes sterben sieht,
Der weiß nicht, welche Klammer
Ihn noch zur Erde zieht.

Sie weinte, als sie bange
Auf ewig Abschied gab,
Die Thräne rann die Wange
Der Toten sanft herab.

O Thrän' aus liebem Auge
In bittrer Scheidestund',
O Thräne, trübe Lauge
Du brennst das Herz mir wund!

Nichts beut dem kranken Herzen
Als weher Trost sich dar,
Daß es das letzte Schmerzen,
Die letzte Thräne war.

Zeit und Welt.

Neujahrsgruß.

(Dezember 1883.)

Siehst du in steter Eil' verrauschen
Im Zeitenstrome Jahr für Jahr,
Nicht neig dein Ohr, um bang' zu lauschen
Der Zukunft, die nie offenbar;
Das Aergste, was dir bleibt zu tauschen,
Es birgt nicht Schrecken noch Gefahr, —
Wenn weit vom Ziel dein Hoffen traf,
So gibst du Traum für tiefen Schlaf.

Die fromme Hoffnung unbestritten,
Doch wär' dies Aergste nicht so arg.
Was einer hier auf Erd' gelitten,
Was ihm das Leben Arges barg,
Das lag des Wegs, den er durchschritten,
Von seiner Wiege bis zum Sarg
Und wenn auch nichts verklärt' sein Leid,
Es starb mit ihm für alle Zeit.

Mit frohem, freiem Herzensschlage
Verlebe deines Daseins Frist,
Bedenk, daß du nach alter Sage,
Die hohe Weisheit in sich schließt,

Schon seit dem letzten Schöpfungstage
Der Herr dahier auf Erden bist,
Und was geschieht, wirkst du allein,
Verdienst, wie Schuld, o Mensch, sind dein!

Der Neujahrstag.

Das Neujahr hat wie alle Tage
Sein bißchen Lust und sein' Beschwer,
Es gleicht sich gründlich auf der Wage,
Jedoch im Quantum macht es mehr.
Verwandte und Bekannte kommen
Und wünschen alles Glück der Welt
Und Fremde stehen da beklommen
Und wünschen stammelnd — unser Geld.
So wechseln froheste Besuche
Mit andern, die man grämlich nimmt;
Man merkt — nach Meister Goethes Spruche —
Die Absicht und man wird verstimmt.
Mag man nun gern der einen Bitte
Willfahren und der andern nicht,
Je nun, es ward einmal zur Sitte
Und die ist zwingend wie die Pflicht.
Erlaubet, daß ich 'ne Geschichte
Vom Gratulieren, heitrer Art,
Doch mit der Mahnung euch berichte,
Daß ihr sie klug bei euch bewahrt,
Denn machte dieser Spaß die Runde
Beim Gratulantencorps, ei, dann,
Dann höbe auch von selber Stunde
„Verschärftes Gratulieren“ an. —
Hanns Claus ward oft in Kindertagen
Zum „Vetter in der Stadt“ geführt,
Um dort sein Sprüchlein aufzusagen,
Der Vetter war auch stets gerührt;

Griff zögernd in die Westentasche
Und händigt Geld den Alten ein,
Die thun, als ob sie's überrasche:
„No, halt afs Wohl, a Glaserl Wein!"
Das ging paar Jahr', doch auf die Länge,
Da sank der Vetter sehr im Preis,
Ein Bauer sparet sich die Gänge
Da, wo er nichts zu holen weiß.
Doch als Hanns Claus von beiden Alten,
Obgleich er schon ein großer Jung',
In jedem Stück ward kurz gehalten,
Befiel ihn die Erinnerung
An jenen Vetter, den umworben
Er einst mit Kindes Schmeichelsprach',
Mit dem die Eltern es verdorben,
Doch trägt ihm das Hanns Claus nicht nach.
Er will mal für sich selber sorgen,
Entschließt er sich — und kurz, wir sehn
Ihn schon am nächsten Neujahrmorgen
Vor dem erstaunten Vetter stehn;
Und nun beginnt er anzuheben,
Wobei den Hut er langsam dreht:
„Von Xundheit und recht langem Leben
Und was mer selbst sich wünschen thät'!"
Und sieh, wie früher nach der Tasche
Der Vetter greift. „Für 'n Gläschen Wein!"
Hanns thut, als wenn's ihn überrasche,
Doch steckt er rasch die Gabe ein,
Dann bleibt er steif und ohn' Bewegen,
Als stäke er in einem Loch;
Der Vetter schmunzelt ganz verlegen:
„Nun, lieber Claus, was willst du noch?"
Der nickt mit pfiff'gem Augenblinken
Und sagt: „Ei mein, 's habts was vagess'n.
Dasselb' — dös da — dös is fürs Trinken,
Wo bleibt denn nachher dös fürs Essen?!"

Weihnacht.

(November 1887.)

Ob hoch, ob nieder wir geboren,
So wie uns antritt das Geschick,
So geht der frohe Kindesblick,
Das Kinderherz geht uns verloren.

Wir fühlen mählich uns verhärten
'gen alter Sagen Trost und Lust,
Die uns des Lebens wirren Wust
Zur heil'gen Einheit einst verklärten.

Zerstoben bis auf wen'ge Reste
Ist der Erinnerung Gewalt,
Abwägend stehen wir und kalt
Selbst vor des Jahres schönstem Feste.

Wir stehn vor einem toten Baume,
Gemordet an des Waldes Rand,
Geschmückt mit Flitter und mit Tand,
Gar ungleich unserm Kindheitstraume.

Doch stürzet dann herein zur Schwelle
Die kleine Schar mit Jubelschrei,
Dann schleicht auch uns ins Herz dabei
Der Weihnachtslichter frohe Helle.

Und glänzt dein Aug' in freud'gem Schimmer,
O, sage mir, was es verschlägt,
Wenn das, was dir das Herz bewegt,
Auch eitel Tand nur ist und Flimmer?

Dem allem, was mit scharfen Sinnen
Du an den Dingen dir erschließ'st,
Und was du wägst und zählst und miss'st,
Dem läßt kein Glück sich abgewinnen!

Was dich an Leiden und an Freuden
Auf deines Lebens Bahn betrifft,
Es ist des Herzens Runenschrift,
Und nur das Herz weiß sie zu deuten.

Drum laß das Kritteln und Verneinen
Und lautern Herzens sei bereit,
Zur frohen, sel'gen Weihnachtszeit
Dem Kinderjubel dich zu einen.

Erfasse ganz des Glaubens Fülle,
Der deine Kindheit einst durchweht,
Vom Gott, der hilfbereit ersteht,
In armer, dürft'ger Menschenhülle.

Der Heiland wallt allzeit auf Erden,
Das glaube felsenfest und treu,
Nur freilich muß er stets aufs neu'
In jedes Brust geboren werden.

In trüber Zeit.

Wenn du dich ins Aergste fandest
— Aergstes ist: geboren werden —
Find dich ruhig auch ins andre,
Minder Arge auf der Erden.
Sterben rechnet man als Schlimmstes,
Dem man nicht entrinnen kann;
Höchst vernünftig ist's, du nimmst es,
Wie es tritt an dich heran.

Damit freilich hat das Leben
Und was drum und dran ein Ende,
Du jedoch sei still ergeben,
Wo's dich träfe, wo's dich fände;

Ob nach viel', nach wenig' Jahren,
Einmal droht das eisern' Muß,
Ob und was du auch erfahren,
Kurz ist aller Weisheit Schluß:

Daß durch Wasserflut und Brände,
Alles Siechtums grause Plagen
Noch der Mensch zurecht sich fände,
Ohne um sein Los zu klagen.
Allen Jammer, der durchzittert
Bange Herzen ohne Ruh',
Was die Welt vergällt, verbittert,
Fügt der Mensch dem Menschen zu!

Nicht die Bosheit ist's, die niedre,
Die am Aergsten dich bedrücket,
Nein, die Dummheit ist's, die biedre,
Die dir sacht das Herz zerstücket;
Stetig wirket sie gelassen
Und sie wirkt sich niemals aus,
Jagst du heut sie von den Gassen,
Dringt sie morgen dir ins Haus.

Hoffe: daß 's zum Bessern treibe!
Fürchte: vielleicht wird's auch schlimmer!
Aber, daß es besser bleibe,
Darauf hoffe nie und nimmer.
Lerne grollend dich bescheiden,
Dummheit ruht zu keiner Frist,
Kluge nützen nur die Zeiten,
Wo sie etwas schläfrig ist.

Was ins Leben Edle riefen,
Kann sie dauernd nicht ertragen,
Wie die Brunnen aus den Tiefen
Einstens in der Sündflut Tagen

Plötzlich sich ergossen hatten
Aller Höhen, aller Ort,
Spült auch sie die reifen Saaten
Samt der Bodenkrume fort.

Im Wonnemonat des Jahres 1884.

Nach blutigen Wochen.

(Januar 1884.)

Wenn ihr mit starrendem Entsetzen schauet,
Wie alle Schranken, die ihr aufgebauet,
Die Fäuste blut'gen Frevels niederbrechen,
Ohn' Furcht vor eurem Rasen, eurem Rächen,
Dann rufet „Mord" ihr durch die stillen Gassen,
Ihr wißt euch nicht zu sammeln, nicht zu lassen
Und glaubt, der Zeiten letzter Tag beginnt!
Seid ihr denn blind?

So war's gewesen noch zu allen Zeiten,
So wird es immer sein, so oft zu streiten
Der Ueberfluß — der für die Hundert zehret
Und diesen auch das Nötigste verwehret —
Und Armut — die an ihren welken Brüsten
Nicht nähret mehr als brennend' Rachgelüsten —
Den letzten, heißergrimmten Kampf beginnt.
Seid ihr denn blind?

Ihr seht die wilde Jagd nach dem Genusse,
Die Scharen knirschend unter ihrem Fuße,
Und über dem Gewirre, dem Gehaste,
Gleich einem Blitz, erlischt mit jähem Glaste,
Wie einst in Romas götterlosen Tagen,
Das heil'ge Pflichtgefühl, das ernst' Entsagen,
Daß keiner sich darauf zurückbesinnt.
Seid ihr denn blind?

Was man von Lieb', der ihr berühmt euch heute,
In dieser Zeiten dürft'ge Schollen streute,
Das faßt sich zwischen zweien Fingerspitzen,
Manch Korn bleibt noch an feuchter Pore sitzen, —
Doch Haß, den streuet man mit vollen Händen!
Was fraget ihr, wie solches Thun mag enden
Und wie der finstre Dämon Macht gewinnt?
Seid ihr denn blind?

Beschauliches.

Ich hab' erreicht das Ziel des Strebens ...

Ich hab' erreicht das Ziel des Strebens
Und senk' das Haupt in dem Erkennen:
Wie wertlos alles Gut des Lebens,
Wie ärmlich, was wir Glück benennen.
Das Ringen ist's, das dich beglückt,
Erfolg schon hat den Kranz zerrissen,
So wie das Forschen nur entzückt
Und nimmermehr das volle Wissen.

Nur, was noch aussteht zu gewinnen,
Nur, was im Leben wir verloren,
Erscheinet groß vor unsern Sinnen;
Zufrieden sind allein die Thoren.
Doch wer erlernt des Lebens Preise
Zu werten als ein eitles Nichts,
Der fürchtet auch kein Ziel der Reise
Und keine Tage des Gerichts.

Selbstbetrachtung.

O, kannst du nicht in deinem Herzen
Der Jugend frohe Glut bewahren?
Vermagst du es nicht auszumerzen,
Was dir gekommen mit den Jahren?

Dereinstens hast du all dein Streben
In Zeiten bittrer, herber Not
Der heil'gen Kunst anheimgegeben,
Was ringst du jetzt nach Lob und Brot?

Es ist ein leidiges Gewöhnen
An karg bemessenes Behagen,
Um das du dich dem Kult des Schönen,
Des ewig Hohen hast entschlagen.

Du zündest ihm jetzt Räucherkerzen,
Wo einst dein ganzes Herz geflammt,
Du, einst Prophet mit warmem Herzen,
Versiehst als lauer Pfaff dein Amt.

Du formst den Gott in Brotgestalten,
Erhebst und tröstest zur Genüge,
Doch um den Glauben zu erhalten,
Da sprichst du auch manch fromme Lüge.

O, raff dich auf und schaffe wieder,
Wie einst in deiner goldnen Zeit,
Wo noch der Born all deiner Lieder,
Dir rein gesprudelt, unentweiht.

Und wieder jene Pfade wandre,
Vom Glauben an dein Selbst beglücket,
Wohin du flüchtend, dich und andre
Aus der Gemeinheit Bann entrücket.

O, zeige, daß vom Druck der Jahre
Dein Innerstes blieb unversehrt
Und daß du, trotz der grauen Haare,
Noch immer deiner Jugend wert.

Das war die Zeit.

Du willst's, so sei der Schwur erneuert,
Vergessen sei, was uns entzweit,
Zu höchst und aber höchst beteuert
Sei unsrer Liebe Innigkeit!
Doch was vom sichern Port gesteuert
Uns einst in hohe See voll Leid, —
Das war die Zeit, mein Kind, die Zeit!

Das war ein eifrig Phrasensammeln,
Um an des Fühlens Ewigkeit
Den Glauben in uns aufzusammeln,
Und doch, nach wen'ger Jahre Streit,
So wie aus Kindermund ein Stammeln,
Erschien die Ueberschwenglichkeit. —
Das that die Zeit, mein Kind, die Zeit!

An Leib und Seele umgestalten
Kann uns der Jahre Flüchtigkeit,
Ei, hielten wir es noch im Alten,
Dir stünd' die Thräne nimmer weit,
Du ziehst die Stirne nur in Falten
Und deren Spur, sie macht sich breit, —
Das that die Zeit, mein Kind, die Zeit!

Nicht umzudeuten, nicht zu brechen
In dieses Lebens Wechselstreit
Ist nur ein einziges Versprechen,
Ist nur ein einz'ger heiliger Eid:
Verheißet Nachsicht allen Schwächen
Und schwört Erbarmen jedem Leid, —
Das trifft zur Zeit, zu aller Zeit!

O, schwöre nicht, verlang kein Schwören.
Des Augenblickes Lieblichkeit
Verhange nicht mit Trauerflören.
O, zwinge nicht in bangem Leid
Auf jenen leisen Schritt zu hören,
Mit dem sich naht und uns entzweit, —
Wie einst, die Zeit, mein Kind, die Zeit!

Im Innern gefestet.

(Dezember 1882.)

Wenn Jahre gehn und kommen,
So nehme du in acht,
Was sie dir wohl genommen,
Was sie dir wohl gebracht.

Was dir auch im Verlaufe
Der Zeiten ward beschert,
Nicht Gut, noch Glück es taufe,
Gar trüglich ist sein Wert.

Nicht grausam heiß das Leiden,
Nicht Raub nenn den Verlust,
Weiß still dich zu bescheiden
Und trage, was du mußt.

Nur der ist hochgemutet,
Der gleich im Glück sich fühlt,
Und wenn das Herz ihm blutet,
Die Wunde keusch verhüllt.

Das Glück, es will nicht währen,
Das Leid bleibt nicht bestehn,
Das ist: wie Tage kehren
Und wie die Nächte gehn.

Nur das hast du genossen,
Erstritten das allein,
Was in die Seel' geschlossen
Du dir zu tiefst hinein.

Das einzig ist das Wahre,
Was du in dir erfährst,
Dem du, trotz Flucht der Jahre,
In Treuen dich bewährst.

Ob sie umdunkeln Schmerzen,
Ob Freude sie erhellt,
Du trägst in deinem Herzen
Dann eine Friedenswelt.

Wie Jahre gehn und kommen,
Des haben sie nicht Macht,
Davon wird nichts genommen,
Dazu dir nichts gebracht!

Weisung.

(November 1887.)

Ich stand vor manchem schon betroffen,
Der Pinsel und Palette führt,
Und dessen steifes, festes Hoffen
Mich oft beinahe hätt' gerührt.
Er zog ins Land, studierte immer,
Und wies mit freud'gem Hoffnungsschimmer
Den Skizzen-Wust, den er erzielt,
Und schien ihm etwas recht zu taugen,
Da rief er mit verzückten Augen:
„Das gäb' ein Bild!"

Es mußte doch nicht sein das Wahre,
Wie er die Sache nahm zur Hand,
Er trieb es so durch viele Jahre,
Nichts halfen Leute ihm und Land,
Denn was er malte, konnte Laien
Und Kenner nimmermehr entzweien,
Weil keiner etwas darauf hielt;
Und was er eifervollen Strebens
Auch schuf die Tage seines Lebens,
Gab nie ein Bild.

Der soll sich nicht mit Kunst belasten,
Der die Natur wie jeder sieht,
Er schleppt 'nen Photographenkasten,
Der nur die Schulter schief ihm zieht;
Wem irgend Großes noch gelungen,
Der hat sich's selber abgerungen,
Ob zart und mild, ob stark und wild!
Hast du nur deinem Werke eben
Aus eignem Ich was zugegeben,
So gibt's ein Bild!

Wie klug, ihr Mütter!

Wie klug, ihr Mütter!
Ihr störet nicht
Den Schlaf der Kleinen.
Es heißet ja,
Im Schlafe spielten
Mit ihnen Engel.

Wenn sie dereinstens,
Der Mutter Brust
Entwöhnt, erwachen,

Wer weiß es denn:
Was für Dämonen
Mit ihnen spielen?!

Wie klug, ihr Mütter!
Ihr störet nicht
Den Schlaf der Kleinen;
Sie haben nur
Für kurz die Eng'lein
Zu Spielgenossen.

Stimmungsbilder.

Die Ruine.

Was war da versammelt für Herrlichkeit?
Was hat da verblutet für Herzeleid?
Da ward aller Lust, allem Leide gerecht
Im Kommen und Gehen manch stolz' Geschlecht
  Vor alter Zeit!

Die Mauern, die öden, sie ragen weit,
Kein Hall mehr in ihnen von Lust noch Streit;
Die Chronik erzählet wohl manche Mär',
Die Steine verschweigen Nutz und Lehr'
  Aus alter Zeit.

Und wenn dann dich, Wandrer, hinabgeleit't
Die Wehmut ob menschlicher Nichtigkeit,
Bedenke, wie wenig an Frist vergeht,
So wird auch veröden die unsre Stätt'
  Gleich alter Zeit!

Der Ort, wo du liefest im Kinderpfaid,
Der Hain, wo du küßtest die erste Maid,
Der Saal, der einst Zechern das Echo gab,
Veröden, sowie auch dein Mal am Grab,
  Alt deine Zeit!

Dann wallen wohl andre von Wegen weit
Den Stätten zu unsrer Vergangenheit
Und seufzen, wie einst wir, aus banger Brust:
Wie sind wir der Sonne so kurz bewußt,
Wie keine Zeit!

Frühling.

(1889.)

Wenn wir mit jedem neuen Jahre
Sich schmücken sehen Wald und Flur,
Beschleicht uns neidisches Empfinden
Ob unsers Lebens flücht'ger Spur.

Der Neid, daß uns kein Frühling wieder
Will kehren nach der Jugend Tagen,
Daß Bäumen gleich mit kahlen Aesten
Wir winterlich zum Himmel ragen!

Daß sich mit Blüten und mit Düften
Allimmerdar der Lenz erneut,
Indes das Schicksal auch nicht eine
Der Blumen auf den Weg uns streut!

Doch möchten wir uns nur bespiegeln
Im tiefen Born des Selbsterkennens,
Wir fänden selbst, als abgestorben,
Uns wert des Fällens und Verbrennens.

Es wäre auch in uns oft wieder
Ein neuer Frühling aufgewacht,
Wenn nicht der Herzen eis'ge Kälte
Ihn rasch erstarren hätt' gemacht!

Mondnacht im Gebirge.

So stumm und reglos ruhen Berg und Thal
In vollem Mondenlicht,
Fern in den Lüften webet leiser Hall;
Die Stille unterbricht
Nur hurtiges Wassergerinne,
Silbern schäumend;
Es ist als ob die Welt
Auf etwas sich besinne,
Das ihr entfällt,
Das unterdess'
Sie wieder vergess',
Weiter träumend.

Doch nie und nimmer kommt die eine Nacht
Im hellen Vollmondlicht,
Wo sie, den Traum abschüttelnd, auferwacht,
Wo sie ihr Schweigen bricht.
Es mögen die Wasser versanden
Und versiegen,
Es mag der Menschen Herz
In weher Sehnsucht Banden
Vergehn vor Schmerz; —
So vor wie nach,
Sie bleibet gemach
Und verschwiegen.

So strecke dich denn auf das weiche Moos,
Blick auf zum Himmelsraum
Und wähne dich wie auf der Mutter Schoß
Und träum ihn mit den Traum.
Dann wird, was das dämmernde Weben
Rings verklärte, —
Die selbstvergess'ne Ruh, —

Auch froh die Brust dir heben:
„Wie schön bist du,
Monderhellt,
Herrliche Welt!
Mutter Erde!“

Stimmungsbild.

Es dehnet weit sich eine sand'ge Brache,
Nur dürft'ge Halme zittern stoßweis' vor dem Wind,
Nur selten schwillt zu einem kleinen Bache
Der Wasserstreif, der sickernd über Kiesel rinnt,
Und nur, wenn tagelang ein reicher Segen
Vom Himmel niederfließt und tränkt das weite Land,
Beginnt's auf stein'ger Halde sich zu regen;
Da keimt und sprießt und decket schnell des Baches Rand,
Was eben bieten kann die arme Krume,
Kein farbenprächt'ges Prangen und kein duft'ges Blüh'n!
Das Auge sucht vergebens eine Blume,
Es sieht nur rings in hellem, schnell versehrtem Grün
Auf fleisch'gem Stiele breite Blätter fächeln.
— — — — — — — — — — — — — — —
Gemahnen will es mich an jenes Lächeln,
Das oft ein sorgenvolles Antlitz rasch durchpflügt,
Wenn unverhoffte Freude einen Frühling lügt!

Gestalten und Geschichten.

Im Walde.

Ein Cyklus.

(25. Juni 1887.)

I.

Grüß Gott, grüß Gott, du grüner Wald!
Welch Prangen und Gedeihen!
Du bist der schönste Aufenthalt,
Der liebste wohl zu zweien.

Es lacht des Försters Töchterlein,
Wenn ich es stammelnd grüße,
Wie setzt es, flüchtend waldhinein,
So zierlich seine Füße!

Und ich erhasch' das junge Blut
Auf stiller, kleiner Matten.
Wie wohl, wie selig sich's doch ruht
Im grünen Waldesschatten!

II.

Welch ander Maß der Zeit, o sag,
Wohl könnten wir verlangen,
Als unser beider Herzen Schlag
Im seligen Umfangen?

Nicht achtend, was da kommen mag,
Vergessend, was vergangen;
Es kann der Mensch allein vom Tag,
Vom Tag nur, Glück empfangen!

III.

Er: Du blickst voll Angst
Zu mir empor.
Was ist? O, sag'
Es mir ins Ohr.
Sie: O, faß mich an
Und blick zur Seit'!
's ist wehe Lust
Und süßes Leid,
Was mich erregt. —
Du böser Mann,
Wie dich's erschreckt!
Er: Ich bin bewegt.
Wer dachte dran?
Sie: Ist es nicht süß?
Er: Ei ja, gewiß!

IV.

Mein Himmel, sind die Dirnen dumm!
Weil ich nicht vor Entzücken
Gleich außer mir, kehrt sie sich um
Und drehte mir den Rücken.
Ganz ohne Gruß ist sie von mir
Im Zorne weggeschritten.
Ei, liebes Kind, erst betteln wir,
Dann kommt an euch das Bitten!

Von Zeit zu Zeit will nun gemach
Den Wald ich hier durchstreifen,
Und läuft die liebe Dirn' mir nach,
So laß ich mich ergreifen.

Der Wald ist auch des Schmucks beraubt,
Vergilbt der Blätter Reste,
Er schüttelt zweifelnd überm Haupt
Die herbstlich fahlen Aeste.

V.

Nun, klaubt nur Holz, alt Mütterchen!
Ich möchte gern erkunden,
Was mit dem Förster hier geschehn.
War schon so lang nicht unten,
Ich weiß es nicht zu sagen!

Der Förster, Herr, ist lang schon fort,
Es war zu seinem Frommen.
Doch wie er heißt, derselbe Ort,
Wohin der Mann gekommen,
Ich weiß es nicht zu sagen!

Sein Töchterchen? Die Hanne? Ei,
Die freilich blieb zurücke,
Nicht weit von hier, ganz nahebei;
Ob sie's dort freut, ob drücke?
Ich weiß es nicht zu sagen!

Ein Lump kam aus der Stadt getrollt,
Er war nicht einmal sauber,
Die Dirn' sonst nicht den Männern hold;
Was er gebraucht für Zauber?
Ich weiß es nicht zu sagen!

Kurzum, er that ihr schön, bis er
In Schande sie getrieben.
Sie sah von Stund' ihn nimmermehr,
Und wo der Schuft geblieben,
Ich weiß es nicht zu sagen!

Und als sie fühlte sich zu zweit',
Begann sie zu erkranken.
War's nur aus purem Herzeleid,
Aus reuenden Gedanken?
Ich weiß es nicht zu sagen!

Doch eines Morgens war sie tot,
Sie lag so wie im Schlafe.
Erwies ihr Gnad' der liebe Gott?
Geschah es ihr zur Strafe?
Ich weiß es nicht zu sagen!

Ei, Herr, was kommt Euch in den Sinn?
Was werft Ihr Euch zur Erden
Wie 'n gottverlass'ner Sünder hin?
Wie deut' ich dies Gebärden?
Ich weiß es nicht zu sagen!

Vergelt Euch Gott die milde Gab'!
Wie konnte ich auch denken,
Daß Hannens Schatz vor mir ich hab'?
Nun will jed' Wort mich kränken,
Ich weiß es nicht zu sagen!

Ei, denkt: Geschehen ist geschehn!
Wir sind ja Menschen alle!
Ein Unglück war's, ein Mißverstehn,
Wie oft in solchem Falle.
Das weiß ich wohl zu sagen!

VI.

Ich blicke von des Waldes Rand
Zum Kirchhof auf der Heide.
Die Kreuze stehn im Sonnenbrand,
Die Steine sehn wie Kreide.

Ein Birkenkreuz, das müd' sich senkt,
Mit einem welken Kranz behängt,
Das weiset ferne und seitab
Von anderen ihr einsam' Grab.

Ich wend' mein heißes Aug' empor,
Und meinem Blick, dem bangen,
Erscheinet wie mit düsterm Flor
Die Gegend rings umhangen.
Wie raget hinter mir der Wald
In finstrer, dräuender Gestalt,
Als wehrte zürnend er den Pfad
Entweihtem Glück, verwirkter Gnad'!

So sollen nach der Stadt mich 'rück
Die müden Füße tragen,
Ich will nach leerem, schalem Glück
Wie andere dort jagen,
Bis all die aufgetürmten Stein'
Mein armes Herz gemauert ein,
Und an das Hohe ohne Glaub'
Im Kote ich vergeh' und Staub.

Die Abatissin und der Bischof.

(April 1886.)

Ein' edle Abatissin kam,
Ein' Nonn' beim Bischof klagen,
Die hätt' gen Himmelsbräutigam
Der Treue sich entschlagen.
„O weh, der Sünde groß und schwer!
Frau Aebtin, kehret heime,
Beschicket gleich die Werkleut' her
Mit Steinen und mit Leime

Und mauret mir die Sünd'rin ein;
Sie seh' nit nächster Sonne Schein!
Gott möge ihr genaden!"

Die Abatissin heime kehrt,
Sie ließ den Zelter jagen,
Und that, wie sie der Bischof lehrt,
Das gab ein großes Klagen.
Sie führten das bleich' Schwesterlein
Hinwärts zu einer Blende,
Da fügten hastig Stein auf Stein
Der Werkleut' flinke Hände.
Sie maureten die Nonne ein,
Sie sieht nit nächster Sonne Schein.
Gott möge ihr genaden!

Und als die Wände feucht und kalt
Das junge Blut umfassen,
Da hat es, eh' man schloß den Spalt,
Sich noch vernehmen lassen:
„Wie groß die Sünd' und schwer die Pön,
Die Wonne war doch süße,
Und kennt wer meinen Buhlen schön,
Der bring' ihm letzte Grüße!
Ein Feuer ist die Lieb', das zehrt,
Und Gott, der ihrer nit gewehrt,
Mög' mir und euch genaden!"

Und eh' verblich der Sonne Schein,
Vier Maultier' vor dem Wagen,
Der Bischof fuhr ins Kloster ein,
Die Abatissin fragen.
Die leitet ihn an ihrer Hand
Hinabwärts viele Stufen,
Bis wo man hinter nasser Wand
Die Nonn' noch hörte rufen.

Der Bischof, der bekreuzt die Stein'.
„Der Erde Lust verläuft in Pein.
Gott möge dir genaden!"

Drauf leitet ihn die Aebtin noch
Ins Gastgelaß, ins reiche.
„O, edle Frau, was habt Ihr doch
Für Hände weiß und weiche!"
Und als die nächste Sonn' sie find't,
Umfahet beid' ein Schauern,
Sie dachten an ein bleiches Kind,
Das tot lag hinter Mauern;
Beim Scheiden an der Klosterpfort',
Da flüstern sie als Abschiedswort:
„Gott möge uns genaden!"

Juanita.

(Juli 1886.)

Juanita sitzt, die kleine,
In der Nonnenschul' mit Gähnen,
Und sie hört die fromme Schwester
Neue Greuel zag erwähnen,
Neue abscheuvolle Greuel,
Neue unerhörte Frevel,
Die dereinstens nur zu büßen
In dem Pfuhl voll Glut und Schwefel.

Ferne in dem Britenreiche,
Drüben über dem Kanale, —
Schlanke, blonde Menschen wohnen
Dort und Ketzer sind sie alle —

Hat ein Mann sich unterwunden,
Das Urelternpaar zu lästern
Und die Menschen mit den Affen
Zu verbrüdern und verschwestern.

Und mit dieser sünd'gen Lüge
Hab' er viele schon bethöret,
Wie der fromme Pater klaget,
Der im Kloster Beichte höret.
Während sich die Nonn' um ihre
Reine Menschenherkunft wehret,
Sitzt die kleine Juanita
Lächelnd und in sich gekehret.

Sie gedenkt des Pater José,
Der sie auf die Zell' gebeten —
Barfuß lief sie, hatte keine
Kinderschuhe zu vertreten —
Und sie lachte still des Schreckens,
Den ihr machte das verzerrte
Bartumrahmte Antlitz, als es
Aug'verdrehend sich verklärte.

Und sie fände es zu hart, den
Klugen Briten zu verdammen,
Denn die Männer könnten füglich
Alle doch von Affen stammen;
Doch dem Weibe wird versichert,
Daß es Engels Abkunft habe;
Ob von Himmels lichter Heerschar?
Von gefall'nen? Quien sabe?

St. Peters Klage.

(Juli 1881.)

St. Peter sprach in trübem Ton:
„Hör mich, Gott Vater und Gott Sohn
Und auch du, lieber heil'ger Geist!
Die Menschen werden jetzt so dreist,
Sie fürchten Teufel nicht, noch Tod,
Und gar ein Leben ohne Gott,
Das planen sie mit frevlem Sinn!" —
Gott Vater spricht: „Wie froh ich bin,
Betrübt dich das, du treuer Knecht?
Ich sag', mir kommt es eben recht,
Du weißt, ich war der ganzen Brut
All meine Tage nicht gar gut,
Ich habe Wasser und auch Brand
Vergebens doch an sie gewandt,
Und Sündflut nicht, noch Sodoms Not,
Nicht Noahs Warnung, noch des Lot
Errettung war zu etwas nütz;
Die Sonne war's in trüber Pfütz',
Die Perle war es für die Säu',
Sie sündigten nur stets aufs neu',
Bis mein Herr Sohn in Jugendstärk'
Besorgte das Erlösungswerk.
Doch wie's gedieh und wie's geriet?
Ich denk' mein Teil und sag' es nit.
Und wenn es kommen thut also,
Wie du gesagt, des bin ich froh.
Wenn sie nunmehr in Theorie
Ohn' mich zu leben sind bestrebt,
's ist recht, in Praxis haben sie
Ja allzeit ohne mich gelebt.
Wenn statt von ewiger Vernunft
Sie sich von einer tollen Zunft

Stockblinder Kräfte der Natur
Betreuet glauben, ist die Spur
Von Besserwerden schon in Sicht,
Und alles kommt in gute Richt'!
Dann hat es fürder wohl ein End',
Daß man mein' Namen eitel nennt,
Und kommt zu Hauf' und kommt zu Rand,
'ne große Dummheit wo zu stand',
Dann kniet kein Schuft mehr wie zum Spott
Und singt: Nun lobet alle Gott!
Und finden sie mit einemmal
Ihr Leben 'ring und eng und schal,
Daß sie in Scham davor erglüh'n,
Erst unsereinen zu bemüh'n,
Ei, dann ist mir — bei meinem Bart! —
Das halbe Regiment erspart,
Denn wenn ich ihnen nimmermehr
Das Gute spend', das Ueble wehr',
So ist's vorbei mit trägem Ruh'n,
Das Gute müssen selbst sie thun,
Des Bösen selber sich erwehr'n,
Das wird sie Lieb' und Klugheit lehr'n —
Nicht kränk' ich gern der Frommen Schar —
Doch dann behagen mir fürwahr
Die gottlos' Racker allermeist!
Wie klug das Ganz' gezielt, geplant —
Das Stückchen ist vom heil'gen Geist!
St. Peter, hast du's auch geahnt?"

Die Näherin.

(Januar 1887.)

Du sitzest in dem Kämmerlein
Bei blendend grellem Lampenschein
Und führst die Nadel als die Waffe,
Die Brot im Daseinskampf dir schaffe.

Ein Vöglein ätzest du mit Krumen,
Es teilt mit dir die dumpfe Luft,
In Töpfen ziehst du deine Blumen,
Ein wenig Sang, ein wenig Duft
Erfreuet dich im engen Raum,
Wo der Maschine emsig Schnurren
Dich wiegt in gleichgemuten Traum.
Und du erträgst es ohne Murren
Und weinst nur wenig stille Thränen,
Wenn alles, was du magst ersehnen,
Den Weg zu andrer Häuser find't.
Du rüstest reicher Leute Kind
Zum Ballfest jene prächt'ge Robe,
Die seinen Frauenreiz erprobe;
Du fertigst, kaum nach einem Jahr,
Das Kleid zum Gang vor den Altar
Und bald zu aller Freuden Fülle
Des Täuflings bänderreiche Hülle.
Verengert sich der kleine Kreis
Der Leute, die dir nah', doch fremd,
Dann nähest du mit gleichem Fleiß
Am Trauerkleid und Totenhemd,
Und von der Wiege bis zum Sarg
Entlohnt man dir die Mühe karg.
Die Tritte, die das Rad geschnellt,
Gerechnet all zu Haufen,
Sie führten dich ans End der Welt,
Doch lassen nicht der Not entlaufen.
So lebst du Jahr' für Jahre gleich,
Es rührte deine Wange bleich
Nur selten freier Lüfte Hauch,
Und wenn dereinst man dich begräbt,
Wofür du wohl gelebt?
Weißt du es auch?

Der aufrichtige Schreiner.

(März 1887.)

„Nun, Gott zum Gruß, Frau Liebermann!
Da kann man freilich sagen:
Schnell tritt der Tod den Menschen an,
Da hilft einmal kein Klagen.
So woll'n wir denn zu Werke gehn —
Wie es uns auch mag grämen —
Und wollen hier dem Seligen
Das Maß zum Sarge nehmen.
Ei, ei, fünf Schuh und ein'ge Zoll,
Das heiß ich eine Länge!
Und auch der Brustkorb, sieht man wohl,
Der war gerad nicht enge,
Und Knochen, wie kein Tagedieb,
Die mochten wohl nicht rosten.
Was sagt Ihr? Oefter als Euch lieb,
Bekamt Ihr die zu kosten?
Je nun, man muß dem sel'gen Mann
Nicht Uebles drum nachsagen;
Wenn 's Weib das Maul nicht halten kann,
Muß man ihr d'Red' verschlagen.
Na, nehmt mir's nur nicht übel gar
Und heißt mich keinen Flegel;
Wenn, was bei andern Ausnahm' war,
Bei ihm zuletzt die Regel,
Dann habt Ihr recht, nun freilich auch,
Kein Arzt würd' anders raten:
Was heilt bei mäßigem Gebrauch,
Das muß bei häuf'gem schaden.
Ihr meint: sein Unrecht habe er
Im Sterbebett empfunden
Und 's hätte ihn beschweret sehr
In seinen letzten Stunden?

Nun, dieserwegen braucht Ihr Euch
Gerade nicht zu kränken.
Frau Liebermann, wer wird denn gleich
Das Allerärgste denken?
Euch freilich rührte es sofort,
Daß er Euch da gegeben —
Als Sterbender — ein gutes Wort,
Wie nie in seinem Leben;
Doch daß er auch hierbei gedacht,
Was er Euch ließ erleiden
Und dies das End' ihm schwer gemacht,
Das möcht' ich doch bestreiten.
Ich setze Haus und Hof zum Pfand,
Er fuhr in Fried' von hinnen,
Denn als er ‚Engel' Euch genannt,
War er schon nicht bei Sinnen!"

Reicher Zins.

(Januar 1887.)

Das Zügenglöckchen tönt durchs Tal,
Herr Kurt liegt in des Sterbens Qual;
Er ringt die magern Hände
Und stöhnet in der letzten Not:
„Nimmt denn, du lieber Herre Gott,
Das Ding nicht bald ein Ende?!"

Der Schweiß ihm von der Stirne träuft,
Ein Schauer um den andern läuft
Ihm fröstelnd über 'n Rücken.
Es stehet das Gesinde bang;
Wie zögert doch der Tod so lang,
Als schlich er h'ran auf Krücken.

Er schrecket an des Todes Schwell'
Zurücke wohl des Herren Seel'
Und find't sich unberaten;
Es hauste wild der Graf im Land,
Und Streit und Raub und Mord und Brand
Das waren seine Thaten.

Er zeigt wohl Angst, doch keine Reu':
Es drängen sich die Diener scheu
Nach des Gemaches Ecken,
Den Lippen kein Gebet entflieht,
Und nur ein einzig Dirnlein kniet
Am Bettfuß, bleich vor Schrecken.

Sie war die Tochter einer Magd,
Der einst der Graf es zugesagt,
Weil sie gedient in Treuen,
Zu wachen ob der Dirne Ehr',
Und dächte die zu kränken wer,
Den sollte es gereuen!

Einmal durch trunkner Söldner Schar
Das Mägdlein in Bedrängnis war,
Da stürzt' mit glüh'nder Stirne
Herr Kurt hinzu, die Wehr' in Hand:
„Der Mündel Schimpf, des Vormunds Schand'!
Ihr gebt mir frei die Dirne!“

Die Söldner fochten toll und blind,
Dieweil Herr Kurt gemach bedient
Die ungebetnen Gäste;
Die hatten bald vollauf genug
Und zogen hinkend und mit Fluch
Aus der verwünschten Feste.

Und nun in seines Todes Näh'
Geschieht der Dirne hart und weh,
Sie spricht mit Händefalten:
„Wenngleich, ob seiner Sünden Zahl,
Du ihm verwehrst den Himmelssaal,
O Herr, laß Gnade walten!

O gib, was er auch andern that,
Doch meiner Unschuld Flehen statt,
Das werd' ihm zum Gewinste.
Verdamm ihn nicht zur Hölle Glut,
O glaub, das Fegefeuer thut
Gewiß dieselben Dienste!"

Da seufzt der Ritter: „Welch ein Schwank!
Ein Tröpflein That, ein Meer voll Dank!
Bei meiner armen Seelen,
Ich wußt' nicht, vor's zu Ende ging,
Daß Gutthat so ein großes Ding,
Sonst würd' ich mehre zählen.

Doch trägt uns wie auf Engelsarm
Zum Himmel guter Thaten Schwarm,
Dann wiegt im Höllenschrecken
Auch eine einz'ge That noch viel,
Es kann kein Flammenzungenspiel
Sie je zunichte lecken.

Daß ich vor heißer Gierde dich
Beschützte, Maid, das wird nun mich
Dort unt' gelinde fächeln . . ."
Da sinkt sein Haupt, er streckt sich lang.
Was prägt dir auf die starre Wang',
Du grauer Schuft, ein Lächeln?

Zwei Schwestern.

(April 1882.)

Zum Traualtare geht die eine
Mit stolzem Schritt, die Myrte in dem Haar;
Die andere, die Unbegehrte,
Verbirgt sich schüchtern in der Gäste Schar.

Sie flüstert leise: „Arge Schwester,
Du thust mit leichtem Fuß den schweren Gang
Und deinen künft'gen Gatten nanntest
Du, kecken Wortes, einen guten Fang.

Und trägst die Myrte, trotz du nächtens
Gar oftmal übermütig mein gelacht,
Wenn du mir Dinge anvertrautest,
Die stets zu tiefst erröten mich gemacht.

Ich gönne dir dein Glück und wünsche,
Euch beiden bleibe jede Reue fern,
Doch wär' dein Braver mir beschieden,
Ich kennte wahrlich keinen andern Herrn."

Du armes Kind, du suchtest Liebe,
Genuß vermied stets deinen dürft'gen Pfad,
Indes die Leichte, Lock're, Lose
Genuß gesucht und Lieb' gefunden hat!

Regentage.

(Juni 1879.)

Das war an einem Regentag,
Ein Gießen, ein Stürmen, ein Schauern,
Das Wetter hielt mich festgebannt
In kalten, unwirtlichen Mauern.

Wir wohnten just zur selben Zeit
Freundnachbarlich Stübchen an Stübchen,
Ich trat gar schüchtern bei dir ein,
Du zeigtest die lächelnden Grübchen,
Dein glanzvoll' Auge sah nach mir,
Es ward mir ein wenig beklommen,
Ich war kaum da und wünsche fast,
Ich wär' lieber gar nicht gekommen.
Ich wähnte dich mein Ideal,
Ich hatte vor sämtlichen Frauen
Sehr viel Respekt und manchmal gar
Ein süß andächtiges Grauen.
O Jugendtraum, ich brächt' es nicht
Zuwege, daß ich dich verlachte,
Durch den ich meine frohste Zeit
In reinster Gesellschaft verbrachte.
Ich saß ganz selig neben dir,
Ganz selig, doch freilich auch stumm,
Du hast ein paarmal still für dich
Gelächelt, ich weiß jetzt, warum.
Mir galt mein Schweigen für beredt
Und jegliches Wort für vermessen,
Ich ward ein andrer dazumal
Als ich dir zur Seite gesessen.
Wie lauhinweh'nde Frühlingsluft
So fächelte mich noch das Leben
Und alles schwamm in Farb' und Duft.
Die Welt war mir eigen gegeben,
Mir eigen ganz, so daß sie mich
In all ihrer Fülle entzückte,
Daß sie kein Wunsch und kein Begehr'
Entheiligte oder zerstückte.
In diesem Ganzen hast auch du
Als rosige Flocke getrieben,
Ich haschte in Gedanken dich,
Doch ist's beim Gedanken geblieben;

Denn wenn ich dir auch Freiheit ließ,
So bist du mir doch nicht entronnen,
Es hielt dich ja das gleiche Netz
Mit sonnigen Fäden umsponnen.
Doch sann ich, wenn dein Aug' mich traf,
Der Rede helllachende Töne,
Wie du vermochtest da zu sein
In all solcher Anmut und Schöne?!
Und ich entschloß mich ohne Laut,
Die Lust deines Anblicks zu tragen,
Was mich bewegte, konnte ich
In Worten dir nimmermehr sagen. — — —
Es dunkelte und Lichter rings
Erhellten allmählich die Straßen,
Da rücktest du den Stuhl und sprachst:
„Herr Nachbar, ich muß Sie verlassen!"

Und wieder war's ein Regentag,
Da sah ich zur Kirche dich fahren
In weißem Kleid, den Myrtenkranz
Auf deinen reichwallenden Haaren.
Es fiel ein sanfter Regen nur
In sprühenden Tropfen zur Erde,
Es machte dich verdrießlich und
Du sagtest: „Mich jammern die Pferde!"
Als man dir aus dem Wagen half,
Da zogst du das Füßchen zurück,
Die Gaffer ringsum lachten laut:
Der Regen, der brächte ja Glück!
An einem Pfeiler lehnte ich
Und übte mit grimmen Behagen
Mich in der Kunst, so auszusehn,
Als hätt' ich das Schwerste zu tragen.
Es schien mir ein Verrat, so arg,
Wie jemals nur einer gekartet,

Daß dich ein andrer nahm zur Frau
Und du nicht auf mich hast gewartet.
Doch als ich nach der Trauung Schluß
Dich durch das Gedränge, das dichte,
Am Arm des Gatten nahen sah
Mit freudigem, frohem Gesichte,
Die Wange leise angehaucht
Wie eine erblühende Rose,
Da fuhr am Pfeiler ich empor
Aus meiner weltschmerzlichen Pose
Und trat heran und wünschte Glück,
Ich traf es, darein mich zu schicken
Wie andere, doch schien es mir,
Du danktest mit wärmeren Blicken.

Als wir danach uns wiedersah'n,
Das war erst nach Jahren und Tagen,
Da hat der Himmel sich in Grau
Und du dich in Trauer getragen.
Es mahnte mich von fern dein Schritt,
Ich kannte dich bald an dem Gange.
Das schwarze Kleid, es hob den Schnee
Des Nackens, die Blässe der Wange,
Es brannte durch den dunklen Flor
Dein Auge so feurig wie immer
Und unter schwarzer Krause lag
Das Haar in hellgoldigem Schimmer.
In manchem gabst du freier dich,
In anderem wieder gebunden,
Ich habe dich so schön wie je,
Wenn nicht gar noch schöner gefunden.
Du wiesest auf dein Trauerkleid,
Das sage mir wohl zur Genüge,
Welch schmerzlicher Verlust dich traf.
Dich wundre nur, wie man's ertrüge!

Ob ich es wohl entfernt gedacht,
Dich solcherart wieder zu finden?
Du stündest nun allein wie einst,
Doch müßtest du jetzt es empfinden.
Es wurde dir das Auge feucht,
Ich drückte dir tröstend die Hände,
Als du erzähltest wie dein Mann,
Gelitten gar schwer bis ans Ende.
Er war der Beste von der Welt,
Indessen du habest nicht Hehle,
Daß er nicht ganz vollkommen war,
Er hatte auch etliche Fehle.
Doch was man Glück zu nennen pflegt,
Bemessen wir stets nur persönlich,
Man klage nicht, daß man getäuscht,
Man täusche sich selber gewöhnlich.
Denn wer der Freuden Flüchtigkeit,
Der Sorge Beharren empfunden,
Der habe für das Leben wohl
Die thörichte Liebe bewunden.
Man trete in den Zauberkreis
Nur einmal mit freudigem Hoffen,
Doch freilich hättest du — wer weiß! —
Vielleicht es einst besser getroffen!
Du schlugst den Blick verwirrt zur Erd',
Worauf du zum Gehen dich wandtest
Und mir mit raschen Schritten bald
Im strömenden Regen entschwandest.

Und heute war ein Regentag, —
Ein Gießen, ein Stürmen, ein Schauern, —
Der füllte mir die Seele ganz
Mit tiefem, mit herzwehem Trauern.
Da wurde aus der Stube ich
Auf wenige Worte gebeten,

Es stünde außen eine Frau
Die will nicht die Diele betreten.
Ich trat hinaus und sah ein Weib
In ärmlichen triefenden Fetzen,
Ich kenn' sie nicht, du nennest dich,
Ich starre dich an mit Entsetzen.
Wie glanzlos blickt das dunkle Aug',
Die Haare sie hangen in Flechten,
Du langst nach meinen Händen mit
Der hageren, zitternden Rechten.
Bist du es denn? Und hält zur Stund'
Kein quälender Traum mich gefangen?!
Dann kommst du, eine Bettlerin,
Zum ärmeren Manne gegangen.
Die Welt, die einst mir eigen war,
Versucht' ich zu halten vergebens,
Sie wuchs, indes die Arme mir
Erlahmten im Kampfe des Lebens.
Was vor mir lag, das sah so schal.
Ich wäre bankrott in dem Innern
Schon längst geworden, wenn ich nicht
Gezehret von meinem Erinnern.
Zu dem Vergangnen habe ich
Geflüchtet im trüg'rischen Wähnen,
Man könne mir nichts rauben vom
Vergangenen Träumen und Sehnen!
Da plötzlich seh' ich dich vor mir,
Vom Jammer das Auge gefeuchtet —
Das über meiner Jugendzeit
In sonniger Frische geleuchtet —
Und eingeschrumpft die kleine Hand,
Die einst mir die Narbe geschlagen,
Wie knöchern ist der Finger doch,
An dem du das Ringlein getragen!
Wie welk der Mund, des Zauberwort
Nach Jahren besprochen den Schaden

Und wieder mir das Herz begabt
Mit aller Erinnerung Gnaden!
Du stehst vor mir als Bettlerin
Und ahnest nicht, was in die Hände
Ich dir nun lege, wenn auch mit
Der kleinsten, der ärmlichsten Spende! — —
Wie ist die ganze Seele mir
Erfüllet mit herzwehem Trauern.
Verweil, verweile Regentag
Mit Gießen und Stürmen und Schauern!
Nur jetzt, ihr Wolken, laßt euch nicht
Vom tosenden Sturme zerreißen,
Nur jetzt von keinem Sonnenblick
Das Düster des Tages durchgleißen,
Daß nicht zum Hohne, nicht zum Spott
In goldenen Schimmer sich kleidet
Die ärmliche Gestalt, die dort
Gebrochen die Straße beschreitet.

Der Weise.

Ein Narr, der ward der Frag' nie wett,
Woher er denn das Leben hätt'?
Und was das Leben sei, des dacht'
Er manche kummervolle Nacht.
Da ging er einstens über Land,
Ein Tier war's erste, das ihm stand,
Er fragt das Tier: „Was ist denn Leben?"
„Ich kann dir keine Antwort geben,
Ich leb' das Leben, weiß es nicht."
Da geht zum Menschen er und spricht:
„O sage du mir, was ist Leben?"
„Ich kann dir keine Antwort geben,
Kein Staubgeborner weiß des Rat."
Der Narr, er rafft sich auf zur That.

Er greift zu einem Zauberbuch,
Mit wildem Dräu'n und wildem Fluch
Beschwört er einen Geist: „O, sage
Du Antwort mir auf meine Frage!"
Der Geist er haucht, der Geist er spricht —
Indes sein Nebelleib erbebt:
„Ich lebe selbst das Leben nicht,
Denn ich, ich werde nur gelebt!"
Da wendet wild der Narr das Blatt.
Ich bin jetzt der Geschöpfe satt,
Ich schrei' zu dir, du All, o, sage
Du Antwort mir auf meine Frage.
O, sage du mir, was ist Leben?
Du sollst, du mußt mir Antwort geben!"
Da kräuselt's wirre durchs Gemach,
Wie Wetterweh'n und Donnerkrach,
Wie Frühlingssäuseln, Blumenduft,
Wie Auferblüh'n und Moderduft,
Gestalten, scharf und klargeründet,
Gestalten, sanft und leichtverwischet,
Doch hier, was sonst getrennt sich kündet,
Im Sonn- und Mondenlicht vermischet,
Und eine Stimme spricht ihm leise:
„Ihr lebt mein Leben, sag' ich dir
Und mehr nicht weiß ich, als wie ihr!"
Da schwieg der Narr und wurde weise,
Denn weise sind seit alten Tagen
All' jene, so nicht weiter fragen.

Die Spinnen und die Fliegen.

Eine Fabel.

(März 1878.)

In einem Schlößchen, das verlassen
Und darum halb verfallen stand,
Herbergten in den öden Räumen
Viel Dutzend Spinnen an der Wand.

Gesundheithalber aber mochte
Der letzte der Insassen hier,
Zerbrochne Scheiben nicht vertragen,
Und flickte alle mit Papier.

Er schnitt dadurch den vielen Spinnen
Der Nahrung Zufuhr gründlich ab,
Von außen kam nicht eine Fliege,
Wie es bald innen keine gab.

Die netzewebende Gemeine
Die wußte nicht, wie ihr geschah,
Und war nach langem grimmen Fasten
Dem bittern Hungertode nah'.

Da ward für den, der Kraft noch fühlte,
Die Selbsterhaltung zum Gesetz,
Er lud beim Schwächern sich zu Gaste
Und fraß ihn auf im eignen Netz.

Doch als zu höchst die Not gestiegen,
Da fügte sich, daß vor dem Schloß
Ein muntrer Knab' vorbeigezogen,
Den Langeweile just verdroß.

Er raffte Kiesel auf vom Wege,
Und nahm die Fenster sich zum Ziel,
Nur wenig heile Scheiben blieben
Nach diesem ritterlichen Spiel.

Und durch die Lücken schwärmten Fliegen
In Hülle und in Fülle ein,
Die Spinnen sagten: „Gottes Güte
Regierte sichtbarlich den Stein!"

Sie falteten die Vorderbeine
Und dankten ihm, der alle nährt,
Und haben dann mit frommen Sinnen
Die Fliegen reinlich aufgezehrt.

Doch meinte deren Schwarm hinwieder —
Der rings bestrickt vom Tod sich fand —
Die Scheiben habe ausgebrochen
Der Satan mit selbsteigner Hand.

Entging den grimmen Stricken eine,
Durch Gottes Huld hielt sie sich frei,
Und ward sie dennoch aufgefressen,
So meint sie, daß es Prüfung sei.

Das gilt von Fliegen und von Spinnen,
Die an Vernunft nicht überreich,
Doch sind wir klugen Menschen ihnen,
Gottlob, in keinem Punkte gleich.

Der Frömmste in seiner Art.

(August 1878.)

Das war der Frömmste in seiner Art —
Ich weiß nicht, wie er hieß, —
Den hat der Teufel zur Höll' genarrt.
Da wär' das Paradies.

Er schund und zwackte die Seele ihm
Und quält' ihn windelweich,
Und frug mit höllischem Spott und Grimm:
„Ist's hübsch im Himmelreich?"

Bescheiden flüstert der Frommen Zier:
„Je nun, das Ding hat Welt,
Doch frei gestanden, ich habe mir
Das netter vorgestellt.

Ich klopf' bei jeglichem Zwick und Zwack
Demütig an die Brust,
Und denk', es fehlt mir noch der Geschmack
An solcher Himmelslust.

Mir macht auch, trotz all des argen Scheins,
Nicht Grübelei Verdruß,
Da alles, besser wie unsereins,
Der Herrgott wissen muß!" —

Nun hat die Heiligen allesamt
Die Kunde tief erschreckt,
Daß eine Seel', die gar nicht verdammt,
Im Höllenpfuhle steckt.

Sie drängen vor und sie bitten für:
„Erlös ihn aus der Pein,
Und laß zur goldenen Himmelsthür
Die arme Seele ein!"

„Ja," spricht der Herre, „wie ist mir nur?
Wie komm' ich da zum Schluß?
Hat meiner prangenden Erde Flur
Betreten nie sein Fuß?

Ist er wie blind denn vorbeigerannt —
Gelockt nicht, noch erfreut, —
An all der Pracht, die mit reicher Hand
Ich dort umhergestreut?

Und wenn ihm da noch der Unterscheid
Von Lust und Qual gebricht,
Je nun, da thut er mir selber leid,
Doch helfen kann ich nicht,

So mag er denn leiden ohne Grund,
Bis es ihn selbst verdrießt.
Einstweilen laßt mir den Esel unt',
Bis daß er klüger ist!"

Gelegenheitsgedichte.

Prolog

zur Studentenvorstellung zum Besten des Wiener Schillerdenkmals.

(1872.)

Der Jugend steht die Zagheit schön! Sie mag
Erfahrnen Sinn durch kluges Schweigen ehren,
Die Kräfte, in ihr schlummernd, Tag für Tag
Erproben und im Born des Wissens klären
Und so geruhig warten ihrer Zeit
Und bis dahin sich reinen Sinn bewahren,
Die Zagheit steht der Jugend schön und feit
Vor raschem Thun und müßigem Beharren!
Doch müßte Jugend nimmer Jugend sein,
Nicht mehr auf ihren Wangen Rosen blühen,
Nicht mehr in ihrem Busen — klar und rein
Die Himmelslohe der Begeist'rung glühen,
Der Glaub' an alle Zukunft würde Lüge,
Die Hoffnung bessrer Zeit zu Grab gelegt,
Wenn nicht Ein Name zündend in sie schlüge,
Wenn Schillers Name nimmer sie bewegt'.
Als Schiller früh von dieses Lebens Bühne
Inmitten regen Schaffens mußte fliehen,
Da haben reuig diesem Weh zur Sühne
Die Götter ew'ge Jugend ihm verliehen,

Und keiner mag des Zaubers sich erwehren,
Der milde ihn, nach Götterschluß, umgibt.
Man mag die andern hohen Geister ehren —
Der ewig junge Schiller wird geliebt!
In hohen edlen Rhythmen ausgesprochen
Ergreift uns sein harmonisches Gestalten
Und dieser holde Bann wird nicht gebrochen
Von weißem Haar und tiefgefurchten Falten.
Gar rasch ist manches Wort ans Herz gedrungen
Und warm durchrieselt es das müde Blut
Und freundlich winkt aus den Erinnerungen
Noch einmal Jugendlust und Lebensmut.
Der Jugend pocht das Herz mit raschern Schlägen
Und seinem Urteil folgt sie unbedingt
Und bringt dem Meister volle Lieb' entgegen,
Der ihre Glut und ihre Weihe singt.
Es kann sie nimmer in dem Winkel leiden,
Nicht seitab kann sie seine Ehren schauen;
Sie muß heran, sie muß zum Werke schreiten,
An des geliebten Meisters Denkmal bauen.
Wir fanden sonst auf unsrer Wege Spur
Auf Brücken und in Nischen auf den Straßen
Die düstern Bilder derer, welche nur
Dem Himmel lebten und der Erd' vergaßen!
Sie wissen nimmermehr uns fürzubitten,
Sie wissen uns kein Beispiel mehr zu geben.
Sie wissen es ja nicht, was wir gelitten,
Sie wissen es ja nicht, was wir erstreben.
Es hat der Mensch sich eitlen Sinns entschlagen,
Im eignen Herzen sucht er Fried' und Glück,
Und legt mit stillem heiligen Entsagen
Sein Hoffen in des Herren Hand zurück,
Nicht sucht die Jugend Himmel zu gewinnen,
Sie sucht kein Eden mehr, das sie verlor,
Es ringt zu reinerm sittlichern Beginnen
Die Menschheit sich aus eigner Kraft empor.

Das wird der Herr der Welten nicht vergessen,
In seinen Händen wuchert wohl das Pfand,
Auf Erden aber hat der Mensch indessen
Zu regem Schaffen seine freie Hand.
So wollen wir der Erd' Verächter strafen,
Und mögen blinkend Erz und rauher Stein
Aus ihrem tiefen Schoß die besten Waffen
Um ihre Sache zu verfechten sein!
Es mögen rings die Bilder derer schwinden,
Die diese Welt gezieh'n der Nichtigkeit,
Da in des Herzens innerstem Empfinden
Die Wahrheit lebte jetzt und alle Zeit.
Wir wollen unsern Helden Raum gewinnen
Und wo Asketen stehen an den Wegen,
Da trete auch ein Geisterkämpe ihnen
In Erz und Stein gewappnet stets entgegen.
Wir wollen auf die Ehrensäulen heben
Diejenen nur, in deren mächt'ge Hand
Allzeit der Menschheit Würde war gegeben
Und welche treu bewahret dieses Pfand.
Damit ihr Recht auch endlich jenen werde,
Die unsers Geistes, unsers Blutes Zeugen,
Die uns den Himmel wollten zu der Erde
Mit treuem starken Arm herniederbeugen!
Damit dir, Hoher, auch dein Recht geschehe,
An dessen Denkmal wir die Hand nun legen,
Und möge deines Bildes reine Nähe
Zu treuem Hort uns werden und zum Segen,
Vermahnend uns und kommende Geschlechte,
Ans Edle stets zu halten ohne Bangen,
Und treu in Kampf zu gehn für jene Rechte,
Die oben unzerbrechlich wie die Sterne hangen!
Das mahne dein Gedächtnis, großer Meister,
Auch uns durchglüh', was dir im Busen brennt;
Das walte du, du edelster der Geister,
Den diese Welt als Friedrich Schiller kennt!

Nach fünfundzwanzig Jahren.

(1848—1873.)

Als sollte jeder Atem Friede trinken,
So ernst und schweigend ruht es in den Lüften;
Es scheint der Mond, die Gräberkreuze blinken,
Des Heilands Bildnis strahlt ob allen Grüften.
Da regt es an der Kirchhofmauer sich,
Da klettert es hinan und gleitet nieder,
Da steht ein Männlein alt und kümmerlich
Und stützt aufs nächste Kreuz die müden Glieder.
Aufatmend blickt er über 'n weiten Plan,
Dann fährt er seufzend mit der Hand zum Herzen ...
Dort winkt der Obelisk*), und golden dran
Erglänzen sie, die Tage jenes Märzen,
Dem wir ein treu' Gedächtnis noch bewahren,
Der uns in heiliger Erinn'rung steht,
Und der uns einst vor fünfundzwanzig Jahren
Wie süßer Völkerfrühling angeweht!
An diesem Grabe knieet nun der Greis,
Das Gitter streicheln zitternd seine Hände,
Und unter sich, zur Erde spricht er leis,
Als ob sein Wort Gehör bei Toten fände:
„Ich hab' um euch, der Freiheit Saat, getrauert,
Ich war dabei, als man zur Gruft euch senkte, —
Nicht lange hat die Herrlichkeit gedauert,
Ich war dabei, als man erschoß und hängte.
Ich komme jetzt zu euch, geliebte Tote,
In stiller Nacht, im Mondenlicht, alleine,
Es kommen wohl mit nächstem Morgenrote
Mit Kränzen und mit Fahnen die Vereine,
Ihr werdet Sang und viele Reden hören,
Manch gutes und manch unbedeutend Wort;

*) Als Denkstein für die Wiener März-Gefallenen. A. d. H.

Ich wollte bitten, lasset euch nicht stören,
Und bleibt in eurer Ruh' und schlafet fort.
Und wenn sie euch mit schönen Worten sagen,
Wie endlich obgesieget doch das Licht
Und wie der Freiheit Bau in unsern Tagen
Das ganze Reich umschließt ... o glaubt es nicht!
Man wird von ‚Rechten' und ‚Freiheiten' reden —
Hier schließt die Mehrzahl stets die ‚Mehrheit' aus —
Wir hielten doch für alle und für jeden
Mit einem Recht und einer Freiheit Haus!
Sie fochten einen Kampf, der sie wohl ehrt,
So gut es ging, that jeder seine Pflicht,
Doch nennen sie den Preis des Kampfes wert,
Dann, stille Tote, glaubet ihnen nicht!
Sie stehn ja alle in des Lebens Bann,
Sie werden nicht die volle Wahrheit wagen,
Denn dieses Lebens ganze Wahrheit kann
Doch nur der Sterbende den Toten sagen!
Schon streicht des nahen Morgens kühle Luft
Durch Trauerweiden und durch schlanke Rüstern,
So beuge ich mich denn nach eurer Gruft,
Um es euch rasch und heimlich zuzuflüstern:
Selbst dieser dürft'gen Freiheit Ernte ist
Nicht unter Dach, es drohen rings Gewitter,
Das ist's, warum mein Arm sich krampfhaft schließt,
Zu rütteln hier an eures Grabes Gitter.
O laßt uns der Begeist'rung Luft erfahren,
Die selbstlos in dem Ganzen untergeht,
Wie sie uns einst vor fünfundzwanzig Jahren
Wie süßer Völkerfrühling angeweht!"

Prolog

zur Festvorstellung im Theater an der Wien am 28. Sept. 1874 zur Feier der Rückkehr der österreichisch-ungarischen Nordpol-expedition.

(Gesprochen von Marie Geistinger im Charakter der „Horlacheilies".)

Do schreiben s' Neuzeit von dö Nordpolfahrer,
Mit großen Buchstab'n hob' is selber g'sehn für g'wiß —
A — 's Les'nkinna is a Seg'n, a wahrer —
Bin zum Schulmaster glei, hab g'fragt: was denn dös is?
Der sagt: „No, Lis'l, hörst, bist ma a feini,
Vergißt's, dö Erd' is rund, und auf der oanen Höh'
Da is a Land, da mag der koana eini,
So liegt's für ewig' Zeiten unter Eis und Schnee —
Da han si kuraschierte Manner g'funden
Und Oesterreicher, unsre braven Landsleut' soan's,
Dö han die tausend G'fahren überwunden,
Dö kemman hoam und dö erzähl'n der Welt hirzt oans!
Von alle, dö dös Stückl unternomma —
Verhungert und verfror'n san da gar bräve Leut' —
Dö Oesterreicher soand am weitsten komma,
Wo no koan Mensch is g'wen seit unvordenkli Zeit. —
Man kann dös koan unnütze Neugier nenna,
Dös steckt zu tiafst im Menschenherz'n eb'n,
Er will die Welt aufs letzte Winkerl kenna,
Den Wohnsitz, den uns hat der Herrgott geb'n!
Da gibt's so Leut', dö möchten s' gern verflucha,
Wann oaner' nur auf was er selber siacht, vertraut,
I moan, 'n Herrgott g'freut's, wann ihm oan Suacher,
A so a rechta, findig in die Werkstatt schaut,
Und moan, wir anderne, koan bißl minder
San dö ihm wert, und er is ihna z' Will'n
So wia a Vater, der mit seine Kinder
Nach Feierabend thuat Versteckа spiel'n,

Dö kloana Sakra stürzen 's ganze Haus
Und endli geht nur a kloan Bröserl a,
Der Boda woaß si selber nimmer aus,
Und muaß hervor: no guckt's — da bin i ja!
Und wird er mänigsmal a müd und irrig,
Do sucht der Mensch, nur wohl, a Spiel is's net,
A Arbeit is's, wie andere hart und schwierig,
A Arbat moan i, frumm wie a Gebet!
No woaß i mi schon aus, dös kann i sagen,
Ich han Respekt vor meine Landsleut' 'kriegt;
Es braucht schon a Kuraschi, das zu wagen,
A richtig's G'schau, das do a woaß, was's siegt!
Und was hab'n s' alles ausstehn müssen,
Dö armen Hascher, da am Nordpol unt',
's Schiff g'friert ein, 's Eis wackelt unter 'n Füßen
Und 's Wetta, glaub' i, is dort a net g'sund.
Und Berg soll's geb'n von Eis, gar net zum messen,
Und wüste Viecher viel — no i wollt' wetten —
Wann oan a Eisbär traf, der möcht' koan fressen
Und d'Seehund lieg'n wohl a an koaner Ketten.
Dös B'sundere anschau'n is wohl a net z'wider,
Do wie si unsre Landsleut' g'freuen mög'n,
Nach a so langer Zeit, wann sö dann wieder
Da unsre Berg' und unsre Viecher seg'n.
Sö hab'n aufg'wiesen vor der Welt ihr'n Augen,
Wir hab'n no Leut' voll Rührigkeit und Kraft
Und kemman s' frisch und g'sund, selb' möcht' schon taugen,
Daß ma si lang no g'freut der Landsmannschaft,
Und sachet i's, i war net lang bedacht,
I gebet freundli ihner d'Hand,
Seid 's schön bedankt für d'Ehr', dö ös uns g'macht
Und grüß eng Gott im Vaterland!

Epilog zu Raimunds ‚Verschwender‘.

Gesprochen im Theater an der Wien am 50. Jahrestag der ersten Aufführung.

(März 1884.)

Vor fünfzig Jahren, als der Vorhang sank
Nach diesem Spiele reicher Phantasie,
Erbrauste durch das volle Haus der Dank,
Dem frohbewegt die Menge Ausdruck lieh;
Doch über jenes Saales Schwelle
Drang an der Nachwelt Ohr des Meisters Ruf,
Der so zu tiefst aus Volkesseele
Die reinsten, edelsten Gebilde schuf!
Geändert haben sich die Zeiten
Und die Gemüter wurden kalt und hart,
Doch kennen sie kein Widerstreiten
Gen Meister Raimunds anmutsvolle Art,
Es schlägt sie sein naives Schildern
Noch heut wie Jugendtraum in süßen Bann —
Und die Allegorie in Bildern
Sie mutet fast mit weicher Wehmut an;
In seinem künstlerischen Walten
Da wurden Alter, Jugend, Haß und Neid
Ihm zu leibhaftigen Gestalten,
Zum Eingriff in der Menschen Los bereit.
Er scheuchte weg von sich die Ahnung,
Die nun des Menschen Seele bang bewegt
Mit jener furchtbar ernsten Mahnung:
Daß jeder selbst sein Los im Innern trägt,
Daß nichts heran von außen dränge,
Daß ihn von außen hielte keine Macht,
Wenn er nicht harten Griffs bezwänge
Den Dämon, der ihm in der Brust erwacht!
Das liegt des Meisters frohem Kerne
Als Künstler wie als Menschen fremd und weit,

Er führt das Feeenreich, das ferne,
Verklärend ein in die Alltäglichkeit
Und gibt so volle, heitre Lichter
Und setzt so frische, satte Farben hin,
Daß man auch heute lauscht dem Dichter
Noch mit der Ahnen gläubig regem Sinn.
Er selbst ein Flottwell, dem zum Lohne
Auch einer Cheristane Lieb entsprach,
Volksmuse, die aus ihrer Krone
Für ihn die reichsten, schönsten Perlen brach;
Verschwendet wohl, doch nicht verzettelt
Hat er vom Schatz, der ihm verliehen ward,
Und auch nur bei sich selbst gebettelt,
Wie es der reichsten Geister Eigenart.
Die Muse konnte auch den Meister
Zum Scheidegruß verweisen auf das Dort:
Auf den Verbleib im Reich der Geister;
Sie hielt getreulich ihrem Liebling Wort!
Den Besten zählt er bei im Bunde
Und nicht vergänglich nur erwarb er Huld,
Zahlt doch mit dieses Festes Stunde
Die Vaterstadt hier eine Ehrenschuld!
Und über dieses Saales Schwelle
Trägt jeder weiter nun des Meisters Ruf,
Der so zu tiefst aus Volkesseele
Die reinsten, edelsten Gebilde schuf!

Festlied

zur 25. Gründungsfeier des Wiener Schriftsteller- und Journalisten-Vereins „Concordia".

(10. Oktober 1884.)

Es sind nun fünfundzwanzig Jahr'
Im Zeitenstrom verflossen,
Als ernster Männer kleine Schar
Den festen Bund geschlossen,
Den Bund, wo treu sich gegenseit'
Die Kameraden stützen
Und in des Lebens schwerem Streit
Den einzelnen beschützen,
Daß er nicht Fremden schulde Dank
Und stets die Feder, unsre Wehr,
Erhalte fleckenlos und blank
|: Und allezeit in Ehr'! :|

Und auf dem kleinen Grunde sah
Man rüstig bau'n bis heute,
Nun stehet die „Concordia",
Ein stattliches Gebäude!
In dessen Mauern tritt der Mann
Zu Trutz der Not entgegen,
Der ihrer Macht auf offnem Plan
Wohl hilflos wär' erlegen;
Nun mag er ohne Furcht und Bang
Uns stets die Feder, unsre Wehr,
Erhalten fleckenlos und blank
|: Und allezeit in Ehr'! :|

Und wenn wir so in froher Rund
Uns fühlen all für einen,
So soll uns den erstarkten Bund
Auch fürder nichts verkleinen!

Wir wollen auch in schwerster Zeit,
Umdrohet von Gefahren,
Getreu die Unabhängigkeit,
Die er uns schuf, bewahren,
Für Ueberzeugung frei und frank
Die Feder führen, unsre Wehr,
Auf daß sie fleckenlos und blank
|: Und allezeit in Ehr'! :|

Am 50. Jahrestag der Beerdigung Ferdinand Raimunds.

(Gesprochen von Ludwig Anzengruber am Grabe Raimunds in Gutenstein am 8. September 1886.)

Als man vor fünfzig Jahren ihn zur Erd' gebettet,
Ihn, dessen sinn'ger Ernst und heiterer Humor
Oft unsrer Väter sorgenvolle Stirn geglättet,
Da wußt' die Welt noch nicht, was sie an ihm verlor;
Sie wußt' es nicht in jenen leichtbewegten Tagen —
Und mochte sein Verlust sie schmerzen noch so tief —
Daß sie in ihm den Meister hat zu Grab getragen
Der Poesie, die still im Volksherzen schlief;
Die wußte er, wie nach ihm keiner, zu erwecken,
Er hüllte Freud' und Leid in märchenhafte Pracht,
Es war wie froher, farbenreicher Träume Necken,
Aus denen reinern Herzens man dann aufgewacht!
Wir aber stehen hier an seines Grabes Scholle
Ein anderes Geschlecht, als wie sein Tag geschaut,
Es ist in harter Zeit uns eine ernstre Rolle,
Ein mächtig' Ringen um die Zukunft anvertraut.
Es lieget unserm Sinn das Feenreich verschlossen,
Des Märchenzauber unsre Eltern einst entzückt,
Ob wir durch eigne Schuld uns nun daraus verstoßen,
Ob rauhe Wirklichkeit demselben uns entrückt!

Doch können vollbewußt wir ihn jetzt höher werten
Den Meister, der die edelsten Gebilde schuf,
Als jene, die mit ihm gewandelt auf der Erden
Und deren Urteil oft verwirrte sein Beruf.
Was er mit liebevollem, künstlerischem Walten
In kühnen, sichern Strichen hatte konterfeit,
Die kernigen, die rührend treuen Volksgestalten,
Die finden lebend wir noch unter uns zur Zeit;
So öffnet sich troststreicher Ausblick in die Ferne:
Daß zäh' das Volk der Zeiten Wechsel halte stand,
Und daß sich stets in seines Wesens tiefstem Kerne
Verständnis für das Schöne und das Edle fand!
Daß jener Bilder Treue lebend sich erneuet,
Bezeugt die Meisterschaft der Feder, die sie schrieb,
Und daß er reicher Hand des Edlen Saat gestreuet,
Das zeugt für seines armen Herzens Menschenlieb',
Obgleich ein herb' Geschick ihn dorn'ge Pfade lenkte.
Und uns, entrücket seiner Tage Neid und Gunst,
Gilt er, den man vor fünfzig Jahren hier versenkte,
Als edler Mensch und echter Meister seiner Kunst!
Und wenn wir heute, ihn zu ehren, kommen,
So wissen wir, es rührt ihn Schmähung nicht noch Dank,
Seit er in das Urewige mit frommen
Und stillergebnem Sinn zurückesank.
So treuer müssen wir die heil'ge Pflicht bewähren:
Sein Angedenken zu erhalten reg' und wach;
Ein Volk, das seiner Toten wohlverdiente Ehren
Verkümmern läßt, das lebt sich selber bald zur Schmach!
Wenn wir mit duft'gen Kränzen nun und Zweigen
Die Gruft dir schmücken — heilig sei uns deren Ruh'! —
So wollen wir nur deiner wert uns zeigen,
Du edler Mensch und liebenswerter Meister, du!

Karl Elmar.

(1888.)

So haben einen jener Alten,
Wir wieder jüngst zu Grab' getragen,
Die sich aus ihrer Jugend Tagen
Die Glut der Poesie erhalten
Und deren Herz trotz Undanks Walten
Für Volk und Heimat treu geschlagen!

Als einstens er auf unsern Bühnen
Das Zepter sichrer Hand geschwungen
Und frisch gestritten und gerungen,
Mit Ernst und heiterem Erkühnen
Der harten Zeiten Druck zu sühnen,
War weit sein Ruf ins Volk gedrungen.

Und als die Muse ausgewiesen,
Die an des Volkes Herzen rührte,
Da trug im Bündel, das sie schnürte,
Sie Schätze weg und unter diesen
Manch Kleinod, das die Väter priesen
Und Elmars Meisterzeichen führte.

Doch wies er Kleinmut von der Schwelle
Und wußt' sich frohen Sinn zu wahren,
Goldblättchen schlug er aus den Barren,
Und Geist und Aug' behielt er helle
Und predigte an dieser Stelle
Urwüchs'ge Weisheit seit viel Jahren*).

Nun ruhet er in kühler Erde,
Gelichtet hat die Reih'n sein Streben
Und zwingt uns, neue Kraft zu werben;

*) Anzengrubers Nachruf erschien zuerst am 11. August 1888 im Wiener „Figaro“, dessen politische Zeitgedichte lange Jahre hindurch von Elmar herrührten. A. d. H.

Doch wer, du treuer Kampfgefährte,
Auch deines Amtes walten werde,
Er sei es wert, dich zu beerben!

Es wird manch Auge feucht sich senken
Um dich, der durch ein langes Leben
Verschwenderisch sich ausgegeben,
An Herz und Geist uns zu beschenken;
Und stets wird um dein Angedenken
Ein freundliches Erinnern schweben!

An eine junge Autographensammlerin.

(1884.)

Vorbei ist mir die Maienzeit,
Das Haar beginnt zu ergrauen,
Ihr gönnt mir nimmer Lust noch Leid,
Ihr holden Mädchen und Frauen,
Nun thut schon meinem Herzen wohl,
Wenn eine schmeichelnd es stammelt,
Daß ich paar Zeilen schreiben soll,
Da Autographe sie sammelt.

Mir ist's, als ob ein Epitaph
Ich schriebe auf meine Jugend:
„Hier ruhet sanft ein Herz, das brav
Versammelt wurde zur Tugend."
Ich fühl' mich so beengt dabei,
Wie 'n Fisch im hölzernen Zuber. —
Ich schließe
Wien am zweiten Mai
Ergebenst
L. Anzengruber.

Sprüche und Stachelreime.

Der Kapitalisten Notschrei.

Die Zeit ist reich, wie man's so nennt,
Wir armen Kapitalisten,
Wir geben Geld zu ein Prozent,
Um nur das Leben zu fristen.
Der Reiche wird zum armen Mann,
Die Revenue ist zum Darben,
Ein Elend, das sich kleiden kann
Nur noch in glänzende Farben,
So daß der Bettler sie durchguckt,
Wenn auch der Firnis noch blanke; —
Und wie das Haupt der Hydra zuckt
Empor der grause Gedanke:
Vor dieses Unheils mächt'gem Prall
Da bricht zusammen zu Staube
Der Menschheit letztes Ideal,
Ans Geld der heilige Glaube!

Mahnruf an die Reaktionären.

Der Zeiten Zeiger stehet niemals still,
Der trügt sich selbst, der ihn zurücke wendet,
Und jene, die ein Gott verderben will,
Die hat er alle Zeit vorerst verblendet!

Deutscher Sinn.

Daß stets vorauf der Zeiten Sturm und Drang
Erweckend und ermahnend ging der Sang,
Auf den das Wort dann folgte und die That,
Das weiß, wer deutschen Sinnes Kenntnis hat.

Korrespondenz mit den Sternbewohnern.

Wie möget ihr um den Verkehr euch plagen
Mit den Bewohnern andrer Welten?
Sie hätten uns wahrscheinlich nichts zu sagen,
Als was wir ihnen könnten melden;
Gesetzt — jedoch durchaus nicht zugegeben —
Sie stellten sich mit wahrhaft Neuem ein,
Dies „Ueber Erden Hohe“ würde eben
Uns leider gänzlich unverständlich sein.

Mangelnde Einsicht.

Die Volksgunst, wie die Liebe muß
Mit Logik man verschonen,
Die Nationen sind wie Frau'n
Und Frau'n wie Nationen;
Es machen beste Fürsten sie
Und bravste Ehemänner
Nicht glücklich, das besagen längst
Geschichts- und Herzenskenner.
Und wenn das Glück zu Haufen läg',
Ihr Mißmut blieb bestehen,
Denn sie vermögen's eben nicht,
Ihr Glück auch einzusehen.

Sprichwort-Thorheit.

Von Völkern spricht man oft genug,
Wie in dem Sprichwort von dem Krug
Und könnte der wie jene sagen:
„Ich gehe nicht, ich werd' getragen.“

Herr Wirt.

(April 1882.)

Herr Wirt, was war das nächtens für
Ein gottverfluchter Tropfe?
Es schmerzt mich heute morgens schier
Ein jedes Haar am Kopfe!
Wie muß die edle Gottesgab'
Verschändet und verhunzt sein?
Mein' Seel', was ich getrunken hab',
Das war wohl eitel Kunstwein!

Ei, heb die Hand beteuernd nicht,
Daß dieser Soff Natur ist,
Man weiß ja doch, verdammter Wicht,
Daß leicht wie Spreu dein Schwur ist.
Ueb lieber Treu' und Redlichkeit,
Schreib's an die Etikette,
Damit sich sachte noch beizeit
Ein Christmensch davor rette.

Du hättest nur wie vor und eh'
'was Kellerei betrieben
Und dir sei anorganische
Chemie ganz fremd geblieben?!
Hör du, es ist doch ganz umsunst,
Hier Lügen zu erstinken,
's ist Kunstwein, denn's ist eine Kunst,
Von diesem Wein zu trinken.

Modernes Frühlingslied.

(April 1882.)

O, wundermilder Frühlingshauch,
O, wohlig Sonnenglüh'n!
Mit Blüten schmückt sich Baum und Strauch,
Die Lande werden grün!

Es faßt die Seele froher Drang,
Ich muß sie sehn die Welt,
Voll Blütenduft und Vogelsang,
Vom heitern Blau erhellt!

Leb wohl, du trautes Weibchen mein,
Gib Urlaub kurze Frist,
Ich werd' des Wegs gedenken dein,
Wo mir's am wohlsten ist!

Da hör' ich ihrer Stimme Schmelz
Mit sorglich sanfter Bitt':
„Du nimmst doch deinen Reisepelz
Und auch den Fußsack mit?"

Die Herzenskündiger.

Oft singt ein hohes Lied vom Weine,
Das selbst der Kenner Ohr bestrickt,
Ein Mann, dem nie gewankt die Beine
Und den nur dünnes Bier erquickt.

Und oft, die engste dieser Welten
Zertrümmernd, freie Liebe singt
Ein Mann, dem nachts der Gattin Schelten
Sein Jüngstes in die Arme zwingt.

Und wer im Frührot erst die Kammer
Betritt, in treuer Freund' Geleit,
Der singt sonach in seinem Jammer
Den Hymnus der Enthaltsamkeit.

Und mancher bis an die Gestirne
Der Frauen Reinheit preisend hebt,
Der in den Armen einer Dirne
Soeben wild die Nacht durchlebt.

Moral lobpreist der satte Sünder,
Der Darbende besingt Genuß;
Es sind von je des Herzens Künder:
Das Sehnen und der Ueberdruß!

Dauer der Liebe.

Er: Du hast geliebt! O, leugne nicht!
Ganz sicher bin ich dessen.
Sie: Ich hätt' geliebt? Besinn' mich nicht,
Und wenn, ich hab's vergessen.
Er: So hältst du Treu', so hältst du Lieb'?
Vergißt, wer dachte deiner?
Sie: Mein Freund! Er ging, doch wenn er blieb,
Gedächt' ich heut noch seiner.
Er: Wenn du so schnell Vergessen treibst,
Wer wird mit dir es wagen?
Sie: Je nun, mein Freund, solang du bleibst,
Hast du nicht Grund zu klagen.
Es schärft die Zeit der Lieb' Gewalt,
Man schätzt sich stets genauer,
Und wird mit uns erst einer alt,
So kriegt die Liebe Dauer.

Frühlings-Kontroverse.

(April 1886.)

Der Alte spricht:

Ihr werten Kollegen, ihr lasset's nicht sein,
Trotz aller satirischen Hiebe,
Alljährlich zu singen den Lenz und den Wein
Und drittlings die wonnige Liebe;
Es kleidet dies Streben zwar höchst ideal
'nen jeden, der darin verrannt ist,
Da Frühling und Liebe und Wein uns zumal
In Wirklichkeit wenig bekannt ist.
Der Frühling ist Winters arglistiger Trug,
Im Wein steckt nicht Wahrheit noch Rebe,
Das Weibergeschlecht ist auch heuttags zu klug,
Daß Herz gegen Herze es gebe!

Die Jungen sprechen:

Verehrter Kollege, Ihr selber nur schwärmt;
Ihr schmähet den Lenz, weil Ihr kalt seid,
Den goldenen Wein, der Euch nimmer erwärmt,
Die Frauen, für die Ihr zu alt seid!
Wir beugen ergebenst uns mit Reverenz
Vor solcher erhabener Tugend,
Doch singen die Liebe, den Wein und den Lenz
Wir fürder der fröhlichen Jugend.
Ei, lasset's in rüstigern Tagen doch auch,
Zu müh'n Euch um Nachwuchs an Jungen;
Wenn er einmal abstirbt der löbliche Brauch,
So haben wir bald ausgesungen!

Der Alte:

Ei, merktet ihr denn nicht am zwinkernden Aug',
Daß ich euch nur schraubte, ihr Herren,

Und anderes besser zu predigen taug'
Als wie der Enthaltsamkeit Lehren?!
Wenn ringsum die Lande im sonnigen Schein,
Dann lasset in fächelnder Lauben
Mich sitzen, den funkelnden Römer voll Wein, —
Doch sei es ein Trank auch aus Trauben! —
Und schafft mir ein Mädchen an Seite, das lacht
Zum Kusse von bärtigem Munde,
Und wenn mich das alles nicht jung wieder macht,
Mögt ihr mich begraben zur Stunde!

„Lichter".

I.

Jedem, der sich zu den Malern zählt,
Dem birgt der Farbenkasten eine Welt,
Eine große, eine kleine,
Aber immerdar die — seine!

II.

Wer uns enthebt, erst nachzufragen,
Des Kunst uns alles weiß zu sagen
Und uns den Katalog erspart,
Der schafft ein Bild von guter Art!
Doch treffe den Apollos Strafe,
Der ganze Spalten lang erklärt,
So daß dem unwillkomm'nen Schlafe
Man nur mit Not und Mühe wehrt.

III.

Wer nackter Schönheit gibt die volle Ehre,
Sie hinzustellen weiß in aller Hehre,
Die sie geziert seit Weltenanbeginn,
Den klagt nicht an, wenn wider seinen Sinn

Manch Satyrhaupt mit breiten Nüstern
Sich auch nach solchem Bildnis lauschend reckt;
Der Tiermensch selbst, er wird nicht lüstern,
Wenn ihn ein Schauer höhern Schauns durchschreckt.
Doch mögt die Bilder ihr getrost verhängen,
Vor denen Männer weichen, Satyr'n drängen,
Denn solltet ihr dort keine Näht'rin sehn
In seifenschaumgeborner Schönheit stehn,
Dann droht euch schlimm're Augenweide;
Es wirft sich Lüsternheit in vollen Staat
Und bietet in zerknülltem Kleide
Den Ekel euch in Sammet und Brokat!

IV.

Gegossen wird nun und gehauen,
Was sich im „Brockhaus" finden will,
Es ist heuttags das Denkmalbauen
Ein sehr beliebt' Gesellschaftsspiel,
Just was man so ins Haus bedürfe,
's langt nicht für höhere Entwürfe;
Es scheint, man will nur eben
Das Kleingewerbe heben.

Erfahrenheit.

Zwei Arten Liebe bringen wenig Heil,
Die eine, die nur folgt dem heißen Triebe,
Die zweite, welche wägt den andern Teil
Und fragt: „Ist er es wert, daß ich ihn liebe?"
Dem Taumel, ob er kurz, ob lange währt,
Folgt das Erwachen und es flieht die Treue,
Und wer mit Grübeln sich das Herz beschwert,
Der mißtraut selbst dem Glück aus Furcht vor Reue.

Die Liebe aber, die von echter Art,
Die pfleget allezeit mit vollem Prangen
Der Schätze, die sie still im Herz' gespart,
Ihr Liebstes selbstlos zu umhangen!

*

Auch Schönheit zählet zu den Gütern,
Die blind des Schicksals Gunst verleiht;
Es haftet an auch ihren Hütern
Der Teilung Ungerechtigkeit!
Der Reiche, welcher mild erbarmend
Gesamtem Elend wollte wehren,
Er müßt' verachtet und verarmend
Bald selbst zur Not zurückekehren.
Und wollte sich die Schönheit nimmer
Mit eines einz'gen Glück befassen,
Sie würde ihren reinsten Schimmer
Um gaukelndes Phantom verlassen;
Sie setze dran das kühnste Wagen,
Sie führ' die freieste der Sprachen:
Sie kann wohl jedem sich versagen,
Doch nimmer alle glücklich machen!

Der gute Hirte.

Als jüngstens beim Spazierengehen
Nach allen Seiten meine Augen irrten,
Da hab' ich einen Schild gesehen
Vor einer Fleischerbank, „zum guten Hirten".

„Der gute Hirte", die Parabel
Thut mit viel Lehrnis in der Bibel stehen,
Doch leider darf bei keiner Fabel,
Noch irgend sonst, bis auf den Grund man gehen.

Den guten Hirten immer denn in Ehren,
Er sucht in Liebe das verirrte Lamm,
Er rastet nicht und bringt's zurück dem Herren.

Wozu er aber sich die Mühe nahm?
Je nun, 's ist Hirtenpflicht. Das Lamm indessen
Es wird geschoren und dann aufgefressen.

Sprüche.

Aus dem Nichts erwachen wir,
Tauchen wundernd aus der Erde,
Wie aus Moorgrund nicht'ge Blasen,
Und vergehen rasch wie sie.
Wie Gewürm so winden wir
Uns in einem wirren Knäuel,
Vergewaltigt durch uns selber,
Für ein andres ohne Sinn,
Und die kargbemessne Zeit
Nützen wir, um wenig Gutes,
Vieles Böse zuzufügen
Unserm eigenen Geschlecht!

*

Was du im Leben dir auch magst erringen,
Darüber bist gar bald du aufgeklärt,
Nur in dem Streben lag der ganze Wert
Von all den heißersehnten Dingen
Und in dem bißchen Freude am Gelingen.
Wer dieses Sein zu loben ist gewillt,
Der mag es,
Und wem es dünkt, ein übel Spiel gespielt,
Der klag' es,
Doch der, der gerne für vernünftig gilt,
Der trag' es.

*

Worin sich alle weisen Männer einen,
Aus grauer Zeit, aus jüngsten Tagen,
Wenn wir sie um den Wert des Lebens fragen,
Daß sie mit düstrer Stirne meinen:
Nicht eine Thräne sei es wert zu weinen,
Noch eine Lache aufzuschlagen.

*

Das Tragische im Leben, auf der Bühne,
Ihr stempelt es zu einer eignen Sorte,
Ihr sucht nach Schuld, ihr fordert eine Sühne
Und Schuld und Sühne sind nur Menschenworte,
Sind klein nur gegen des Geschickes Walten,
Und wollt ihr euch an selbe ängstlich halten,
So könnt ihr auch nur Kleinliches gestalten.

Erfahrungssatz.

(1889.)

Zweie nur, — wie ungleich sie, —
Rühren keines Tadels Worte
Das hartköpfige Genie
Und den Stümper ärgster Sorte!

Mundartlich.

D'Hauptsach'.

(November 1886.)

Mei' Vetta, mütterlicher Seit',
Der treibt dö Herrgottschnitzerei;
Dem stell' ich aft dö längste Zeit
Mich an sein' Werkbank nah' hiebei.

I schau' eahm zu da bei sein' G'macht,
Und amal mußt' ich frei ihn frag'n:
Wie er dös Ding denn ferti bracht',
Selb' möcht er mir africhti sag'n.

„Jo," lacht er, „lieba Vetta mein,
Dös is doch nur a Kloanigkeit;
Im Pflöckl steckt da Herrgott drein,
Nur daß mer 's übrig' weggaschneid't."

Draf sog' i, daß mich wunda nahm',
Daß niemal koan Malör eahm g'schiecht,
Eahm 's Messa nie daneben kam'
Und er durchs Holz frei durisiecht.

„Jo, Bübal," sogt er, „schau, af Ehr',
Do will halt koan Ausdeutschen gehn,
Denn wann ich d'Sach' so recht erklär',
Dann is s' glei gor nit zun verstehn.

„I konn mi net z' behaupta trau'n,
Daß 's eppa meine Augna soan,
Dö anderscht in die Welt h'neinschau'n,
Als wie sie's bei dö mehrern thoan.

„I woaß nit, wann ich 'en Schnitzer führ',
Is's d'Hand, dö alles da verricht't,
Is's was, was ich im Herz' verspür',
Is's was, was sich mei' Kopf ausdicht't?

„Woher mir's kimmt, bei meiner Seel',
Ich rat's nit, wurd' ich noch so olt,
Ob's oaner hernimmt, wo d'r wöll',
Nur haben, haben muß er's holt!"

'm Buab'n sei Gebitt.

O, himmlische Muatta, bitt für!
Schwar krank liegt mei' herzliabe Dirn',
Der Tod steht ganz nohat bei ihr;
O, laß mi mein Schotz nit valier'n!
O, sag's frei, da himmlische Herr,
Er hätt' ja doch Engel schon g'nua,
I waß von da Schul', a neun Chör',
Da braucht er doch koan mehr dazua.
Und i hätt' mei' Lebzeit a G'nüag'n,
Won er ma de Oane vagunnt,
Und nimmt er s', so müaßt' i' frei lüag'n,
Zu sog'n, wie er's guat mocha kunnt'.
Schau, wollt'st mer erretten mei' Dirn',
O, himmlische Frau, aus oll'n G'fahr'n,
That i a Wachskirzen spendier'n
Grod von meiner Dirn' ihrer Schwar'n*);

---

*) Schwar'n = Schwere.

Doch nit, wie s' am Tanzbod'n voron
Flaumfederleicht fliegt — war nöt schlecht —,
Beim Wachsler, do sog' ich ihr's schon,
Daß sie si wen'g schwar mocha möcht'.
Na, gelt, es is recht?!

Vertrauliche Zwiesprach.

(Dezember 1887.)

„Du mei' herzliab's Schotzerl,
No, sog mer nuar grod,
Ob dir noch koan ondra
In d'Aug'n g'stochen hot?"

„Dann loß a mei' Bua glei
Dich frogen vor oll'n,
Hot dir eppa nia noch
Koa' ondri nit g'foll'n?"

„Ei, schau, du mei' Dirndal
Und hätt's dös a thon,
Dir ziemt do koa Neugier,
I bin jo a Mon!"

„Und i bin a Dirndal
Frei ledig allweg'n,
Und liegt dir on mir, is
Om ondern nix g'leg'n!"

„Es is a im Grund doch
A dalkatas Frog'n,
Mer scheut sich vorm Lug'n und
Mog d' Wohrheit nit sog'n."

„No, sixtas, mei' Büabl,
Dös moan' i holt a,
Und liabt ma sich recht, g'schiacht's
Doch ollwal zu zwa!"

's alten Sepps Stoßseufzer.

(31. Mai 1881.)

Ei du liebes Menschenleben!
Kommt mer aus der Mutter Schoß,
Wird mer so geboren eben,
Wie dös Kailbel und dös Roß,
Is mer gleich a mehr verständig,
Macht ein' dös nur mehr elendig.

's Kailberl, als unschuldig's — Bengerl,
Weiß noch nix vom Oxenschlag'n
Und dös Füllerl träumt kein wengerl
Von dem schweren Ziegelwag'n;
All dös kimmt zu seine Zeiten
Und wann's da ist, muß mer's leiden.

Ei wohl, 's Vieh dös lebt wie blinder,
Kennt kein' Aengsten, denkt kein' B'schluß,
Doch uns arme Menschenkinder
Lehrt der Katechisimus:
„Z'höchst da schleppt mer sich siebz'g Jahr' hin
Und zum Schluß da wird mer gar hin!"

Kaum noch nach dem Bröserl Dasein
B'sinnt sich so a arme Seel',
Soll s' auch schon auf Nein und Ja h'nein
Gleich in Himmel oder Höll'; —
Ach, dös allz'samm' könnt' mer z' schiech sein,
Möcht' schon lieber gleich a Viech sein!

Der Taubenkobel.

Wonn mer 'en Michelbauern frogt,
Wie er si mit sein' Wei vatrogt,
So thut er zun vasteh'n oam geb'n,
Daß s' all' zwoa wie dö Täuberln leb'n.

Do denkt a seiner G'vattersmon:
„Schaugts d'r den Taubenkobel on!
I siech fürs Leben gern so poor
Valiabti Keßtelflickerwor'!

Fahrst hin zu dö zwoa glücklig'n Leut'.
Es kost't koan Haus, machst eahna d'Freud'!"
Er setzt sich af dö Eiserbohn,
Mit derer kimmt mer schnell hindon.

Er trifft ins Ort, jed's Kind woaß Red',
Wo Michelbauers Hütten steht.
Doch wie er klopfen will an d'Thür,
Da macht 'n a Spektakel irr'.

Drein geht's wie in 'ra Reitschul' zua,
Es kirrt a Dirn, es fluacht a Bua,
A Wickelkind is a no z' hör'n,
Dös d'Seel si aus 'n Leib will plärr'n.

Den G'vattern aber neugiert's groß,
Er druckt dö Thür schnell aus 'm G'schloß,
Und is am erschten Blick scho g'wiß,
Daß er beim Michelbauern is.

Durch d'Stuben laft a Kinderpaarl,
Dös gleicht 'en Eltern af a Haarl,
Da kloane Bua oan Vorschtwisch führt,
Dö Dirn' si mit oan Holzschuach wihrt.

Sö jag'n ananđer um dö Wieg'n
Und wonn sa si zun fassen krieg'n,
So setzt's ganz g'hörig Pläscher oh.
Der G'vatter schreit: „Wos treibt's denn do?"

Da stengen s' steif als wie dö Schrog'n
Und wissent onfongs nix zan sog'n,
Donn keift es Dirndel in da Still'n:
„No, Voda-Muada than mer spiel'n!"

Beim Schatz'.

Mein' Schatz dem los ich zua,
Wia er thut Zithern schlag'n,
Und mir verstehen sich
Ohne a Wörtel z' sag'n.

Z'erst kommt a Kirchenlied:
„Daß 'n Gerechten regn't,"
Um dö Zeit sein mir uns
Das erste Mal begegn't.

Und wann s' ihr Füßerl hebt
Und ihr hell' Aeugerl glanzt,
Dann hebt der Landler an,
Den mir zuerst hab'n tanzt.

Dann kommt: „No, bist mer treu?
Magst oder magst mich net?"
So kloane Strittigkeit
Und viel verliebte Red'.

Dann spielt s' noch weiter furt,
Da bin ich neamer z'Haus;
Was dös bedeuten thut,
Dös steht noch alles aus!

Bald weiß ich neamer und
Bald weiß ich, wie mir g'schiecht,
Bin so freudlebig, daß
Mich a koan Tod zernicht'.

Ich sitz' und ich sinnier',
Da klingt der letzte Ton,
No Dirndl, sag mir frei,
Was kriegst zum Lohn?

Bauersleut' im Künstlerhaus.

Es soan zwa alte Bauersleut'
In d'Weanstadt einikämma,
A Vetta thut s' voll Freundlikeit,
Wo's z' schaun gibt, mit hinnähma.

Der Schlankel oba der hat's a
Gar faustdick hinter 'n Uhren
Und hat sich amal mit dö zwa
Ins Künstlerhaus verluren.

Sö tappen da von Saal zu Saal,
Doch soan s' no kaum im zweiten,
So fangt dö Bäu'rin mit amal
Zun winken an und deuten.

„Ui jegerl, Monna, schaugt's af d'Seit!
Des nehmts an d'Seel'n sunst Schoden!
Do hängen g'molne Weiberleut',
Dö trog'n am Leib koan' Foden!

„I bin doch selber a a Wei'
Und woaß mi net zun fossen
Und woaß nit, wo mer da dabei
Söllt' seine Augen lossen!"

Der Bauer stolpert neben ihr
Hinein ins nachste Zimmer,
Er halt't 'n Huat vor d'Augen für,
Denn d'Sach wird allwal schlimmer.

„Mei," sagt er „'s is a Sünd' und Schond',
Dös siecht jo wohl a jeda,
Doch kimmt 'leicht 's Molen ohne G'wond
Halt billiger; net, Vetta?"

Da wird die Bäu'rin wild und schreit:
„No dös möcht' Gott verhüten!
Dös war dö rechte Sporsomkeit,
Dö söllt' mer doch vabieten!

Und bin i hitzten a gleich olt,
I ließ' mi so nit molen
Und nit in Güten, nit in G'wolt!
Mer dürft' mi dafür zohlen!

„Daß i vor oa'm söllt' so hinstehn,
Dös war' a Untafanga!" —
„Na," sagt der Baua, „loß nur gehn!
's wird's koana si valanga!"

Ein Kunstfreund.

Da Olt':

Du Sakra, du, wos soll dös hoaßen,
Was rennst mit Molern umanond?
Schleppst eahner, wonn s' mit dir nur g'spoaßen,
'n Ruckſack bis auf d' höchsti Wond?
Ja, konn er mol von sö d' erbetteln
A so a ong'kritzelt's Popier,

Ins Betbuach legt er gor dö Zetteln,
Als waren s' Heilig'nbildeln schier!
Loß di beizeit den Weg abdränga,
Dös Molwerk geht di gar nix an,
Do host di nit damit z' bemenga,
Du wirst amol a Bauersmon.
'en Leichtsinn aus dein' Köpfel schlogen
Müßt' i, wonn d' selbn eha nit valernst!
Schiaßprügel erscht, donn Steuer trogen,
Mei liaba Bua, dös Leb'n is ernst!

Da Jung':

Schau Voda, sei do' nit so neidi!
A Mon wir i erscht mit 'n Johr'n.
Der Ernst der kimmt no allwal zeiti, —
Valong' mer 'n gor nit zu d'erfohr'n!
Drum renn' i jo so gern hindonna
Vom Haus weg mit dö Künstlerleut',
Sö selber san lustige Mona
Und gunnen ondern a a Freud'!
Du moanst, es war' bei sö nix z' lerna?
Ei, schleich di zuchi nur fein still,
Bold mirkt's a jeda do von eahna,
Der sicht nur, was er sechen will.
Es hat do neuli oana d'Linden
In Hirschenwirt sein Hof abg'schrieb'n,
A groß a Saukob'n steht dahinten,
Der is vom Bildel weggablieb'n.
Sixt Voda, grod so möcht' i's mochen,
Do konn dö Welt mei' Zeit mer taug'n,
I b'holt' mer af dö schöna Sochen,
'en Saustoll loß i aus 'n Aug'n!

Zu Bildern von Defregger.

1. Die Maler*).

Da Führa hat zwoa Stadtherrn g'bracht
Zur Senderin, da saubern;
Was wöllen dö zwoa G'sellen denn,
Wöll'n s' wildern oder raubern?
No schaugt's eng 's Bild nur voreh' on,
D'Mural kimmt nachher hintendron.

Da oan' Herr biet' da Dirn' oan' Trank,
Sie lacht eahn freundli on zan Dank;
Daneben steht ihr Schotz, da Bua,
Und macht gar wilde Aug'n dazua.
Da zweiti Stadtherr blinzt dös Leut
So seitlings an, als war's a Freud'
Für eahm und wahrer Augentrost,
Je mehrer sich der Bua d'erbost.
Und leichtlich mit oan Ausgang schliaßt
Dö Sach', der möcht' gar koa'm nit g'fall'n,
Da half' nur oans: 'es Dirndel müaßt'
'n Malerleuten halt was mal'n**).

---

2. Die gebissene Gans*).

A jede Sünd' find't ihren Lohn
Und Straf' dö muß af Erden sein!
Wir laden zur Ekschekutschjon
Hitzt von oan argen Mürder ein!

---

*) Anzengruber hatte über Aufforderung der „Concordia in Prag, Verein deutscher Schriftsteller und Künstler in Böhmen", für einen Defregger-Abend (29. Januar 1887) diese Texte zu lebenden Bildern nach den Gemälden des Meisters gedichtet. A. d. H.

**) Jemandem etwas malen, parodistisch: jemanden zum besten haben, derb abfahren lassen. A. d. H.

Wie er sich da aum Boden wind't
Und kriechen thut als wie a Wurm,
Dö Gans, dö heunt noch leben künnt',
Is grad vurhin durch eahm versturb'n.
's ganz' Auditorium dös steht
Voll Schreck ob derer Schlechtigkeit,
Na, na, so wor koan Haushund net
In früh'rer guter, frummer Zeit!
Und künnt mer's nur noch sicher wissen,
G'schiacht wirklich eahm so hart und weh?
Da Racker hat am End' koan G'wissen
Und fürcht' sich ledig nur vor d'Schläg'.
's is dös wohl freilich a a Grund,
Denn gern laßt sich gar koaner schlag'n,
Und schließlich is ja doch da Hund
A Mensch a, mit Respekt zu sag'n.

3.*)

Wie's da Defregger g'moant hat, meine Herrn,
Werd' ich dös Bildel vielleicht net d'erklär'n,
Doch därf dös eng nöt, noch 'en Master kränken,
Ich greif' nöt viel daneb'n, so sollt' ich denken.
Dös Weibsleut scheint mer, dös is oans, was gern
Mit jeden lacht und plaudert, doch in Ehr'n,
Dös Monleut — denk' ich mir a wengerl faul,
Schon weil er d'Ludel mitführ'n thut im Maul;
Ich hoaßet's, — soll a Aufschrift amol drüberstehn:

Da Zwoasilbig'.

A Dorfplausch im Vorübergehn.

„No, Fei'rob'nd, Veit? Is d'Arbeit 'thon?" — „Dös schon!"
„Han, woaßt daß d'Trautel wieder da sein soll?" — „A wohl!"

---

*) Auf Einladung der Wiener Künstlergenossenschaft für ihr Weihnachtsalbum gedichtet. A. d. H.

„Dö was dein Schatz von eh'nder wor" — „Wos gor!"
„No, ganz umsunst is doch wohl koan so G'red'." — „'Leicht nöt?"
„A bisserl wos möcht' doch dron sein." — — „No, mein —"
„Z'weg'n wa hat d'Sach' sich zwischen eng zerschlag'n?" — „Müßt s' frag'n."
„Moanst, daß ich 's Rätsel lösen thua?" — „Geh zua!"
„Hast 'leicht von ihr z' viel g'wußt und just nix Schön's." — „Na, Cenz!"
„Dann sie von dir nit weni!" — „Pfüat God, hitzt geh'n i!"
Nur oans muß ich entschuldiga, weil's just noch geht,
Daß ob'n ich nur dö Herrn und nöt a d'Frau'n anred'!
Nur weil für d'Kratzfüß' d'Verschfüß' fahl'n, so macht si
Vor d'Artigkeit a Schuber.

November achtzehnhundert vierundachtzi
zu Wean L. Anzengruber.

Sag'n im Summer dö Halm'.

Sag'n im Summer dö Halm':
„Uff, wir müssent vadorr'n,"
Sag'n s' im Winter gleich drauf:
„Husch mir seind schon vafror'n!"
Af der Tenn', in der Mühl',
Jahr für Jahr, wia da will',
Fehlt's doch niemal an Korn.

Und so klagt a der Mensch,
Daß wen'g Freud' er erwirbt,
Daß dös Wen'g no dazu
's leidig' Leb'n ihm verdirbt,
Und trotz Jamma und G'schroa
Thun s' sich z'samma zu zwoa,
Daß dö Welt nöt ausstirbt.

Einfälle und Schlagsätze.

Aus dem Nachlaß.

Bescheidenheit ist der Anfang aller Vernunft.

*

Sehnsucht ist erstickte Freude, Wehmut ist stumpfer Schmerz.

*

Nicht die Natur, nur der Mensch kennt Erbarmen, aber nicht oft läßt er es walten.

*

Wer der Welt ein Heiland zu sein glaubt, thut gut, mit dreiunddreißig Jahren zu sterben.

*

„Der Mensch wollte sein wie ein Gott," erzählt die Mythe und sie sagt die Wahrheit. Gegen das Leid des Lebens bäumte sich der Mensch auf und verlangte nach Allmacht, um es auszutilgen; wie aber käme ein Teilchen zur Macht ob allem, wie meistert ein Sandkorn den Berg, ein Tropfe die Woge? Da fühlte er sich überlegen, indem er das Leid tragen lernte und nun fragte er: „Kann Gott auch leiden?" Und wäre ihm die Frage nicht bejaht worden, er hätte keinen Gott mehr geglaubt. (Dezember 1881.)

*

Die Götter sterben — aber der Gott im Menschen, der sich auflehnt gegen das Häßliche, Verderbliche, Gemeine, der stirbt nicht.

*

Ueber das, was oft angeblich zu Gottes Ehre geschah und geschieht, muß sich der Teufel freuen.

*

Das normale Gehirn. Wer hat es denn? Vielleicht nicht einer der gegenwärtig Lebenden. Der Klügste rast unbewußt — in den Ideen seiner Zeit.

*

Das Leben hat nicht mehr Wert, als wir ihm geben.

*

Die Welt wurde nicht, die Welt wird.

*

Künstler wird nur der, der sich vor seinem eigenen Urteil fürchtet.

*

Wenn ich meine Werke überdenke und betrachte, so merke ich erst, wie jung ich war und wie jung ich leider noch bin; wenn ich aber meine Zeitgenossen betrachte, so merke ich zu meinem Leidwesen, daß die Herren jünger sind.

*

Echte Kunst hat immer Moral, nur die Zuhörer und Beschauer haben oft keine.

*

Die Tugend trägt nie zur Unterhaltung bei, das Laster zuweilen, die Dummheit immer.

*

Die Menge, immer in der Not feige, im Glücke übermütig. Dir aber gehören alle anderen, allen anderen gehörst du zu dieser Menge, jeder für jeden gehört dazu und so ist das Urteil über uns alle gefällt.

*

Die Gefahr des Pessimismus besteht darin, daß er müde macht und eine politische Reaktion erleichtert.

*

Das Albernste wäre es wohl, wenn ein Mann die Wetterfahne festbinden, die Fensterrahmen festnageln ließe, um behaupten zu können, es gehe kein Wind. Was thut die Staatsgewalt oft anderes in drohender Zeit, wenn sie offenes Reden und Meinen verbietet?

*

Judenhetzen, Maurenvertreibungen, Hexen- und Ketzerprozesse waren Kapitalsregelungen.

*

Fehler parlamentarischer Regierungen erklären sich leicht. Die Liberalen nehmen das Volk für klüger, die Reaktionären für dümmer, als es ist.

*

Die Friedensliga. Sie ist den Gedanken der Zeit, nicht aber den Thatsachen entsprechend. Ihr habt nicht die Macht, alle Völker durch Friedenslieder einzulullen. Leider nicht. Der aber, der es vermöchte, ein einzelnes, es wäre

das edelste, einzuschläfern, daß es unbereit, waffenlos unter den andern dastünde, er wäre nicht ein Freund der Menschheit, sondern nur ein Feind dieses Volkes. So steht es leider. Darum keine Friedenspredigten, keinen Kosmopolitismus, sondern Betonung des Nationalgefühls. Der Krieg wird schließlich den Krieg unmöglich machen. Nicht die Milde, der Greuel, der himmelschreiende Greuel war von je der Lehrer der Völker.

*

Ist Talent, so ist auch die Schönheit ein Verdienst.

*

Gott und Liebe, die beiden mißbrauchtesten Ideen.

*

Die Legitimisten brauchen einen Herrn, um Diener haben zu können.

*

Lustige Leute lachen machen, ist kein Verdienst, aber die Falten ernster Stirnen glätten, halte ich für eines.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05323 8195

